







III.

Rheinische Geschichten und Sagen

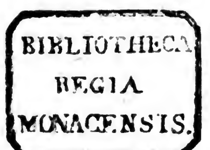
von

Niklas Vogt.



Dritter Band.

Frankfurt am Main
Verlag der Hermannschen Buchhandlung
1817.



Vorrede.

Ich habe nun den verwickeltsten und folglich schwersten Theil dieser Geschichte vollendet; nämlich die Geschichte der vielen Fürstenthümer, Bisthümer, Abteyen, Grafschaften, Republiken und Rittersitze, welche sich während des Mittelalters am Rheine gebildet haben. In dem folgenden Zeitalter geht alles wieder in's Große, und die Geschichte der einzelnen Staaten verliert sich allbereits in den allgemeinen Begebenheiten der ganzen Nation. Die zwei letztern Theile dieses Werkes würden freilich leichter zu bear-

beiten, und angenehmer zu lesen gewesen seyn, wenn ich, wie in dem ersten, die einzelnen Bächlein der rheinischen Länder in dem großen majestätischen Flusse der allgemeinen teutschen Geschichte hätte fortfließen lassen können; allein es ist dem teutschen Volke jederzeit eigen gewesen, das Einzelne, selbst auf Unkosten des Ganzen, geltend zu machen. Darum wird man mir es zu gut halten, wenn ich erst dem Straßburger, Freiburger, Badner, Speierer, Wormser, Mainzer, Trierer und Cöllner seine Geschichte geschrieben habe, ehe ich wieder auf die allgemein-teutsche kommen konnte. Dafür soll sowohl der teutsche als der fremde Leser in den folgenden Theilen entschädigt werden; denn da finde ich nicht nur in den Jahrbüchern und Urkunden reiche Quellen geöffnet, sondern mich selbst als einen gleichzeitigen Beobachter aller der großen und kleinen Menschen oder Begebenheiten, welche ich beschreiben werde. Ich habe

nämlich in der Geschichte unserer Zeit nicht nur gelebt, sondern gesehen, gehört, gesprochen, geschrieben und gehandelt. Mit vielen der Fürsten, Generäle, Minister, Volksrepräsentanten, Gesetzgeber und Gelehrten, welche die Begebenheiten unserer Zeit entweder herbeigeführt oder geleitet haben, war ich entweder bekannt oder vertraut; und was ich nicht selbst und unmittelbar erfahren oder beobachten konnte, hinterbrachten mir treue und unparteiische Zeugen.

So mögen denn diese drei Theile einstweilen als eine Vorbereitung zu den großen Begebenheiten vorausgehen, welche ich in den folgenden Theilen erzählen werde. Die so merkwürdige Geschichte meiner Zeit soll erst nach meinem Tode gedruckt werden, damit das Gute und Schlechte, was sie enthält, wie von einem Abgestorbenen geschrieben, erscheine, welcher von dieser Welt nichts mehr zu hoffen noch zu fürchten hat.

Die Verbesserungen zu diesem Theile sind hinten angemerkt. Wegen anderer Mängel hoffe ich von Kennern Entschuldigung zu erhalten, welche wissen, wie viel Mühe und Kunst dazu erfordert wird, die Geschichte so vieler Staaten und Städte zu schreiben, bei welcher es entweder an Hülfsmitteln oder an Bedeutenheit fehlt.

Frankfurt am Main,
den 30. Januar 1817.

Niklas Vogt.

Verbesserungen.

Seite 32. in der Note statt Bona l. Bocca.

— 55. Zeile 10. statt Hunstein l. Hanstein

— 94. und den folgenden ist aus Versehen die Geschichte der Ueberwältigung von Mainz, statt nach dem Manuscripte, nach dem Auszuge abgedruckt worden, welchen ich in das achte Heft des zweiten Bandes des rheinischen Archivs habe einrücken lassen; und noch einige Unrichtigkeiten, oder Unvollständigkeiten enthält. Damals hatte der Präsident Bodmann noch nicht die ausführliche, wahrscheinlich gleichzeitige Handschrift heraus gegeben, welche diese merkwürdige Geschichte umständlich darstellt. Siehe rhein. Archiv IV. und V. Band. Nach dieser hatte ich selbst diese Geschichte umgearbeitet, aber diese Umarbeitung ist aus Versehen verwechselt worden. Ich muß daher wenigstens folgende Berichtigungen hier angeben.

—	94.	Zeile	6.	statt die Landgrafen von Hessen l. die Markgrafen von Brandenburg und von Baden.
—	95.	—	4.	statt 28. l. 27. October.
—	97.	—	1.	statt allein beide waren l. allein ersterer war.
—	97.	—	5.	von unten statt des achtundzwanzigsten l. siebenundzwanzigsten.
—	112.	—	10.	und 17. statt Desibodenberge l. Disibodenberg.
—	114.	—	13.	statt die die l. die.
—	121.	—	1.	3. 9 und 11. statt Konrad l. Johann.
—	126.	—	4.	statt ausgeben l. uns geben.
—	176.	—	16.	soll nach den Armen in einer Note stehen: Der Kirche von Bornhofen und dem Siechenhause Siechen genannt.
—	194.	—	13.	muß der Punkt statt nach christliche Kirche, nach Christi Geburt stehen.
—	262.	—	6.	von unten, vor l. von.

Zehntes Buch.

Rheinische Geschichte

von

Kur-Mainz.

Stammtafel des Walramisch-Nassauischen Zweiges.

Heinrich IV. Siehe die nassauische Stammtafel im vorigen Buche.

Walram II., Stifter der walramisch-nassauischen Linie, 1198. — Otto, Stifter der Ottonischen. (Siehe den vierten Theil.) — Elisabeth, Gemahlin Gottfrieds von Eppstein, und Mutter Gerhards II. Erzbischofs von Mainz.

Adolph, Kaiser 1292 — 1298.

Gerlach, 1357. Mechtilde, Gemahlin Pfalzgrafen Ruperts, 1294.

Adolph II., Stifter der Idsteinisch-Wiesbadischen Linie, 1355. — Gerlach, Erzbischof von Mainz, 1371. — Johann, Stifter der Weilburgischen Linie, 1355.

Walram III., 1393. — Adolph I., Erzbischof von Mainz, 1393. — Johann, Erzbischof von Mainz, 1419.

Adolph III., 1442. Heinrich, 1448.

Johann, 1455. Adolph II., Erzbischof von Mainz, 1475.

Adolph IV., 1511. Philipp, 1509.

Friedrich August, Herzog von Nassau-Usingen, mit ihm stirbt 1816 die Linie aus.

Friedrich Wilhelm, † 1816.

Georg Wilhelm August, Herzog von Nassau.

Stammtafel des Walramisch-Nassauischen Zweiges.

Heinrich IV. Siehe die nassauische Stammtafel im vorigen Buche.

Walram II., Stifter der walramisch-nassauischen Linie, 1198. — Otto, Stifter der Ottonischen. (Siehe den vierten Theil.) — Elisabeth, Gemahlin Gottfrieds von Eppstein, und Mutter Gerhards II. Erzbischofs von Mainz.

Adolph, Kaiser 1292 — 1298.

Gerlach, 1357. Mechtilde, Gemahlin Pfalzgrafen Ruperts, 1294.

Adolph II., Stifter der Idsteinisch-Wiesbadischen Linie, 1355. — Gerlach, Erzbischof von Mainz, 1371. — Johann, Stifter der Weilburgischen Linie, 1355.

Walram III., 1393. — Adolph I., Erzbischof von Mainz, 1393. — Johann, Erzbischof von Mainz, 1419.

Adolph III., 1442. Heinrich, 1448.

Johann, 1455. Adolph II., Erzbischof von Mainz, 1475.

Adolph IV., 1511. Philipp, 1509.

Friedrich August, Herzog von Nassau-Usingen, mit ihm stirbt 1816 die Linie aus.

Friedrich Wilhelm, † 1816.

Georg Wilhelm August, Herzog von Nassau.

Rheinische Geschichte

von

Mainz und Nassau.

(Fortsetzung.)

Also zur Zeit, wo die Kaiserkrone von den Händen der geistlichen Kurfürsten am Rhein vergeben, und Frankfurt von denen zu Mainz als Wahlstadt ernannt wurde, saß Werner von Eppstein auf dem heiligen Stuhle zu Mainz, und leitete die Kaiserwahl. Müde der bürgerlichen Kriege, welche bisher die Länder seines Erzstiftes und seiner Familie verwüstet hatten, machte er der eppsteinisch-nassauischen Fehde durch einen billigen Frieden ein Ende, und wollte nun auch eine gleiche Wohlthat dem ganzen Reiche angedeihen lassen. Diesen edlen Gesinnungen gemäß, schlug er nach dem Tode Richards von Cornwallis den zu Frankfurt versammelten Wahlfürsten einen Mann zum Kaiser vor, dessen Hausmacht sie nicht fürchten, dessen großen Geist sie aber verehren mußten: Rudolphen von Habsburg. Werner hatte ihn auf

einer Reise nach Italien, wohin er ihn geleitete, kennen gelernt, und ihm seine Liebe und Hochachtung nicht versagen können. Rudolph entsprach auch als Kaiser den Hoffnungen, welche sich der Erzbischof von ihm, als Grafen, gemacht hatte. Er versprach seinem Erzstifte die Gerichtsbarkeit über den Bachgau, und bediente sich seines Rathes in allen wichtigen Reichshändeln.

Nachdem Werner im Jahr 1284 mit Tode abgegangen war, glaubte sein Vetter Gerhard, der Archidiakon von Trier war, als ein Eppsteiner, ihm folgen zu können; allein ihm setzte sich der Domprobst, Peter von Reichenstein, mit seiner Partei entgegen. Während dieses Streites brachte Rudolph durch den Pabst Honorius IV., den alten Freund seines Hauses, Heinrich Knoderer auf den erledigten erzbischöflichen Stuhl. Dieser war jener Beckerssohn aus Ysni in Schwaben und zuvor Franziskaner-Mönch, welcher dem Kaiser so wichtige Dienste geleistet hatte. Seine Feinde nannten ihn daher spottweis den Gürtelknopf; allein er wußte sich durch seine Kenntnisse zu der höchsten geistlichen Würde emporzuschwingen, und Rudolph, dem er zuvor als Hausfreund in häuslichen Angelegenheiten weislich gerathen hatte, bediente sich seiner nun auch als Erzkanzlers in den Geschäften des Reichs.

Wir haben bereits in der Geschichte von Habsburg-Oestreich angeführt, wie wacker der Kaiser Rudolph durch Rath der beiden mainzischen Erzbischöfe, Werners und Heinrichs, das Reich und die Gerechtigkeit verwaltet, und wie klug er dadurch seine Erbländer vergrößert habe. Einen ähnlichen Ruhm und Vortheil wollte jetzt Gerhard II., welcher auf Heinrich II. zum Erzbischof von Mainz erwählt wurde, der Nassau-Eppsteinischen Fa-

milie zuwenden, woher er von väterlicher und mütterlicher Seite zugleich abstammte. Nach dem Tode Rudolphs hatten sich nämlich mehrere Kronbewerber gemeldet, unter denen Albert, der Sohn des verstorbenen Kaisers, der mächtigste war. Von den weltlichen Kurfürsten hatte sich jeder wohl selbst zu der erledigten Würde tauglich geglaubt, deswegen bedrohte Gerhard einen jeden mit der Wahl seines mächtigsten Nebenbuhlers; die Geistlichen aber hofften von einem mindermächtigen Fürsten einen größern Einfluß und auch größere Geschenke zu erhalten, als von einem mächtigen, der sie nach der Wahl verachten könnte. Diesem zufolge hatte schon Gerhard für sich und sein Erzstift den Besitz der Gerichtsbarkeit über Seligenstadt und den Bachgau, die Verwaltung der Städte Mühlhausen und Nordhausen, den Zoll und die Vogteirechte in Lahnstein, die Juden in Mainz, die Freiheit der geistlichen Gerichte, das Stadtrecht für sechs Ortschaften seines Erzstiftes, den Ersatz der bei der Wahl verwendeten Kosten und den besondern Schutz gegen seine Feinde ausbedungen. Dem Kurfürsten von Trier versprach Gerhard die Stadt Cochem und den Ort Clotten, dem Kurfürsten von Cölln die Vogtei über das Stift Essen, und dem Kurfürsten von der Pfalz für seinen Sohn Rupert seine Base Mathilde mit einer guten Aussteuer. Unter solchen Bedingungen, und bei solchen Gesinnungen der Kurfürsten schrieb Gerhard 1291 den Wahltag nach Frankfurt aus, ließ die Stadt mit Truppen, die Straßen mit gewonnenem Volke besetzen, und rief so in dem Dominikanerkloster, unter den gleichsam überraschten Fürsten, seinen Vetter Adolph von Nassau zum Kaiser aus.

Gerhard hatte bei dieser Wahl zwei Absichten zugleich. Zuerst hoffte er, wie ehemals Hatto oder Willigis, unter

dem Nahmen des Kaisers das Reich regieren, und zweitens, wie Rudolph von Habsburg, seine Familie erheben zu können. Auch Adolph wollte durch seine Regierung das Reich und sein Haus vergrößern; allein beider Plan scheiterte, weil beide nicht einig blieben. Jener glaubte, mit diesem einen dankbaren, folgsamen Günstling auf den Thron erhoben zu haben, welcher in allen Unternehmungen seinen Rath und seine Hülfe nachsuchen würde; dieser aber fühlte sich jetzt als Kaiser stark genug, selbst regieren zu können, und verachtete den Erzbischof, wie eine niedrige Stufe, auf der er zum Throne gestiegen war. Adolph wollte die Nassau-Eppsteinische Größe durch Muth und Kühnheit gründen; Gerhard aber durch List und Staatskunst.

Durch das wohlthätige Beispiel Rudolphs von Habsburg belehrt, zeigte Adolph bei dem Anfange seiner Regierung eben so viel guten Willen als Kraft. Er reiste in den rheinischen Städten und Gauen herum, und ermahnte die Fürsten und Bürger zur Eintracht und Ruhe. Auf einem Reichstage zu Cölln ließ er den Landfrieden noch einmal bekräftigen, und bestrafte die elsäßischen Landvögte, welche ihn, statt zu schirmen, gebrochen hatten. In seinen Erblanden selbst gab er ein glänzendes Beispiel von Klugheit und Gerechtigkeit. Er verbesserte das Schöppengericht zu Wiesbaden, und verschönerte die durch die eppsteinische Fehde verwüstete Stadt mit neuen Gebäuden, Kirchen und Pallästen. Nahe dabei bauete er seiner Familie eine Ruhe- und Grabstätte in dem Kloster Klarenthal, und befestigte gegen äußere Ruhestörer die Schlösser Sonnenberg und Adolphseck. Endlich wollte er auch die Rheingrenze des Reichs gegen die Anfälle Frankreichs schützen, und schloß im Jahr 1294 ein Bündniß mit Eduard, dem Könige von

England. Allein eben dieses Bündniß verleitete ihn zu Schritten, welche den Glanz seiner Regierung verdunkelten, und ihm selbst den Untergang brachten. Es wurde nämlich darin festgesetzt, daß ihm der König von England 30,000 Mark Silber bezahlen, er aber mit diesen Hülfs-Geldern Frankreich bekriegen sollte. Statt diese Summe zur Ehre der teutschen Nation zu verwenden, kaufte er sich damit Thüringen von einem liederlichen Fürsten, und einen Haufen liederlicher Söldner, um diesen Kauf zu behaupten.

Ueberhaupt sieht man an der Geschichte Adolphs und seiner Nachfolger auf dem Kaiserthron, wie nachtheilig selbst ein großes Beispiel in einem Reiche wirken konnte, dessen Bande durch eine lange Anarchie erschlafft waren. Kaiser Rudolph wollte durch die Erwerbung von Oestreich und die Vermählung seiner Töchter an die Kurfürsten dem Reiche Einigkeit und der kaiserlichen Würde wieder Kraft geben. Seine Nachfolger aber sahen selbige nur als ein Mittel an, wodurch sie ihre Hausmacht vergrößern konnten. Die vorigen Kaiser aus dem sächsischen, fränkischen und hohenstaufischen Stamme zeigen in ihrer Regierung immer noch ein edles, großes Bestreben zur Erhebung der Krone und der ganzen Nation; aber die folgenden Kaiser dachten nur auf die Vergrößerung ihrer Erbländer und den Glanz ihres Hauses. Von diesen Gesinnungen gibt Adolphs Subsidien-Vertrag mit England, und sein Länderkauf den sprechendsten Beweis. Wir müssen daher diese Geschichte besonders hier anführen, weil sie auch auf die rheinischen Länder einen so wichtigen Einfluß hatte.

Die Landgrafschaft von Thüringen beherrschte zu der Zeit Albrecht, welcher sich seines unedlen Betragens wegen den Nahmen des Ausgearteten zugezogen hatte.

Er war mit Margarethen, der Tochter Kaiser Friedrichs II., vermählt, und durch sie mit zwei wackern Söhnen, Friedrich und Tiecemann, gesegnet worden. Sowohl wegen ihrer hohen Geburt als wegen der Liebe zu ihm hätte sie seine ganze Achtung verdient; allein eben ihre Tugend und der gänzliche Mangel an Gefallsucht machte sie ihm gleichgültig, und führte sein leichtfertiges Herz einer ihrer Kammerfräulein, der Kunigunde von Eisenberg zu, welche durch ihre blendenden Reitze und das glühende Feuer ihrer Augen die sittsame Schönheit Margarethens in den seinigen verdunkelte. Die anfänglich verborgene, aber eben darum desto süßere, Lust artete bald in sinnliche Genüsse aus. Kunigunde konnte die Folgen ihrer Schande nicht mehr verbergen, und äußerte statt Scham und Reue nur einen noch größern Stolz gegen ihre Fürstin und Gebieterin. Sie gebar endlich einen Sohn, welcher den Nahmen Apiz erhielt, und beherrschte Albrechten nun mit einer fast unwiderstehlichen Gewalt.

Margarethe ertrug vielleicht schon lange ihren heimlichen Kummer, weil sie die Schande nicht öffentlich bekannt machen wollte; jetzt aber, da ihre Nebenbuhlerin mit beispielloser Frechheit sich darob noch brüstete, erwachte in ihr der Stolz einer Kaisertochter und rechtschaffenen Frau. Sie beklagte sich mit Bitten und Thränen bei ihrem Gatten über das schändliche Betragen; aber anstatt Gehör zu finden, wurden sowohl er als sein Kebsweib noch härter gegen sie, und verdoppelten die Mißhandlungen, um sie sich durch Kränkungen vom Halse zu schaffen.

Dieses gelang ihnen denn auch wirklich. Nachdem Margaretha lange genug alle nur erdenkliche Beleidigungen, wie eine heilige Dulderin ausgehalten hatte, faßte sie den Entschluß, heimlich zu entfliehen, um nicht ferner

Zeuge einer schändlichen Untreue zu seyn. Mit Thränen nahm sie Abschied von ihren unmündigen Söhnen. Im höchsten Ausdrucke des Schmerzes und der mütterlichen Verzweiflung biß sie unter der letzten Umarmung dem ältesten in die Wange, weßwegen man ihn auch den Gebissenen nannte, und floh nach Frankfurt, wo sie in einer einsamen Zelle des Weißfrauen-Klosters das Ende ihrer Leiden fand.

Nach ihrem Tode warf der ausgeartete Albert allen Schein von Anstand weg, und heirathete Kunigunden öffentlich. Wie eine königliche Braut geziert ging sie zum Altar, und brachte ihren Bastard unter dem Fürstenmantel mit, um ihn als künftigen Landgrafen zu legitimiren. Dieser von Vater und Mutter zugleich verwöhnte Liebling wußte nun eben so das Herz seines Vaters von seinen Brüdern abzuwenden, wie Kunigunde von ihrer Mutter. Albrecht verschwendete an ihn die Schätze und Gelder, welche zum Wohl des Landes verwendet werden sollten, um seine jugendlichen Ausschweifungen zu nähren. Ja er faßte sogar den Entschluß, seine ältern Söhne zu enterben, und die Landgrafschaft auf diesen Bastard zu bringen.

Indeß waren Friedrich der Gebissene und Tiecemann zu ritterlicher Kraft herangewachsen und widersetzten sich den unrechtmäßigen Absichten ihres Vaters. Als zu der Zeit Friedrich Tuta ihr Vetter gestorben war, und dessen hinterlassene Güter unter sie und Albrecht getheilt werden sollten, brach der unnatürliche Zwist zwischen dem Vater und den Söhnen in eine offene Fehde aus, und jener mußte diesen zu Eisenach versprechen, hinführo ohne ihr Wissen und Willen nichts von seinen Ländern zu verkaufen, zu verschenken oder zu verpfänden.

Albrecht sah dieses an seine Söhne gethane Versprechen als abgedrungen an, und dachte, es, sobald er nur Gelegenheit finden würde, wieder zu brechen; allein so lange der Kaiser Rudolph lebte, wagte er es doch nicht, seine Länder zu schmälern, weil dieser die gerechte Sache der Söhne geschützt hatte. Er bereicherte daher seinen Liebling Apiz mit Geld und andern Schätzen, und dieser erhielt dadurch Mittel zu neuen Ausschweifungen und Verschwendungen.

Nach dem Tode Rudolphs erhob sich die unnatürliche Fehde um so heftiger, als sie bisher durch dessen Vermittelung zurückgehalten war. Kunigunde drang nun in ihren Gatten, daß er das Kind ihrer Liebe nicht unbeerbt lassen möge. Apiz verblendete den Vater durch Schmeicheleien, und Albrecht ließ sich durch beide bereden, die Landgrafschaft an den Kaiser Adolph zu verkaufen, um ihm durch das erlößte Geld einen standesmäßigen Unterhalt zu verschaffen. Dieser auf ein der ganzen teutschen Nation verhaßtes Laster gegründete Kauf war die Ursache von Adolphs Unglück und der Flecken einer Regierung, welche bisher so edel und wohlthätig geglänzt hatte. Adolph glaubte daß sein Nahme und die kaiserliche Würde schon allein vermögend seyn würde, ihm die erkauften Länder und Leute zu unterwerfen; allein die meisten Städte des Thüringer Landes erklärten sich für die beiden Heldenbrüder Friedrich und Tieczmann, und diese protestirten öffentlich gegen den ungerechten Verkauf ihrer Erblande. Adolph mußte, um sich Gehorsam zu verschaffen, ein Heer rüsten. Da er aber in seinen eigenen Ländern nicht Vasallen genug und durch diesen Kauf auch unter den Fürsten keine Freunde mehr hatte, so bestand dieses größtentheils aus adlichen Glücksrittern, oder gedungenem Volk, was durch Rau-

ben, Morden und Schänden die Thüringer noch mehr aufbrachte.

Indeß gelang es ihm doch durch seine Uebermacht den größten Theil des erkauften Landes und die Städte Freiberg, Naumburg, Pegau, Borna und Leipzig zu erobern. Friedrich und Tiecemann mußten sich mit einem kleinen Haufen von Getreuen zurückziehen. Als, aber der Kaiser am Ende des Feldzuges nach dem Rhein gegangen war, um die dortigen Fürsten zu beobachten, welche sein Oheim, der Erzbischof von Mainz bereits gegen ihn aufgebracht hatte, brachen die Brüder aus ihrem Hinterhalte hervor, und nahmen ihm fast alle die Länder wieder ab, die er sich von Meissen und dem Osterlande bisher unterwürfig gemacht hatte. Adolph ergrimmte über dieses kühne Unternehmen der tapfern Prinzen, und da er befürchten mußte, daß ihnen auch die Thüringer beifallen würden, kam er das nächste Jahr mit neuen Truppen verstärkt zurück, nahm die Festung Frankenstein mit den Städten Salzungen und Kreuzburg weg, und ließ in seinem Zorn die Soldaten plündern und verwüsten.

Das folgende Jahr drang er in das Erzgebirge und gewann nach einer hartnäckigen Belagerung Freiberg durch List. Friedrich der Gebissene aber war so großmüthig, daß er der Besatzung, welche das Schloß noch vertheidigte, den Befehl ertheilte, sich zu ergeben, auf daß sie nicht ein unschuldiges Opfer ihrer Treue werden möge. Dieses edle Betragen des unglücklichen Landgrafen hätte Adolph bewegen sollen, Großmuth mit Großmuth zu erwiedern; allein er glaubte es seiner kaiserlichen Würde angemessener, ein Beispiel von Strenge zu geben. Er ließ sechszig davon als Rebellen enthaupten, und bedrohete die übrigen mit gleicher Strafe, wenn sie sich

nicht durch Geld loskaufen würden. In dieser Noth kam ihnen Friedrich durch neue Großmuth zu Hülfe. Um sie zu retten, trat er dem Kaiser Grimma, Rochliz und Leising ab, aber dieser verlor durch den kleinen Gewinn von Ländern seine Krone und sein Reich.

Die Ungerechtigkeiten, welche während dieser Fehde in Thüringen verübt worden, brachten allbereits die teutschen Fürsten gegen den Kaiser auf, und an ihrer Spitze stand Gerhard von Mainz, welcher ihn auf den Thron erhoben hatte. Adolph hatte bisher dessen Rath nicht geachtet, und ihm auch die Unkosten noch nicht erstattet, wodurch er ihm die Krone verschaffte. Der Erzbischof dachte daher schon lange, wie er ihn dafür züchtigen könne. Als er nun von allen Seiten gegen den Kaiser Klagen hörte, sagte er, auf seine Gewalt trotzend: »Wenn »mein Herr Vetter nicht will, wie ich will, so soll er »bald sehen, daß ich noch andere Kaiser in meiner Tasche »stecken habe,« und er hielt Wort. Er hatte nämlich zu der Zeit als Erzbischof von Mainz die Krönung des Königs von Böhmen zu verrichten. Bei dieser Gelegenheit ließ er sich, in Wahlgeschäften geübt, mit Adolphs Gegner, dem Albert von Oestreich, in Unterhandlungen ein, und gewann ihm sogleich den König von Böhmen, den Herzog Albrecht von Sachsen, und den Markgrafen Otto von Brandenburg für eine neue Kaiserwahl. Mit diesen zwei Kurfürsten kam Gerhard, wie der Geschichtschreiber von Colmar sagt, den Tag vor dem Feste Johannes des Täufers in Mainz zusammen, und ließ mit allen Glocken das Volk zusammen rufen. Diesem stellte er im Nahmen der Kurfürsten vor, was sie für die Wohlfahrt des Reichs bisher gethan und noch zu thun Willens seyen. Hierauf gingen sie in den Dom, traten vor den

Altar, streckten die Hände empor, und schwuren zu Gott: »daß, als vor sechs Jahren das römische Reich ohne »Oberhaupt gewesen sey, sie sowohl für ihren Theil, als »mit Vollmacht der übrigen Kurfürsten, den Adolph von »Nassau als den tauglichsten Fürsten, zum römischen »Könige gewählt hätten. Nach der Wahl habe Adolph »mit Weisheit seine Regierung angetreten, und nichts »ohne Einwilligung der Kurfürsten und anderer erfahrnen »Männer unternommen. Aber in kurzer Zeit habe sich »derselbe ihrem Rathe entzogen, sich ganz der Leitung »junger Leute überlassen, und sich von allen Regenten-»pflichten zu befreien gesucht. Da er von Haus keine »Reichthümer aufzuweisen, auch keine Freunde mehr habe, »welche ihn mit dem nöthigen Gelde unterstützen könnten, »so habe er Kirchen und Länder geplündert, und von »einem geringern, als er sey, nämlich dem Könige von »England, Sold genommen, nicht um dadurch das Reich »zu mehren, sondern dafür ungerechtes Gut an sich zu »kaufen.«

Man beschuldigte den bedrängten Kaiser sogar, als habe er aus Thüringen eine Nonne entführt, und auf dem einsamen Adolphseck als Beischläferin versteckt gehalten. Vermuthlich ist aber diese Sage durch die Reimlein entstanden, welche er, oder einer seiner Nachfolger, auf ein Fenster des Schlosses zu seiner Rechtfertigung schreiben ließ; sie lauten also:

Wenn Sünde auch nicht hätte Sünden-Nahmen,
Wollt ich mich doch der Sünde schamen.

Diese Beschuldigungen mögen nun wahr gewesen seyn oder nicht, die zu Mainz versammelten Kurfürsten nahmen sie zum Vorwande, um Adolph seiner kaiserlichen Würde zu entsetzen. Sie beobachteten dabei den Schein von Ge-

setzlichkeit in so weit, daß sie denselben dreimal vorladen ließen; als er aber nicht erschien, hielten sie unter dem Vorsitze Gerhards des Kurfürsten von Mainz, ein ordentliches Gericht, und dieser stieß in der Kurfürsten Nahmen seinen Vetter wieder von dem Throne, worauf er ihn mit so vielem Aufwande und Verschlagenheit gesetzt hatte.

In dieser Noth, wohin der Kaiser selbst durch seine Verwandten gebracht wurde, blieb ihm nichts mehr übrig, um seine Krone zu behaupten, als sein Schwert. Er mußte einen Theil seiner Truppen in Thüringen seinem Vetter Heinrich von Nassau überlassen, welcher bald von Friedrich dem Gebissenen geschlagen und gefangen wurde. Mit dem andern zog er gegen seinen Nebenbuhler an den Rhein, um sich mit ihm zu schlagen. Auf Betrieb Gerhards hatte Albert ein großes Heer von Fürsten und Herren zuerst im Elsaß, dann zwischen Mainz und Worms versammelt. Für Adolphen waffneten sich nur der Pfalzgraf bei Rhein, sein Schwiegersohn, einige Ritter, und das Volk in den rheinischen Städten, welches ihm treu geblieben war. Bei Gelheim, einige Stunden von Worms, kam es endlich den zweiten Juli 1298 zu einer Schlacht. Adolph zeigte sowohl in Anführung als Muth, daß er der Krone würdig war, warum er stritt. Als aber seine Truppen, theils durch die Sonne geblendet, theils durch die Hitze des Tags ermüdet, zu weichen anfingen, stürzte er sich in die Reihen seiner Feinde, suchte seinen Nebenbuhler mitten in dem Gedränge, und blieb, wie einige Geschichtschreiber sagen, in einem Zweikampfe mit diesem, auf dem Kampfplatze. Als man nach der Schlacht seinen blutigen Leichnam ohne Rüstung, aber mit Wunden bedeckt, unter den Todten hervorzog; rief selbst sein rachsüchtiger Oheim aus: »Hier ist das tapferste Herz gefallen.«

Seine Leiche wurde in das nahe Nonnenkloster Rosenthal beigesetzt, aber erst unter Kaiser Heinrich VII. in die alte Kaisergruft nach Speier feierlich getragen. Auf dem Platze, wo er blieb, steht noch eine alte Eiche, welche nach der Schlacht dorthin gepflanzt worden seyn soll; neben ihr aber ein gemauertes, einfaches Denkmal, mit einem Krucifixe und der noch übrigen, fast unleserlichen Inschrift:

Adolphus a Nassau, Rex interficitur
ad Gellinheim — Kon. — Julii.

Gerhard hatte nun auf Unkosten seines eigenen Hauses seine Rache befriedigt, und Alberten auf den Thron seines Vetters erhoben; allein er mußte bald die Strafe dafür von eben dem fühlen, den er begünstigt hatte. Albert der Kaiser zeigte sich ganz anders gegen ihn, als Albert der Herzog. Statt die rheinischen Kurfürsten, wie sie dachten, zu bereichern, und ihnen neue Vorrechte zuzugestehen, berief er sie vielmehr 1301 auf einen Reichstag nach Nürnberg, und forderte von ihnen die Einschränkung ihrer Zölle am Rhein, und Gehorsam gegen die Gesetze des Reichs. Der stolze Erzbischof ergrimmte über diese Anmuthungen des Kaisers, den er wie seinen Vetter Adolph auf den Thron gehoben hatte, und als er zu der Zeit mit den übrigen Kurfürsten auf der Jagd war, stieß er in sein Horn, mit den Worten: »Aus diesem Horn »will ich bald einen andern Kaiser herausgeblasen haben.« Er verleitete hierauf die drei andern Kurfürsten am Rhein, daß sie mit ihm auf dem Königsstuhle zu Rense zusammen kamen, und dem Kurfürsten von der Pfalz den Auftrag ertheilten, vermöge seines Pfalzgrafenamtes Alberten zu richten, und ihn des Thrones verlustig zu erklären.

Diese sonderbare Verhandlung, wovon man in der Geschichte des Reichs noch kein Beispiel hatte, verschafte dem Kaiser einen großen Anhang unter den Ständen und dem Volke. Besonders wurde er von jenen Fürsten und Grafen unterstützt, welche die Macht der vier Kurfürsten am Rhein fürchteten. Mit einem großen Heere kam der Kaiser 1301 dahergezogen, und fiel die Länder der Verschwornen auf drei Seiten zugleich an. Er selbst rückte zuerst in das Gebiet des Mainzischen vor; die Grafen von Leiningen, von Veldenz, von Katzenellenbogen und von Spanheim beunruhigten die Pfalz am Rhein; indeß die Grafen von Jülich, von Geldern und von der Mark, die Länder der Kurfürsten von Cölln und Trier verwüsteten. Hauptsächlich suchte Albert seine Waffen gegen das mainzische Gebiet zu richten, weil dessen Erzbischof, Gerhard, das Haupt und der Anstifter der ganzen Verschwörung war. Er nahm Eltwill, Oestrich, Scharfenstein, Geisenheim, Rüdesheim und Ehrenfels mit gewaffneter Hand ein, und zerstörte die Schlösser des Rheingaues. Hierauf setzte er über den Rhein, und belagerte Bingen mit dem Schlosse Klopp. Nach einer tapfern Gegenwehr mußten ihm die Bürger die Stadt, und der Bischof die Vestung übergeben, indessen ein anderer Theil des kaiserlichen Heeres Lahnstein am untern Rhein eingenommen hatte.

In dieser traurigen Lage reisete Gerhard zu dem Kurfürsten von Cölln, Wigbold, um dessen Hülfe zu fordern; allein dieser antwortete: »seine Länder am »Rhein seyen selbst durch die Grafen von Jülich und der »Mark angefallen, und er brauche seine Heeresmacht zu »seiner eigenen Vertheidigung.« Und wirklich hatte schon der Graf von der Mark das ganze Cöllnische Herzogthum

Westphalen eingenommen, und war über den Rhein gegangen, um in Vereinigung mit dem Grafen von Jülich Lechenich zu belagern. Zu ihnen stießen nun auch die kaiserlichen Truppen, welche vom Oberrhein siegreich herabkamen. Sie hatten bereits schon Coblenz und Bonn erobert, und ihre Waffen bis über Rothenkirchen verbreitet. In diesen Umständen mußten sich die rheinischen Kurfürsten 1302 zum Frieden bequemen; sie unterwarfen sich den Gesetzen des Kaisers, und versprachen ihm künftig Gehorsam und Treue. Der stolze Gerhard mußte zu ihm demüthig nach Bingen kommen, wo er sich so hartnäckig vertheidigt hatte, und um Verzeihung bitten.

Durch jene Uneinigkeit Gerhards und Adolphs hatte die Nassauisch-Eppsteinische Partei nicht nur die Kaiserkrone, sondern eine Zeitlang auch ihren Einfluß auf das Kurfürstenthum von Mainz verloren. Nach dem Tode Gerhards II. bemeisterte sich die Trierisch-Luxemburgische Partei der Herrschaft am Rhein, und die Nassauer mußten List und Waffen anwenden, um ihr voriges Gewicht wieder herzustellen. Das Geschlecht der Luxemburger erstreckte seine Wurzel bis zur fränkischen Monarchie hinauf. Die Fabelgeschichte läßt es sogar von jener schönen Melusine herstammen, welche in den teutschen Volksromanen so berühmt geworden ist. Wahrscheinlich ist es aber ein Zweig des alten Ardenner-Stammes der Herzoge von Nieder-Lothringen, der sich gegen das zehnte Jahrhundert die Herrschaft, von den Ardennen bis über die Saar und Mosel, erworben hat. Als Nachbarn von Trier hatten sie sich die Vogteirechte über St. Maximin erworben und ihre Absichten auch auf die Stadt selbst gerichtet. Sowohl bei den Wahlen der Erzbischöfe als bei den Zwiespalten der Bürger hatten sie bisher die trierischen Länder ange-

fallen, ohne ihren Zweck erreichen zu können.[1] Jetzt aber gab ihnen die Krankheit des Pabstes Clemens V. die günstigste Gelegenheit, wodurch sie ihre Gewalt nicht nur über Trier, sondern auch über Mainz, über die rheinischen Bisthümer, ja das ganze Reich verbreiten konnten. Graf Heinrich von Luxemburg hatte nämlich einen Arzt in seinem Hause, welcher zugleich sein Freund und eben so geschickt in Staatshändeln, als in seiner Kunst war; den berühmten Peter von Aichspalt. Diesen schickte er dem Pabste, welcher zu Avignon gefährlich krank darnieder lag, und bereits schon die Hülfe anderer Aerzte, aber fruchtlos, versucht hatte. Peter hatte nicht sobald die Krankheit des heiligen Vaters untersucht, als er auch sogleich die Mittel fand, ihn wieder herzustellen. Zum Lohne für diesen Dienst erhielt er durch des Wiedergenesenden Einfluß und Gewalt zuerst das Bisthum von Basel, dann das Erzbisthum von Mainz für sich, und bald hernach auch das Erzbisthum von Trier für Balduin, den Sohn seines Freundes Heinrichs von Luxemburg. Mit solcher Macht bekleidet, erschienen beide Erzbischöfe bald als Gesetzgeber am Rhein und im Reiche.

Zu dieser Zeit, 1308, wurde Kaiser Albert von seinem Vetter Johann ermordet, und dadurch der kaiserliche Thron erledigt. Als Kronbewerber meldeten sich Alberts Sohn Friedrich der Schöne von Oestreich, Eberhard von Würtemberg, der Pfalzgraf Rudolph und andere Fürsten. Unter ihnen schien ersterer die meisten Ansprüche machen zu können; denn er war des großen Rudolphs von Habsburg Enkel und des er-

1. Siehe unten die Geschichte von Trier.

mordeten Kaisers Sohn und Erbe. Allein sein Vater hatte sich durch seine strenge Regierung und den Krieg, welchen er gegen die rheinischen Kurfürsten führte, bei diesen verhaßt gemacht; und die Luxemburger waren jetzt deren Seele und Oberhaupt. Peter und Balduin suchten diese ihren Absichten so vortheilhafte Stimmung zu benutzen. Jener lud die Kurfürsten nach Rense zur Wahl ein, und beide beredeten dieselben, den Bruder des letztern, Heinrichen von Luxemburg, zum Kaiser zu wählen. Der Neugewählte entsprach den Hoffnungen, welche man von ihm gegeben hatte. Von Haus aus zu wenig mächtig, als daß er die Eifersucht der Großen hätte erregen können, aber unterstützt von Peter und Balduin, zog er die Kräfte der teutschen Nation wieder nach Italien und Rom hin, wo seit der Friedriche Zeiten kein Kaiser mehr gekrönt wurde. Die Fürsten, die Bischöfe und die Städte gaben ihm Mannschaft und Geld, und sein Bruder, der Erzbischof, begleitete ihn mit seiner ganzen Macht. Heinrich zog zwar siegreich in Rom ein, und wurde durch des Pabstes Legaten gekrönt; allein bald fand er dort überall Waffen gegen sich im offenen Felde und Gift selbst unter den heiligen Hallen der Kirche. Er starb in dem Lande, wo er die alte Kaiserwürde wieder herstellen wollte; seine Regierung ging aber nicht für den Vortheil seines Hauses und die geistlichen Staaten verloren. Er erwarb die Krone von Böhmen seinem Sohne Johann, durch eine Vermählung mit Elisabeth, der Erbin dieses Königreichs, und gab dem Erzbischofe von Trier die freien Städte Wesel und Boppart als Reichspfänder, dem von Mainz aber die Zusage für Oppenheim und den Ingelheimer Grund.

Nach dem Tode Heinrichs VII. wollte es der luxemburgischen Partei nicht gelingen, dessen Sohn Johann, dem Balduin die böhmische Krone verschafft hatte, auf den Kaiserthron zu bringen. Oestreich stellte jetzt zwei Prinzen auf, wovon der eine Friedrich der Schöne, durch seine Liebenswürdigkeit, der andere, Leopold, durch seine Tapferkeit die Fürsten gewonnen hatte.[1] Erstern unterstützten bei der Wahl Heinrich der Kurfürst von Cölln, die beiden pfalzgräflichen Brüder Ludwig und Rudolph, und der Herzog von Sachsen-Wittenberg. Da also Peter und Balduin den Prinzen Johann nicht durchbringen konnten, wollten sie wenigstens die Oestreicher von dem Throne halten. Dies gelang ihnen auch wirklich, indem sie die pfalzgräflichen Brüder entzweieten. Beide lebten schon lange von einander entfernt; denn Ludwig herrschte meistens in Baiern, Rudolph in der Pfalz. Jener war offen und kühn, dieser verschlossen und nicht ohne Neid. Unter solchen Verhältnissen lag der Keim wechselseitiger Feindschaft schon in Beider Charakter. Die Luxemburger durften also Ludwigen nur die Krone antragen, und er brach zu einer offenen Fehde aus; allein das Schwerste bei den Verhandlungen schien der Umstand zu seyn, wie man Ludwigen, der an dem Hofe zu Wien erzogen, und Friedrichs Jugendfreund geworden war, zur Annahme der Krone bereden würde. Indeß hatte eine Fehde, welche beide Fürsten erst kürzlich geendigt hatten, beider Gemüther erkaltet, und darauf baueten die Luxemburger ihre Hoffnung. Peter berief 1314 die Kurfürsten nach Frankfurt, und schlug ihnen, unterstützt von Balduin und Johann dem König von Böh-

1. Siehe die Geschichte von Habsburg-Oestreich.

men, Ludwigen den Herzog von Baiern als Kaiser vor. Ihm trat auch Waldemar von Brandenburg bei, und die Wahlboten wurden nach München geschickt, um dem von der luxemburgischen Partei Gewählten die Krone anzubieten.

Der Baierfürst dachte an nichts weniger, als daß man ihn den mächtigen Oestreichern oder Luxemburgern vorziehen würde. Als daher die Gesandten zu ihm gekommen waren, um ihm die Wahl zu verkündigen, sagte er mit eben soviel Erstaunen als Bescheidenheit: »Danket den »Kurfürsten in meinem Nahmen, und sagt ihnen: nichts »sey mir zu schwer für das Reich, als dessen Krone. Ihr »nennt mich zwar tapfer, aber Tapferkeit ist aller Teut»schen Eigenschaft. Ein König der Teutschen soll alle an »Weisheit und Macht übertreffen, auf daß sie ihn alle ehren »und fürchten. Ich habe weder solche Hausmacht noch »Schätze, wie andere, und ohne Geld kein Heer, ohne »Heer keine Wehr. Warum wendet ihr euch von Friedrich »dem Herzog von Oestreich weg, der eben so reich an »Tugenden als Mitteln ist? Viele Fürsten im Reiche er»klärten sich für ihn, auch ich habe ihm Hand und Wort »gegeben. Sollte ich nun durch Wortbruch und teutsches »Blut mir den Weg zum Throne bahnen? Das sey ferne. »Bringt also die Krone dem Herzog Friedrich.« Hierauf entgegneten ihm die luxemburgischen Abgesandten: »Sie »bewunderten an ihm die große Demuth und Bescheiden»heit, aber eben diese Tugenden haben die Kurfürsten »bewogen, ihm die Krone anzutragen, welche er nie »gesucht habe. Wenn er auch von Haus aus zu wenig »Macht habe, um das Reich zu schützen, so stünde ihm »die ihrige und jene der mächtigen Luxemburger zu Ge»bote. Auch Rudolph der Oestreicher, und Heinrich, der

»Luxemburger, haben keine große Macht von Haus »aus besessen, und doch das Reich mit Kraft und Herr»lichkeit verwaltet. Wolle er die Krone nicht annehmen, »so setze er das Reich einem blutigen Kriege, und Baiern »den Anfällen der mächtigen Oestreicher aus. Er allein »könne als unbefangener Mittler die zwei mächtigen Par»teien der Oestreicher und Luxemburger besänftigen, oder »bezähmen.« Durch dergleichen Vorstellungen beredet, vielleicht auch am Ende durch den Glanz der Krone selbst geblendet, zog Ludwig gen Frankfurt und mit ihm der bürgerliche Krieg. Denn dort bei Sachsenhausen fand er schon Friedrich den Schönen, seinen ehemaligen Jugendfreund, nun gerüstet als seinen Nebenbuhler. Er fand seinen eigenen Bruder Rudolph gegen ihn in Waffen und nebst beiden viele andere Fürsten mit ihren Truppen, welche ihm den Eingang zur Wahlstadt verwehren wollten. Dagegen hatten jenseits des Mains, vom Wahlfelde an, welches man das Klapperfeld nennt, bis weit über Scharfenstein zum Rheingaue hinab, Peter und Balduin die Erzbischöfe, und Johann von Böhmen, ihre Haufen verlegt, und dem Kurfürsten von Cölln den Weg versperrt. Diese empfingen ihn mit Frohlocken als ihren künftigen Herrn. Unter so kriegerischem Aufzuge wurde sowohl Ludwig als Friedrich, jeder von seiner Partei, gewählt; da aber ersterer die Stadt besetzt hatte, so rief ihn der Erzbischof von Mainz sogleich auf einem prächtigen Gerüste zum Kaiser aus.

Als Friedrich diese Handlung vernommen, zog er mit seinem Heere über den Main, umgab den obern Theil der Stadt mit seinen Truppen, und forderte von den Bürgern, eingelassen zu werden; diese aber, unterstützt von der bairischen Partei, verschlossen ihm ihre Thore, und besetzten ihre

Thürme und Wälle mit hinlänglicher Mannschaft. So standen beide Heere eine Zeitlang einander im Angesichte, bis sie der Mangel an Lebensmitteln zum Abzuge nöthigte. Sie suchten beide mit gewaffneter Hand Achen zu erreichen, um sich krönen zu lassen. Ludwig war Friedrichen durch Hülfe Balduins zuvorgekommen, und erhielt die Krone von jenem Erzbischofe, welcher ihn auf den Thron erhoben hatte. Friedrich aber mußte sich zu Bonn im offenen Felde vom Erzbischofe von Cölln auf einem mit Purpur bedeckten Fasse krönen lassen.

Die Luxemburger hatten nun ihren Zweck erreicht, und die beiden Jugendfreunde Ludwig und Friedrich, zum bürgerlichen Kriege entzweit; allein sie haben erstern nur darum auf den Kaiserthron erhoben, weil sie diesmal Johann, den König von Böhmen, nicht darauf bringen konnten. Auch wollten sie dadurch die nassauische Partei am Rheine entkräften, welche Friedrichen zugethan, und mit Rudolphen von der Pfalz, dem Schwager Gerlachs von Nassau, verwandt war. Sie unterstützten daher ihren gewählten Kaiser mit ihrer ganzen Macht, und dieser rückte damit gleich nach der Krönung in die nassauischen und pfälzischen Länder vor, belagerte den Grafen Gerlach in Wiesbaden, zog triumphirend in Mainz, Oppenheim, Worms und Speier ein und vertrieb seinen Bruder Rudolph vom Rhein aus allen pfälzischen Ländern.

Indeß hatte Friedrichs Bruder, Leopold, sich der Städte in Schwaben und Elsaß bemeistert und kam vor Speier gezogen, um Ludwigen daraus zu vertreiben; dieser aber verschanzte sich vor der Stadt auf dem Judenkirchhofe und vermied den Winter hindurch, um Bürgerblut zu schonen, eine Schlacht. Bald aber wäre sein eigenes geflossen. Heinrich von Alzei, der Pfalzgrafen

Erbtruchseß und Rudolphs treuer Anhänger, schlich sich nach Oppenheim, als Ludwig da waltete, im Vorhaben, ihn zu ermorden. Sein schändliches Beginnen wurde aber durch einen kleinen Stahlbogen und den vergifteten Pfeil entdeckt, welchen er unter dem Mantel verborgen hatte. Er wurde sogleich zum Tode verdammt, an einen Pferdschweif gebunden zum Richtplatz geführt, und gerädert.

Nach diesen fruchtlosen Angriffen am Rhein zog Leopold mit seinen Truppen nach der Schweiz, wo er bei Morgarten geschlagen wurde.[1] Friedrich aber bedrohte mit Rudolph Baiern, und Ludwig folgte beiden vom Rheine in seine Erblande, und schlug seinen Gegner bei Mühldorf. Friedrich wurde in der Schlacht gefangen, und Rudolph mußte sich dem siegenden Bruder unterwerfen. Wir haben es bereits in der Geschichte von Habsburg angeführt, wie edel und großmüthig Friedrich sich in der Gefangenschaft mit Ludwigen ausgesöhnt, und wie beide Nebenbuhler aus erbitterten Feinden die innigsten Freunde wurden. Da also Ludwig keinen mächtigen Gegner mehr im Reiche hatte, konnte er nun seine ganze Gewalt zum Wohle der teutschen Nation und zur Erhebung seines Hauses anwenden. Er war noch in der Blüthe seiner Jahre, und einnehmend durch Freundlichkeit und teutschen Biedersinn. Das Volk liebte ihn, weil er die Freiheiten der Städte bestätigt hatte, und der Adel schätzte ihn, wegen seiner ritterlichen Tugend. Er beherrschte unmittelbar und als Erbfürst Baiern und die Rheinpfalz; seinem Sohne hatte er nach Ausgang des askanischen Stammes die Mark Brandenburg übergeben. Die luxemburgische Partei hatte ihn selbst auf den Thron erhoben. Die Erz-

1. Siehe die östreichisch-habsburgische Geschichte.

bischöfe von Mainz und Trier, Peter und Balduin, mußten seine Absichten unterstützen. Seine zweite Gemahlin Margaretha von Brabant gab ihm als Erbfürstin die gerechtesten Ansprüche auf die niederrheinischen Länder, welche mit seinen oberrheinischen in Zusammenhang gebracht werden konnten; und was in der teutschen Geschichte fast unerhört ist, seine ehemaligen Gegner, die mächtigen und tapfern Herzoge von Oestreich, wurden bald seine Freunde und die ersten Streiter für seine Krone. Auf dieser hohen Stufe von Größe und Glück hätte er dem Beispiele Rudolphs von Habsburg folgen, und sie für die Größe der teutschen Nation verwenden sollen; allein Ludwig gibt jetzt allen großen Fürsten durch sein Beispiel die warnende Lehre, daß man im Glücke an das Unglück und auf Mäßigung denken müsse. Gereitzt durch die glänzenden Vorstellungen der ehemaligen Kaisergewalt, ließ er sich nun durch die Viskonti nach Italien locken, und erweckte sich dadurch zwei äußere Feinde, den Pabst und den König von Frankreich, und zwei innere, Balduin den Kurfürsten von Trier und Johann den König von Böhmen. Letztere suchten ihn jetzt mit eben dem Eifer, womit sie ihn erhoben hatten, zu Grunde zu richten. Ehe wir aber den Wendepunkt von Ludwigs Glück und Größe näher angeben, müssen wir zuvor auf das zurückkommen, was die Luxemburger seit seiner Wahl am Rheine gewirkt hatten.

Peter hatte während seiner Regierung den Luxemburgern sowohl im Kapitel als im Erzstifte von Mainz einen so wichtigen Anhang zu verschaffen gewußt, daß die Domherren nach seinem Tode Balduin, den Kurfürsten von Trier, zu ihrem Oberhaupte wählten. Dieser aber lenkte mit vieler Klugheit, und mit Bewilligung des Pabstes Johann XXII., die Wahl auf Mathias von Buche,

welcher ihm und seinem Hause gänzlich zugethan war. Der listige Balduin wußte wohl, daß der von ihm selbst Erhobene bei den Fehden, worin damals das Erzstift verwickelt war, nichts ohne seinen Rath und Beistand unternehmen konnte. Mathias wurde also Kurfürst von Mainz, aber Balduin regierte das Erzstift in dessen Nahmen. Dieses hatte auch einen so klugen und mächtigen Fürsten, als der von Trier war, nöthig, um sich seiner Feinde erwehren zu können. Auf der einen Seite drohten die Pfalzgrafen, das Fürstenthum Lorsch in der Bergstraße wegzunehmen; auf der andern der Landgraf Herrmann, die hessischen Aemter zu überfallen. Balduin aber, mit der Kriegsmacht von Mainz und Trier zugleich gestärkt, hielt jene von der Bergstraße zurück, diesem nahm er sogar eine seiner Hauptstädte, Gießen, hinweg, und zwang so beide, den Frieden anzunehmen.

Nach acht Jahren seiner Vormundschaft starb Mathias, und die Domherren von Mainz wählten Balduin noch einmal zu ihrem Kurfürsten. Dieser Wahl widersetzte sich die nassauische Partei, indem sie vorgab, daß nach canonischen Rechten Balduin nicht zwei Erzbisthümer zugleich verwalten könnte. Während dieses Streites gab der Pabst das ledige Erzbisthum an Heinrich III. von Virnenburg; aber Balduin blieb bis zur ausgemachten Sache Verwalter des Kurfürstenthums, und zeigte sich in Mainz eben so klug und tapfer, wie in Trier. Da er durch seine trierischen Länder schon mächtig und reich genug war, bezahlte er die Schulden, welche sich das Erzstift von Mainz durch die Kriege mit Hessen und der Pfalz aufgelastet hatte, und behauptete dessen Rechte sowohl gegen seine inneren als äußeren Feinde. Mit der Macht von Trier gestärkt, unterwarf er sich Erfurt, welches sich der kurfürst-

lichen Gewalt entziehen wollte. Sieggewohnt, hielt er den gewaltigen Landgrafen von Hessen in Furcht, dem er schon unter Mathias Gießen weggenommen hatte. Als die Bürger von Mainz, von der nassauischen Partei aufgehetzt, seine Verwaltung nicht anerkennen wollten, umgab er ihre Stadt mit Truppen, und zwang sie zum Gehorsam. Hierauf bauete er zu Flörsheim am Main, und zu Eltwill am Rhein, Bollwerke und Schlösser, womit er die Mainzer Bürger im Zaume hielt, indem er dadurch ihren Handel und ihre Schiffahrt auf beiden Ufern sperren konnte. Nachdem er auf diese Weise die Angelegenheiten des Mainzer Kurthums in Ordnung gebracht, und dessen Macht gestärkt hatte, überließ er es dem Heinrich von Virnenburg, auf dessen Dank und Anhänglichkeit er mit Recht zählen konnte. So standen die Sachen am Rhein, als Kaiser Ludwig sich nach Italien locken ließ, und die Luxemburger zuerst seine heimlichen, dann öffentlichen Feinde geworden waren.

Matthäus Visconti hatte sich zu der Zeit die Herrschaft über Mailand erworben, und viele Städte in der Lombardei erobert. Dagegen setzte sich der Pabst Johann XXII., welcher jetzt seinen Sitz zu Avignon hatte, und schickte seinen Legaten mit einem beträchtlichen Heere nach Italien, um ihn über diese Anmaßungen zur Rechenschaft zu ziehen. Während der Fehde starb Matthäus, und sein Sohn Galeazo wurde von dem Legaten in Mailand belagert. In diesem Drange suchte er bei dem Kaiser um Hülfe nach, und schmeichelte ihm mit der lombardischen und römischen Krone. L u d w i g, auf der höchsten Stufe seines Glückes, ließ sich von dieser, den teutschen Königen so gefährlichen Lockspeise, verführen. Er schickte

ihm achthundert Reiter zu Hülfe, und diese zwangen den Legaten, die Belagerung aufzuheben.

Der Pabst sowohl, als der König von Frankreich, sahen diesen Beistand als einen Eingriff in ihre Rechte und das schicklichste Mittel an, um den Kaiser zu demüthigen. Letzterer hoffte dadurch auch wohl selbst Herr von Teutschland zu werden. Johann XXII. ließ also zu Avignon, seinem damaligen Sitze, einen sogenannten Prozeß an alle Kirchen anschlagen, worin er dem Kaiser vorwarf: »daß er, ohnerachtet seiner zwiespaltigen Wahl, »doch den Titel eines römischen Königs angenommen, »und dem Galeazo, einem erklärten Ketzer und Feinde »des heiligen Stuhls, Hülfe geleistet habe. Er befehle »ihm daher, sich so lange der Reichsverwaltung zu ent»halten, bis seine Wahl von dem Pabste bestätigt sey; »und verbiete jedem seiner Unterthanen, bis zur ausge»machten Sache, ihm, als einem römischen Könige, Ge»horsam zu leisten.« Diese Erklärung beförderte vielmehr Ludwigs Zug nach Italien, als daß sie ihn aufgehalten hätte. In Teutschland sammelte er um sich her einen Haufen von Schriftstellern, seinen Leibarzt Marsilio, seinen Rath Johann von Gent, den trierischen Kanzler Wiker, und den Engländer Occam ꝛc. welche die Rechte des Kaisers mit der Feder; in Italien ein Heer teutscher Krieger, welche dieselben mit dem Schwerte vertheidigen sollten. Der Pabst aber that ihn förmlich in den Bann, und bedrohte mit gleicher Strafe seine Anhänger. Unter solchen Umständen unternahm Ludwig seinen Zug nach Italien.

Dieses Land war seit Heinrichs IV. und Gregorius VII. unseliger Fehde in zwei Parteien getheilt,

welche unter den Hohenstaufen die Nahmen der Gibellinen und Guelfen erhalten hatten.[1] Jene verfochten die Rechte der Kaiser, diese die Rechte der Päbste. In den ersten Jahrhunderten der Kirche, und selbst noch zu der Karlinger und Ottonen Zeiten sahen sich die Päbste als die allgemeinen Väter aller Christen an, darum wurden sie von Fürsten und Völkern hoch verehrt, und man folgte gerne ihren Aussprüchen. Selbst Gregorius VII. handelte noch nach dieser großen Idee, darum stiftete er das Cardinal-Collegium, welches durch die Wahlpriester der Repräsentant aller christlichen Nationen seyn sollte. Seine Nachfolger aber, welche nicht mehr von den teutschen Kaisern eingesetzt, sondern von Italiänern gewählt waren, gingen von diesem hohen Sinne ab, und machten die Sache der ganzen Christenheit zur Sache des italienischen Volkes. Selbst meistens Italiäner, haßten sie die Herrschaft der Teutschen, welche sie fremde Barbaren nannten; und die Päbste wurden nun, statt Väter aller christlichen Nationen zu seyn, die politischen Häupter einer italienischen Partei. Sie bekämpften die Kaiser nicht sowohl als treulose Söhne der Kirche, sondern als fremde Anmaßer der Herrschaft über ihr Vaterland. Aus diesem Gesichtspunkte muß man jetzt den Streit des Pabstthums und des Kaiserthums betrachten, wenn man richtig darüber urtheilen und die Geschichte verstehen will.

Diesen Gesinnungen gemäß, waren die italienischen Patrioten und Republikaner meistens auf der Seite der Guelfen und des Pabstes, die aber des Adels und der

1. Siehe das vierte Buch.

Tirannen[1] auf jener der Gibellinen und des Kaisers. Durch letztere und die Visconti unterstützt, rückte Ludwig bis nach Mailand vor, und wurde da als König der Lombardei gekrönt. Bald hierauf führte ihn das Haupt der Gibellinen, Sciara Colonna, siegreich in Rom ein, wo er von zwei Cardinälen die kaiserliche Salbung erhielt. Er ließ demnach im Nahmen des römischen Volkes und der römischen Geistlichkeit den Pabst Johann als einen Ketzer und Majestätsverbrecher anklagen, und seiner Würde entsetzen. An dessen Statt wurde ein Gibellin unter dem Nahmen Nikolaus V. von den teutschen und italienischen Bischöfen der kaiserlichen Partei erwählt.

Ein so kühnes Unternehmen hatte Johann XXII. von Ludwigen nicht vermuthet. Trotzend auf seine vorige Gewalt, und unterstützt von den Guelfen und dem Könige von Frankreich, welche die Teutschen demüthigen wollten, wiederholte er noch einmal seinen Bannfluch und belegte ganz Teutschland mit dem Interdikte, wenn es ferner noch dem Baierfürsten gehorchen würde. Ludwig und die meisten teutschen Fürsten kehrten sich wenig an diese, auf sie geschleuderten Strahlen, weil sie wußten, daß sie von Frankreich aus geschärft waren. Durch diese Widerspänstigkeit der Teutschen tief gekränkt, starb Johann XXII. wie einige Geschichtschreiber behaupten, 1334 aus Verdruß. An seine Stelle wählten die welschen Cardinäle, auf den Gegenpabst Nikolaus nicht achtend, Benedikt XII. Bei diesem glaubte der gebannte Kaiser mäßigere Gesinnungen zu finden, als bei seinem Vorfahrer, denn

1. Ezellino, Palavicini, Visconti, Wilhelm de la Bona nigra 2c.

er hatte ihm gleich nach dem Antritte seiner päbstlichen Regierung durch eine Gesandtschaft Versöhnung angeboten. Der Kaiser schrieb ihm daher einen Brief, worin er sich als einen großen Sünder gegen die Kirche anklagte, und um Verzeihung bat; aber bald kam es an Tag, daß man nur Zeit gewinnen wollte, und der Pabst, der ein geborner Franzose war, gestand selbst den kaiserlichen Gesandten, welche den Brief überbracht hatten: »daß er »gerne den Kaiser vom Banne lossprechen wollte; allein »der König von Frankreich habe ihm wissen lassen, daß »er in diesem Falle ärger mit ihm umgehen würde, als »ehemals Philipp der Schöne mit Bonifacius VIII.« Die Gesandten kehrten also unverrichteter Sache wieder nach Teutschland zurück, und Ludwig machte nun seine Sache zur Sache der ganzen teutschen Nation. Der größte Theil der Fürsten, des Adels und des Volkes war über das unwürdige Benehmen des Pabstes gegen ihren Kaiser aufgebracht, und selbst der erste geistliche Kurfürst und Prälat, Heinrich von Mainz, welcher doch von Johann zu der Würde befördert wurde, trat jetzt mit Unwillen auf die Seite des Kaisers, und sprach für dessen Rechte.

Eine so günstige Stimmung der teutschen Fürsten und Völker ließ Ludwig nicht vorübergehen. Im Jahr 1338 berief er einen Reichstag nach der kaiserlichen Wahlstadt Frankfurt, und darauf sollte entschieden werden, was in einer so wichtigen Sache des Reichs Wohlfahrt erfordere. Um den Vorgang desto feierlicher zu machen, bekleidete er sich mit dem kaiserlichen Ornate, setzte Karls des Großen Krone auf das Haupt, ergriff den Scepter, und redete von einer prächtigen Bühne herab zu dem versammelten teutschen Volke ohngefähr folgendermaßen: »Kurfürsten,

»Fürsten, Stände und Boten der Städte teutscher Na-
»tion! Euch ist nicht unbewußt, was Eifer und Bemühung
»ich bisher angewandt, um Ruhe und Frieden in der Kirche
»und in dem Reiche zu erhalten, auch was ich dadurch er-
»standen und erlitten. Alle meine Kriegs- und Friedens-Ver-
»handlungen haben allein den Zweck gehabt, der Kirche
»und dem Reiche zu einem friedlichen Wesen zu verhelfen.
»Ich halte es für unnöthig, selbige nach der Reihe her
»zu erzählen, weil allen Fürsten und Ständen genugsam
»bekannt ist, daß meine treuherzige Sorgfalt nie anders,
»als zum allgemeinen Besten gerichtet war. Ihr habt
»bereits vernommen, was der Pabst von mir begehrt,
»und was für Artikel zum Vergleiche er vorgeschlagen,
»daraus kann jedermann wohl abnehmen, wie sein Ge-
»müth gegen das Reich beschaffen sey. Obwohl aber
»alle Punkte des päbstlichen Vorschlags auf unerträgliche
»Ungerechtigkeit gestellt sind, so bin ich doch bereit, alles
»zu thun, was Ihr zur Herstellung des Kirchen-Friedens
»und Vermeidung der Aergerniß rathsam und ersprießlich
»findet. Ich will, wenn es Euch beliebt, sogar vom
»Reiche abtreten, und dasselbe in des Pabstes Gewalt
»geben, ohnerachtet es bisher in öffentlichen Schriften
»genugsam und ausführlich dargethan wurde, daß dem
»römischen Hofe weder Hoheit noch Gerechtigkeit über
»einen Kaiser und das Reich gebühre. Wofern aber die
»Stände teutscher Nation sämmtlich die Sache dahin er-
»messen werden, daß dem Pabste standhaft und mit Ge-
»walt zu begegnen, oder die Sache auf ein allgemeines
»Concilium zu verweisen sey, so habe ich keine Scheu,
»weder vor Gefahr noch vor Tod, sondern will zur Er-
»haltung der Reichswohlfahrt und Herrlichkeit, Gut und
»Blut williglich aussetzen. Ich weiß es wohl, man sucht

»euere teutsche Treue und euer Gewissen dadurch zu be»ängstigen, daß man mich als einen Ungläubigen, einen »Ketzer und Kirchenschänder gebannt hat, allein ich will »es euch hier in Gegenwart des allmächtigen Gottes, der »mich einst richten wird, und vor dieser würdigen Ver»sammlung der Bischöfe, Fürsten und Stände beweisen, »daß ich ein frommer, aufrichtiger Gläubiger und ein »guter katholischer Christ bin.« Hier kniete sich der Kaiser, und sagte das apostolische Glaubensbekenntniß nebst einem Vater Unser und dem englischen Gruße so laut, daß es jedermann hören konnte. Thränen rollten ihm dabei von den Wangen herab. Das Volk weinte mit dem Kaiser, oder murrte über das Betragen des Pabstes; aber die Kurfürsten zogen sogleich nach Rense zu dem Königstuhle, um über eine so wichtige Sache ungestört berathschlagen zu können. Da sie die Klagen des Kaisers gerecht befunden hatten, und befürchten mußten, daß solche Eingriffe in die Rechte des Reichs, Teutschland endlich den Italiänern und Franzosen Preiß geben würde; so schlossen sie unter sich jenen berühmten Kur-Verein, worin sie sich gelobten, die Rechte und Ehre teutscher Nation gegen jede fremde Anmaßung und Gewaltthat zu schützen und zu gewahren. »Wir,« heißt es in der Urkunde, »wir von Gottes Gnaden, Heinrich, Erz»bischof zu Mainz, Walram, Erzbischof zu Cölln, Bald»win, Erzbischof zu Trier, Rudolph, Rupert, Gebrüder, »Stephan und Rupert der jüngere Pfallenzgrafen bi Ryn »und Herzogen in Boyern, Rudolph, Herzog zu Sachsen, »und Ludwig, Markgraf zu Brandenburg, thun kund, »daß wir mit einander bedacht, daß das heilig römisch »Reich an seinen Ehren, Rechten, Gewohnheiten und »Freiheiten angegriffen, beschrenkt und beschwert seye und

»werde, und sin einmuthlichen überein kommen, und han
»uns deß vereint, daß wir daß egenannt Rich und unser
»fürstlich Ehr an der Kur des Richs an sinen und un-
»sern Rechten handhaben, beschurn und beschirmen wol-
»len, nach aller unserer Macht und Kraft ohn Gefehrde
»wider aller männlichen, niemand ausgenommen, und
»wollen das nicht lassen durch dheinerlei Gebot, von wem
»und wie es käm. Auch wollen wir alle Herrn und
»Freund, die uns zugehören oder nit, sie seyen geistlich
»oder weltlich, unser Mann, Dienstmann, Burgmann,
»Amptlüt und Bürger darzu betten und halten, als verr
»wir vermügen. Und dazu soll unser jeglicher der Kur-
»fürsten dem andern beholfen seyn ohn Gevärde. Gescheh
»auch, daß dheinerlei Zwejung oder Zwivel an diesen
»Sachen unter uns Kurfürsten ufstunden, was wir danne
»gemeincligen oder derer mehren Theil unter uns darüber
»sprechen und machen, das soll Macht haben, und sule
»auch das halten an Arglist. Und haben wir es auch
»geschworen zu den Heiligen für uns und unser Nach-
»kommen, stet und fest zu halten, und enfüllen uns dar-
»wider nit behelfen mit dheiner dispensation, absolu-
»tion, relaxation, abolition, in integrum restitution
«auf dheinerlei beneficio. Und sollte Gott und der
»Werlt erlos, trewlos und maineidig sin und heissen, wo
»oder wie wir darwieder teten und komen. So beschlos-
»sen uf dem Königstul bei Rense. 1338.

Nachdem die Kurfürsten diesen Verein abgeschlossen
hatten, kamen sie nach Frankfurt zurück und nun wurde
durch einen Reichsschluß als ein Reichsgrundgesetz festge-
setzt: »daß die kaiserliche Würde und Gewalt unmittelbar
»von Gott komme, und daß von Rechts- und alter Ge-
»wohnheit wegen, sobald einer zum Kaiser oder Könige

»entweder von den Kurfürsten einstimmig oder dem größern »Theile derselben, gewählt werde, er sogleich, vermöge »der Wahl allein, für einen wahren König und römischen »Kaiser anzusehen, und ein solcher zu nennen sey, daß »darob alle ihm, als solchen, gehorchen müßten, so wie »er auch vollkommene Macht habe, alle Reichsrechte zu »verwalten und das Uebige zu thun, was einem wahren »Kaiser zusteht, ohne daß er erst die Genehmigung und »Bestätigung des Pabstes nöthig habe.« Dieser Reichsschluß wurde sogleich dem Pabste durch ein besonderes an ihn erlassenes Schreiben bekannt gemacht, welches ihm der berühmte Geschichtschreiber Albert von Straßburg überbrachte.

Nach diesen Vorgängen hätte man glauben sollen, daß nun die Einigkeit unter der teutschen Nation hergestellt, und Ludwig in den ungehinderten Besitz aller kaiserlichen Rechte gekommen sey; allein der arglose Fürst hatte nur seine offenen Feinde, die Oestreicher, durch wechselseitige Großmuth und teutsche Redlichkeit gewonnen, seine gefährlichsten aber, die Luxemburger, hetzten unter der Larve des Patriotismus. Sie hatten ihn zwar selbst auf den Thron gehoben, allein nicht aus Zuneigung zu ihm. Sie wollten nur die Oestreicher davon abhalten, welche nach dem Tode Heinrichs VII. den meisten Anhang im Reiche hatten. Schon während des Reichstags zu Frankfurt hatte der mächtige Erzbischof von Trier einige Geistliche und Mönche gewonnen, welche trotz des Reichsschlusses die päbstliche Bannbulle öffentlich an die Kirchenthüren anschlugen. Johann, der König von Böhmen, hatte den Kaiser in Italien verlassen, wo er doch als Statthalter angesetzt war, und erschien weder auf dem Reichstage noch zu Rense bei dem Kurverein. Heinrich der Erz-

bischof von Mainz wurde bald nach dem Reichstage vom Pabste in den Bann gethan, weil er die Partei des Kaisers ergriffen hatte, und den Ablaßverkauf in seinem Erzstifte nicht dulden wollte. An seine Stelle wurde Gerlach von Nassau gesetzt, der des Pabstes Creatur war. Endlich erschien auch Johanns Sohn, Karl der Prinz von Böhmen, mit seiner ihm eigenen List und Heimtücke, und hetzte die Fürsten auf. Er gab ihnen zu verstehen: »daß Ludwig durch kaiserliche Gewalt sein Haus »zum mächtigsten im Reiche erhoben, die erledigten Leben »oder Reichsgüter an seine Söhne oder Vettern verschenkt, »und durch seine gefährlichen Züge nach Italien das Reich »dem päbstlichen Banne ausgesetzt habe. Er sey mit den »mächtigen Oestreichern im Bunde, und beide Familien im »Stande, die teutsche Freiheit unter die Füße zu treten »und die Kaiserkrone unter sich zu theilen u. s. w. Durch diese und dergleichen Vorstellungen gewann er und sein Oheim Balduin den Kurfürsten von Cölln und Rudolphen von Sachsen; die böhmische Kurstimme hatte sein Vater zu geben. Diese kamen also auf dem Königstuhle zu Rense zusammen, entsetzten den biedern Ludwig und wählten Karlen zum Kaiser.

Ein so eigenmächtiges Unternehmen der luxemburgischen Partei brachte den größten Theil der Stände auf. Ludwig berief sogleich eine Reichsversammlung nach Speier, welche die Wahl Karls für ungerecht und nichtig erklärte. Dieser mußte daher nach Frankreich ziehen, um sich von dem Könige eine Unterstützung dadurch zu verdienen, daß er für fremdes Interesse gegen die Engländer focht. Der Kaiser aber schloß mit Eduard dem Könige von England ein Bündniß, wodurch er Karls und der Franzosen Anmaßungen im Zaume zu halten dachte. Er

war auch so glücklich, daß er und sein Sohn Stephan die Böhmen, welche in Tirol eingefallen waren, zurückschlug, starb aber im Jahre 1349, plötzlich, auf der höchsten Stufe seines Glücks und seiner Gewalt.

Nun war Karl von seinem Nebenbuhler befreit, aber selbst der Tod Ludwigs konnte die Kurfürsten von Mainz, von der Pfalz, von Sachsen und Brandenburg nicht mit ihm aussöhnen. Nachdem sie die Krone sowohl dem Könige von England Eduard, als dem Friedrich von Meissen fruchtlos angetragen hatten, versammelten sie sich zu Frankfurt, und wählten den tapfern Günther von Schwarzenburg, welchen sie an der Spitze ihrer Macht tüchtig glaubten, um ihrem Feinde die Spitze zu bieten. Als Karl und sein Oheim Balduin von dieser Wahl Nachricht erhalten hatten, zogen sie sogleich ein mächtiges Heer auf dem linken Rheinufer zusammen, und drohten den Neugewählten aus Frankfurt zu vertreiben. Dieser aber lagerte sich mit seinem Anhange von dem Maine bis zu dem Rheingaue herab, und erwartete den Angriff seiner Gegner. Indeß hatte Karl den Pfalzgrafen Rudolph von Günthers Partei abgezogen, indem er dessen Tochter ehelichte; und Günther erkrankte schnell zu Eltvill, wo er so eben sein Heer anführen wollte. Er mußte sich, dem Tode nahe, nach Frankfurt bringen lassen, wo er kaum noch Zeit hatte, sich mit seinem Gegner auszusöhnen. Er überließ Karlen die Krone unter vortheilhaften Bedingnissen für seine Familie, und starb, von seinen Freunden betrauert, von seinen Feinden geehrt, in eben der Stadt, wo er neben einem Throne sein Grab fand. [1]

1. Siehe über seine Vergiftung Kirchners Geschichte von Frankfurt, I. Theil.

Karl wurde nunmehr 1349 zu Frankfurt noch einmal erwählt, zu Aachen gekrönt, allein er bekümmerte sich mehr um das Wohl seiner böhmischen Erbländer als des Reichs. Die Kurfürsten aber wollten den auf dem Königsstuhle zu Rense zum Grunde gelegten Kurverein nicht zu Schanden werden lassen. Sie vermogten daher den Kaiser, daß er endlich jenes große Reichsgesetz fertigen und bekannt machen ließ, was man von dem angehängten goldenen Insiegel die goldene Bulle nannte. In derselben sind manche heilsame Verordnungen und Bestimmungen über die Wahl der Kaiser zu Frankfurt, über die sieben Kurfürsten, ihre Rechte und die Unveräußerlichkeit ihrer Länder, über den römischen König und die Beförderung des Landfriedens enthalten. Was aber die Länder und Staaten des Rheins insbesondere betrifft, so ist darin festgesetzt, daß die drei rheinischen Erzbischöfe von Mainz, Trier und Cölln vor allen Kurfürsten, und der Pfalzgraf bei Rhein, außer Böhmen, vor den weltlichen Kurfürsten den Rang haben sollten. Der Erzbischof von Mainz blieb Erzkanzler des Kaisers und Direktor des Reichstages. Die Erzbischöfe von Trier und Cölln wurden Erzkanzler von Gallien und Italien. Dem Pfalzgrafen bei Rhein wurde sein altes Richterrecht in hohen Fällen und das Reichsvicariat über die Provinzen des Rheins und alle jene teutschen Länder bestätigt, wo das Schwabenrecht galt.

Die Verordnungen, welche in der goldenen Bulle über die Erhaltung des Landfriedens und den Verbot unerlaubter Bündnisse gemacht wurden, waren allerdings heilsam und dem Zeitgeiste angemessen, da aber Karl alle seine Thätigkeit auf Böhmen verwendete, blieben sie ohne Kraft und Erfüllung. Das kaiserliche Ansehen verfiel da-

durch in dem Maaße, als die königlich-böhmische Gewalt im Reiche zunahm. Die rheinischen und schwäbischen Stände befehdeten einander, wie zuvor, und da Karl am Rheine sein Gewicht verloren hatte, suchte er selbiges durch ein Bündniß mit Frankreich zu stärken. Während also die luxemburgische Partei sich in Böhmen mächtig, aber unter den Fürsten verhaßt machte, erhob sich die nassauische wieder in Mainz und am Rheine. Da der Erzbischof Heinrich III. von Virneburg wegen seiner Anhänglichkeit an den Kaiser Ludwig in den Bann gethan wurde, näherten sich die Nassauer dem Pabste. Dieser entsetzte auch wirklich den Erzbischof seiner Würde und wollte sie dem Grafen Gerlach, einem kaum zwanzigjährigen Jünglinge übergeben. Dagegen protestirte Heinrich und ernannte unter dem Vorstande Konrads von Kirkel eine Vormundschaft aus Domherren und kurfürstlichen Beamten bestehend, welche statt seiner das Erzstift verwalten sollte. Indeß aber behaupteten die Nassauer, von dem Pabste unterstützt, die Ansprüche Gerlachs mit bewaffneter Hand, und Graf Johann, dessen Bruder, war so glücklich, daß er während der Fehde den Konrad von Kirkel gefangen nahm.

Nach diesem unglücklichen Vorfalle sahen Heinrich und seine Räthe, daß so tapfern und gefährlichen Feinden, als jetzt die Nassauer geworden waren, auch ein tapferes Haupt entgegen gesetzt werden müsse. Das Domkapitel wählte daher den streitbarsten Domherrn seiner Zeit, den Kuno von Falkenstein, zum Verwalter des Erzstiftes. Kuno war, wie seine Ahnen und Verwandte, von Jugend auf in den Waffen erzogen, und hatte schon in mancher Fehde Proben seiner Kühnheit gegeben. Er hatte auch mehr das Ansehen und die Tracht eines rüstigen Ritters,

als eines geistlichen Chorherrn. Seine Vorliebe für den Kriegsstand war so auffallend, daß er von hohen und niedern Leuten fast sprichwörtlich der Ritter Kuno genannt wurde. Als daher der Kaiser Karl zu Mainz seinen Hof hielt, und Kuno unter den andern Geistlichen und Domherren in einer ritterlichen Kleidung vor ihm erschienen war, forderte er dessen Kappe und sagte, indem er sie aufsetzte, zu den Umstehenden: »sehe ich in Kunos Kappe nicht eher einem Sol»daten als einem Domherrn gleich?« Aber Kuno bekümmerte sich wenig um diesen Spott des Kaisers; sobald er als Verwalter ernannt war, ergriff er kühn sein Schwert und rettete damit sowohl das Erzstift von Mainz, als späterhin das von Trier, gegen die Anfälle ihrer häufigen Feinde.

Gleich bei dem Antritte seines Amtes forderte er von den Nassauern die Befreiung Konrads von Kirkel. Da diese aber ihm nicht willfahren wollten, rückte er mit seinen muntern Haufen in das nassauische Gebiet, zerstörte oder überwältigte darin bei siebenzig Ortschaften, und zwang sie endlich, die Gefangenen wieder herauszugeben und sich mit dem Erzbischofe Heinrich zu vertragen. Durch diese schnellen Unternehmungen hatte er sich seinen Feinden so fürchterlich gemacht, daß sie ihn im offenen Felde nicht mehr anzugreifen wagten. Sie nahmen daher ihre Zuflucht zu Hinterlist und Verschwörung, und wollten ihn unbewaffnet gefangen nehmen oder aus dem Wege schaffen. Zweimal wurde er also in seinem Bette überfallen, einmal durch Ulrich von Kronenberg, das anderemal durch die Bürger von Bingen, welche Gerlach gewonnen hatte; allein in beiden Fällen rettete er sich durch einen kühnen Sprung aus dem Fenster nach der Festung

Ehrenfels. Von dieser hohen Burg herab, konnte er sehen, wie die von den Nassauern unterstützten Bürger von Bingen das über ihrer Stadt gelegene Schloß Klopp belagerten, welches er mit seinen Truppen besetzt hatte. Er konnte den Belagerten Zeichen geben, und von ihnen empfangen, und alle Bewegungen bemerken, welche man gegen sie unternahm. Als er nun einmal bei Nacht in seinem Bette ein seltsames Geräusch über den Rhein her erschallen hörte, sprang er sogleich an das Fenster, um von da herab zu beobachten, was es zu bedeuten habe. Da vernahm er von Bingen herüber das Geklirre der Waffen, das Gedränge der Bürger, das Zurufen der Hauptleute; und als er daraus schloß, daß man gegen Klopp einen nächtlichen Ueberfall wagen wollte, setzte er sogleich mit einem Haufen entschlossener Reisigen über den Rhein, rückte mit schnellen Schritten zur Festung hinan, und war unter ihnen der erste, welcher in den Graben sprang, um den Belagerten Hülfe zu bringen. Er übernahm hierauf selbst die Vertheidigung der Burg, schlug die überraschten Bürger in ihre Stadt zurück, und bändigte endlich diese zahlreiche Gemeinde, welche gegen ihn die Waffen ergriffen hatte.

Nachdem Kuno durch so kühne Thaten die Macht der Nassauer gebrochen, und Heinrichen auf dem Stuhle zu Mainz behauptet hatte, starb dieser im Jahre 1353, und das Erzstift schien durch diesen Todesfall neuen Erschütterungen ausgesetzt zu seyn. Um also der langen Fehde ein Ende zu machen, und seine Verwaltung nicht zu mißbrauchen, machte Kuno mit Gerlach einen Vertrag, vermöge dessen er diesem das Erzstift von Mainz überließ, sich aber den Besitz der Schlösser Klopp, Ehrenfels, Fürsteneck und Heimbach von dem Steine im Rheine an,

welchen man den Löwenstein nennt, bis nach Lorchhausen so lange als Pfandschaft vorbehielt, bis ihm Gerlach entweder 40,000 Gulden als Entschädigung bezahlt haben, oder er zu einem andern Bisthume gekommen seyn würde. Bald hierauf im Jahre 1362 wurde er von dem Erzbischofe von Trier Bömund und dessen Kapitel zum Coadjutor gewählt, und Gerlach kam also zum ruhigen Besitze des Kurfürstenthums von Mainz.

Gerlachs erste Angelegenheit war nun, sich und sein Haus darin zu behaupten. Sein Vater Gerlach, der Sohn Adolphs des Kaisers, hatte sich bereits mit dem Kaiser Ludwig dem Baiern ausgesöhnt, und dieser gab ihm beträchtliche Rechte zu Wasser und zu Lande längs dem Rheine hin. Der Erzbischof hatte durch Gunst Kaiser Karls IV. das Städtchen Höchst mit einem neuen Zoll und seinen Umgebungen erworben, weil er ihn gegen Ludwigen auf den Thron erhob. Um jetzt seine Länder gegen die Landgrafen von Thüringen und Hessen zu wahren, setzte er einen seiner Brüder, den Johann, als Statthalter im Eichsfelde, und den andern, Rupert, als Oberamtmann in Amöneburg an. Ersterem freiete er zuerst die Erbin von Merenberg und Gleiberg, und nach ihrem Tode die Erbin Johanna von Saarbrücken, wodurch die Länder seines Hauses merklich vergrößert wurden. Damit aber durch diesen neuen Erwerb keine Streitigkeiten unter seinen Brüdern oder deren Nachfolger entstehen mögten, beredete er sie und seinen Vater, daß sie unter seiner Vermittlung im Jahre 1355 zu Eltvill einen Theilungsvertrag abschlossen, welchem gemäß Adolph der ältere Bruder Idstein und Wiesbaden, Johann aber Weilburg nebst dem, was ihm seine Gemahlin zugebracht hatte, erhalten sollte. Diese von Gerlach angeordnete

Abtheilung des Hauses Nassau in die idsteinische und weilburgische Linie ist noch bis auf unsere Zeiten verblieben.

Nach diesen Vortheilen, welche er seinem Hause erworben hatte, dachte er auch seinen Neffen Adolph zu seinem Nachfolger erwählen zu lassen. Allein er war schon zu alt, und dieser noch zu jung, um seine Absichten durchsetzen zu können. Nichts desto weniger wollte nach seinem bald, 1371, erfolgten Tode die nassauische Partei unter Anführung des Domdechants, Bayers von Boppart, diesen Neffen, einen kaum achtzehnjährigen Edelknaben, auf den erzbischöflichen Stuhl erheben. Diesem aber widersetzte sich der klügere Theil des Domkapitels und postulirte den Kuno von Falkenstein, welcher sich schon durch die Verwaltung der Erzstifter von Mainz und Trier große Verdienste erworben hatte. Da beide Parteien nicht einig werden konnten, und das Erzstift während des Zwistes viel Schaden erlitt, glaubte der Kaiser Karl IV., daß die Zeit gekommen sey, wo er das Kurfürstenthum von Mainz wieder seinem Hause zuwenden könnte. Er vermogte daher den Pabst Gregorius XI., daß er diese Würde seinem Vetter Johann von Luxemburg, dem Bischof von Straßburg, übergab.

Dieser Johann war mehr ein schöner, als kluger Fürst, weßwegen er auch das Schaf oder der Hammel genannt wurde. Er dachte mehr darauf, wie er die Speisen auf seiner Tafel, als die Angelegenheiten seiner Länder und seines Hauses verbessern möge. Daher sagt auch Königshofen in seiner Chronik von ihm: »Johannes »von Lune oder von Luxemburg, ein Walich, wurde durch »des Kaisers Bitte von dem Pabste zum Bischofe zu »Straßburg und Erzbischof von Mainz gemacht. Er war

»sanftmüthig und einfältig, achtete nicht, wie es in seinem »Lande ging, wenn man ihm nur recht viel zu essen dar»trug. Er gab auch Morgens niemand eine Antwort, er »hätte dann zuerst eine Suppe und dazu ein Huhn, oder »anderes Fleisch und Fisch gegessen. Das Bisthum stand »mehr an seinen Amtleuten, als an ihm, und diese rich»teten es nach ihrem Willen.« Solche Eigenschaften konnten die luxemburgische Partei in Mainz nicht beliebt machen. Der Haß der Bürger gegen sie brach sogar in offene Gewaltthaten aus, als Kaiser Karl IV. im Jahre 1372 nach dieser Stadt kam, um seinen Vetter, den Erzbischof zu besuchen. Es wurde nämlich unter den Bürgern ausgesprengt: »die Böhmen, welche der Kaiser mit»gebracht und in dem Bischofshofe zum Thiergarten ein»gelegt hatte, wollten den bürgerlichen Freiheiten Gewalt »anthun und die Stadt dem Bischofe überliefern« Zur Zeit also, wo die Kaiserin einen Spaziergang aus diesem Hofe gemacht hatte, und die Böhmen sich belustigten, stürmte ein Haufen mainzer Bürger in den Thiergarten, sprengte die Thore und Thüren auf, drang selbst bis in die Zimmer der Kaiserin, erschlug von den Böhmen, was er vorfand in und unter dem Bette der Fürstin und raubte einen beträchtlichen Theil von ihren Kleinodien. Aufgebracht über diese Frevelthat verließ der Kaiser mit seiner Gemahlin sogleich den andern Tag in aller Frühe die Stadt. Die Aufrührer wurden gefangen und drei von den Mördern vor dem Bischofshofe enthauptet. Diese Strafe konnte aber den Haß der nassauischen Partei gegen die luxemburgische nicht mäßigen. Noch dasselbe Jahr starb Johann zu Eltwill so schnell, daß man erstere beschuldigte, sie habe ihn, um sich in dem Besitze des Erzstiftes zu behaupten, vergiften lassen. Solche Beschuldi-

gungen während eines bürgerlichen Krieges verdienen wenig Glauben, indeß bleibt so viel gewiß, daß sich die Nassauer gleich nach Johanns Tode der Schlösser und Länder des Erzstiftes bemächtigten, und den zuvor wegen seiner Jugend zurückgewiesenen Adolph auf dem heiligen Stuhle zu behaupten suchten. Aber der Besitz des Kurfürstenthums von Mainz war für des Kaisers Gewalt und Absichten zu wichtig, als daß er ihn den Nassauern überlassen hätte, die seine heimlichen Feinde geworden waren. Er wollte zu der Zeit seinen Sohn Wenzel zum römischen Könige wählen lassen, und dazu war ihm die Stimme des ersten Kurfürsten fast unentbehrlich. Demzufolge vermogte er den Pabst Gregorius XI., daß er das ledige Erzbisthum an seinen Freund Ludwig den Bischof von Bamberg übergab. Durch dessen Beförderung hoffte er die römische Königswahl für seinen Sohn Wenzel zu befördern. Er lud daher das folgende Jahr 1375, die Kurfürsten nach Rense auf den Königsstuhl, um sich über die Wahl zu berathschlagen; allein Ludwig wollte nicht eher dort erscheinen, bis die Fürsten entschieden hätten, ob er oder Adolph der rechtmäßige Erzbischof von Mainz sey. Um diesen Rechtszweifel Ludwigs zu beschwichtigen, fuhr der Schwiegersohn des Kaisers, Rupert von der Pfalz, ihm bis nach Oppenheim entgegen, und brachte ihn nach Rense, wo dann die Wahl Wenzels beschlossen, und acht Tage später zu Frankfurt vollzogen wurde.

Indeß behaupteten sich die Nassauer im Besitze der mainzischen Länder, und Adolph zog eine große Macht bei Erfurt zusammen, um seine Ansprüche darauf mit dem Degen in der Faust zu vertheidigen. Dagegen rückten Ludwig und der Kaiser mit 40,000 Mann heran, und

belagerten die Nassauer über sechs Wochen um die Stadt. Unter diesen Kämpfen war Ludwig auch Erzbischof von Magdeburg geworden, und bekümmerte sich, wie sein Vorfahrer Johann, mehr um gute Speisen und schöne Weiber, als um die Verwaltung seines Erzbisthums. Statt mit seinem wackern Gegner Adolph vor Erfurt zu fechten, stellte er auf dem Rathhaus zu Calve einen Ball an, um die Tugend der Frauen zu belagern; aber eben diese ungeistliche Aufführung brachte ihm seinen Untergang. Als er nämlich wacker mit seinen Schönen herumtanzte, brach in dem Bette eines benachbarten Zimmers Feuer aus, und verwandelte dieses Fest der Lust und der Freude in ein Schauspiel des Schreckens und der Trauer. Die Flammen, welche die Polster und Kissen ergriffen hatten, schlugen so hoch auf, und verbreiteten in dem nächtlichen Dunkel einen so fraiserlichen Schein, daß jeder schon das ganze Rathhaus im Brande zu sehen glaubte. Frauen, Fräulein, Ritter und Bediente verließen die Reihen des Tanzes oder der Tafel. Sie liefen mit blassen Gesichtern rechts, links, vorwärts, rückwärts untereinander umher, und suchten Hülfe und Rettung. Man schreit Feuer, man bringt Eimer und Löschwerk herbei, und da jeder nur zur nächsten Stiege zueilte, um sich zu retten, rannte alles darauf so gedrängt auf und ab, daß der Ausgang endlich selbst gesperrt wurde. Durch diese Stockung hatte sich der Schrecken noch mehr verbreitet. Einige Fräulein und Ritter sprangen zum Fenster hinaus und zerbrachen Arme und Beine; andere drangen mit so viel Eile und Gewalt auf die Stiege zu, daß sie krachend zusammenbrach. Der Bischof stürzte mit hundert Frauen herab, unter welchen er allein todt geblieben ist.

Durch die zwei unverhofften Sterbfälle Johanns und Ludwigs, kam Adolph im Jahr 1380 in den unbestrittenen Besitz des Erzstiftes von Mainz. Wie er sich bisher gegen seine inneren Feinde mit Kraft und Muth zu behaupten wußte, so jetzt auch gegen seine äußeren. Unter diesen waren die Landgrafen von Hessen und die Pfalzgrafen bei Rhein die mächtigsten und auch gefährlichsten. Jene umfaßten durch ihr Gebiet Erfurt und die Aemter von Fritzlar und Amöneburg, und dachten selbige um so leichter zu erobern, als sie der Entfernung wegen schwer zu vertheidigen waren. Diese hatten durch ihre Länder und Macht selbst Mainz umgeben, und konnten ohne Gefahr in die Bergstraße einfallen, worauf sie, wie wir bereits gehört haben, schon lange Ansprüche machten. Dazu kam noch, daß der bisher fortdauernde Streit zwischen der nassauischen und luxemburgischen Partei ihren Unternehmungen gegen das Erzstift selbst Beförderung gab. Unter solchen Umständen überfielen der Kurfürst von der Pfalz, Ruprecht, der Landgraf von Hessen, Herrmann, der Bischof von Würzburg, Gerhard, der Burggraf von Nürnberg und der Graf von Wertheim, ja selbst der Kämmerer von Worms, Dietrich von Dahlberg, nebst andern Rittern, Adolphs Länder am Rhein, am Main, in Thüringen und in Hessen, und wollten die nassauische Macht brechen. Da Adolph zugleich Bischof von Speier war, so rückte der Pfalzgraf zuerst in dies Bisthum vor, und nachdem er die speierischen Länder ausgeplündert hatte, fiel er und Diether von Dahlberg in die Bergstraße ein, wo letzterer den Bruder des Kurfürsten gefangen nahm. Indeß verstärkte sich Adolph mit einigen benachbarten Grafen, und trieb die Pfälzischen auf ihr Gebiet zurück. Auch setzte er sich auf

annehmliche Bedingnisse mit Diether von Dahlberg. Der Krieg wurde aber mit gleicher Erbitterung und Härte am Rhein, am Main, am Neckar und an der Tauber fortgeführt, bis ihn 1381 der Kaiser Wenzel beigelegt hatte.

Da Adolph durch den Frieden am Rheine mächtige Feinde verloren hatte, so schloß er im Jahr 1387 ein Bündniß mit Otto von Braunschweig und Balthasar von Thüringen, und wandte nun seine ganze Macht gegen den alten Feind seines Erzstiftes, Herrmann von Hessen. »Wisset,« sagte er in seinem Fehdebriefe, »wisset, hochgeborner Herrmann, um solch Unrecht und Gedräng, das »ihr und Euere begeht an uns und unsers Stiftes Leuten »und Unterthanen, daß wir Adolph Erzbischof zu Menze »euer und euer Städte, Schlösser, Länder und Leute »feind seyn wollen.« Hierauf zog er mit einem starken Haufen Reisiger und Knechte umgeben nach Hessen, nahm Rotenburg, Melsungen, Niederstein und Gudesberg ein. Er belagerte endlich, nachdem seine Bundesgenossen zu ihm gestoßen waren, sogar Cassel, die Hauptstadt des Landgrafen. Also gedrängt, war Herrmann gezwungen, um Frieden zu bitten. Er gab Adolphen Grevenstein, Ymenhausen und Wolfsdorf zum Unterpfande. Man sagt sogar, daß er ihm als Marschall auf dem Kirchhofe zu Fritzlar habe den Steigbügel halten müssen. Ein gleichzeitiger Poet hat folgende Verse auf diese Fehde gemacht:

Ein Sprüchwort sagt: Bischof Adolph
der beißet um sich, wie ein Wolf.
Auf daß man nun den Feind abkäm,
und das Land nicht ferner Schaden nehm,
Landgraf Herrmann versprechen thut
wohl zwanzig tausend Gulden gut

zu Mainz dem Erzbischof zur Hand,
Und setzt ihm ein zum Unterpfand
Zirneberg, Wolfhagen, Grevenstein,
Hierauf sie abgezogen seyn.

Nach dem Tode Adolphs 1390 konnte die nassauische Partei nicht die Mehrheit der Stimmen im Kapitel für den Grafen Johann erhalten, weil er noch ein Knabe war. Man wählte daher Konraden von Weinsberg, einen alten friedlichen Herrn einstweilen zum Verwalter, bis jener das hinlängliche Alter erreicht haben würde. Konrad stand mit allen seinen Nachbarn, mit seinem Kapitel und den Bürgern von Mainz in einem guten Vernehmen, weil er allen gefällig war. Deswegen sagt auch die Limburger Chronik von ihm, daß ihm ein Chorröcklein besser stünde, als ein Panzer. Nach seinem Tode 1396 kam sonach Johann der Nassauer, welcher nun das gehörige Alter hatte, auf den erzbischöflichen Stuhl, und mit ihm der kriegerische Fürstengeist seiner Vorfahren. Gleich nach dem Antritte seiner Regierung führte er gegen seine Nachbarn und die Bürger von Mainz eine kräftige Sprache. Noch stärker zeigte er seinen Einfluß im Reiche.

Die luxemburgische Partei hatte sich durch die zweideutige Regierung Karls IV. verhaßt gemacht; jetzt war sie durch die Saumseligkeit Wenzels verächtlich geworden. Diese Lage der Dinge gab dem Erzbischof Johann neue Gelegenheit, das Gewicht der Nassauer in Mainz und am Rhein zu vermehren. Was ihn besonders gegen den letztern Kaiser aufbrachte, war dessen Begünstigung des Städtebundes, der die rheinischen Fürsten mit Aufruhr bedrohte. Je mehr er sich also von Wenzel entfernte, je mehr schloß er sich an seine Nachbarn, die Pfalzgrafen an.

welche bisher die Haufen der Bürger bei Worms und Eschborn geschlagen hatten.

Indeß vermehrten sich die Bündnisse der Städte und des Adels, und mit ihnen die Fehden am Rhein; aber Wenzel sah diesem blutigen Schauspiele mit unverzeihlicher Behaglichkeit von Prag aus zu, ohne die ihm zukommende Reichsgewalt eintreten zu lassen. Unter einer solchen Verwirrung versammelte Johann die Reichsfürsten zu Frankfurt, um ihnen die Noth des Reiches vorzutragen, und den Kaiser zur schleunigen Hülfe aufzufordern; aber Wenzel ließ sich nicht in seiner Ruhe stören. Er schickte nur seine Gesandten zum Reichstage, und diese fanden dort mehr Demüthigung, als Folgsamkeit für ihren Herrn.

Nach diesen fruchtlosen Versuchen faßte Johann den Entschluß, dem saumseligen Kaiser die Krone von dem Haupte zu reißen, und selbige auf jenes des Pfalzgrafen Ruperts III. zu setzen. Da er aber erst darüber die Gesinnungen der übrigen rheinischen Kurfürsten erforschen wollte, hielt er zuvor mehrere Zusammenkünfte mit ihnen zu Rense, zu Boppart und zu Lahnstein. Als er nun durch ihre Klagen auch ihres Mißvergnügens vergewissert zu seyn glaubte, berief er abermals (1397) eine allgemeine Reichsversammlung nach Frankfurt, wo er seine Absichten mit Genehmigung des ganzen Reichs durchzusetzen hoffte.

Um das Ansehen des Kaisers auch in den Augen des gemeinen Volks zu demüthigen, erschienen sowohl er als die andern Fürsten mit einer Pracht, welche zu der Zeit jene der Könige verdunkelte. Der Herzog von Oestreich, sagt die Limburger Chronik, lag da mit großer Herrlichkeit, als wollte er rufen: Wer da will essen, trinken und seinen Pferden Futter geben, um Gott und Ehr, der soll nur zu seinem Hofe kommen. Er gab alle

Tage für vierzig tausend Gulden Futter. Auch war da, der Landgraf Herrmann von Hessen, mit mehr denn fünfhundert Pferden; der Markgraf von Meissen mit zwölfhundert, und der von Würtemberg mit nicht viel weniger. Vor allen aber glänzte der Pfalzgraf Rupert, der künftige Kronbewerber, sowohl in Pracht als männlich schönem Ansehen. Unter allen Fürsten, Grafen und Herren, fand man nicht seines Gleichen in teutschen Landen mit großer Herrschaft und mit Herrlichkeit. Er war jedem bereit mit Hobern, mit Tormen oder mit dem Zug zu Schimpf und zu Ernst, und vollführte das bis an sein Ende.

Dieser großen Vorbereitungen ohngeachtet, konnte es Johann dermalen noch nicht dahin bringen, daß sein Günstling Rupert auf den Thron erhoben wurde. Des Kaisers Gesandte führten bittere Klagen, sowohl gegen ihn als die mit ihm verschworenen Kurfürsten. Die meisten davon fielen mit ihrer Wahl auf Friedrich von Braunschweig, einen allgemein geachteten Fürsten; aber dieser wurde bei Fritzlar von dem Grafen von Waldeck und anderen Rittern erschlagen, und der Verdacht des Mordes fiel auf den herrschsüchtigen Erzbischof, weil die Mörder dessen Freunde und Vasallen waren.

Ein so schändlicher Verdacht war dem Ansehen und der geistlichen Würde Johanns zu nachtheilig, als daß er nicht alle Mittel angewendet hätte, ihn von sich abzulehnen. Um seine Unschuld darzulegen, brachte er nicht nur von unbefangenen Leuten, sondern selbst von den Thätern Zeugniße herbei; allein die Brüder und Verwandten des Erschlagenen forderten Rache, und fielen in die mainzischen Länder mit Feuer und Schwert ein. Der beschuldigte Erzbischof mußte sich über ein Jahr gegen sie entweder mit Schutzschriften oder Schutzwaffen vertheidi-

gen, dem ohngeachtet konnten ihn weder die beigebrachten Zeugnisse, noch selbst seine Siege von dem einmal gefaßten Verdachte reinigen.

Indeß war der Haß der Kurfürsten gegen den verächtlichen Kaiser stärker, als gegen den arglistigen Erzbischof; und so gelang es diesem, selbige zu Rense zu dem zu bereden, was ihm in Frankfurt fehlgeschlagen war. Im Jahr 1400 entsetzte er, mit Beistimmung der rheinischen Kurfürsten, den Kaiser Wenzel auf dem Königstuhl seiner Würde, und erhob seinen Günstling, Ruperten III. von der Pfalz, auf den kaiserlichen Thron. Nach geschehener Verabredung führte er den Pfalzgrafen gleichsam im Triumph nach Frankfurt, wo beide die Kurfürstin schon erwartete, und ließ die Wahl in der gehörigen Feierlichkeit und mit aller nur möglichen Pracht vollziehen.

Durch die Einigkeit, welche die rheinischen Kurfürsten bei der Erhebung Ruperts zeigten, und da sie jetzt das Reichsoberhaupt unter sich selbst zählten, schien auch die Einigkeit im Reiche, und die Ruhe wenigstens am Rhein hergestellt. Johann aber benutzte seinen Einfluß zum Vortheile seines Erzstiftes. In größter Eile befestigte er das Schloß zu Höchst und trug, um den Bau zu befördern, selbst mit seinen Hofleuten die Steine herbei. Er nahm Hanau und Babenhausen als Verwalter der Grafschaft in Besitz, dagegen gab er das an seine Vorfahren verpfändete Oppenheim mit den Orten des Ingelheimer Grundes wieder heraus, und gestattete, daß der Kaiser selbige der Rheinpfalz einverleiben konnte.

Nach so wichtigen wechselseitigen Gefälligkeiten hoffte Johann, daß Rupert, wie seine Vorfahren, den Uebermuth der Städte demüthigen würde, allein dieser fühlte nun, daß er Kaiser geworden sey, und es ihm folglich

zustünde, die ruheliebenden Bürger gegen die Räubereien und Fehden des Adels zu schützen. Nachdem er von Italien zurückgekommen war, rüstete er mit Unterstützung der Städte, ein kräftiges Heer, und zog an der Spitze desselben gegen die Ritter und Ruhestörer, welche von ihren Schlössern umher den Rhein und den Main unsicher machten. Die Raubnester von Hattstein, Reiffenberg und Kronenberg wurden bedroht, die von Rückingen, Horst, Memmelriß, Hundegesäß, Wasserloß, Hunstein und Karben eingenommen und zum Theil gebrochen. Als bei der Bestürmung des letztern die Bürger von Frankfurt sich weigerten mitzustreiten, weil dieser Ort ihnen beständig offen gewesen, antwortete Rupert: »Ich werde ihn bald für alle Welt offen machen.«

Diese Unternehmungen des Kaisers gegen die Raubritter, wovon viele Mainzische Vasallen und Bundesgenossen waren, wollten dem Erzbischof nicht gefallen. Auch befürchtete er, daß dadurch der Muth der Bürger von Mainz wieder angefacht würde, er beklagte sich daher gegen denselben, daß er ihm sein Erzkanzleramt schmälere, die Erbauung seines Schlosses zu Höchst verhindere, den dort erhaltenen Zoll nicht zugestehen, und überhaupt seine Unterthanen in der Bergstraße und zu Bingen durch pfälzische Amtleute bedrängen wolle. Rupert achtete nicht auf des Erzbischofs Klagen, ja er gab viele gegen ihn selbst zurück. Aufgebracht über eine solche Verachtung schloß Johann zu Marbach einen Bund mit einigen Fürsten und Städten, worin man sich wechselseitige Hülfe gegen fernere Anmaßungen des Kaisers versprach.

Von nun an war das gute Vernehmen zwischen Rupert und Johann ganz abgebrochen. Zugleich mit kaiserlicher und pfälzischer Macht gestärkt, bedrohte jener den

feindlichen Erzbischof durch die Gewalt der Waffen zu bändigen. Dieser aber rüstete sich mit seinen Vasallen und Bundesgenossen. Eine hartnäckige blutige Fehde würde ohnfehlbar wieder die Ufer des Rheins zum Schauplatze des Mords und Brandes gemacht haben, wäre sie nicht durch den schnellen Tod des Kaisers 1410 aufgehalten worden.

Während dieser Spannung hatte Johann bemerkt, wie gefährlich es sey, die kaiserliche Gewalt seinen mächtigen Nachbarn zu übertragen. Er näherte sich daher nach dem Tode Ruperts dem von ihm entsetzten Wenzel wieder, und wollte die Kurfürsten bereden, denselben noch einmal als Kaiser anzuerkennen; allein diejenigen, welche sich schon zu Frankfurt versammelt hatten, lenkten die Wahl auf dessen Bruder Siegismund den König von Ungarn. In diesem Drange der Umstände glaubte Johann den Vollzug derselben verhindern zu können, wenn er die Thüren an dem Dom und dem Wahlzimmer verschließen ließe, aber die anwesenden Kurfürsten traten hinter dem hohen Chore auf dem Kirchhofe zusammen und erwählten den König von Ungarn.

Indeß waren auch die Gesandten von Böhmen, Sachsen und Brandenburg angekommen; diese suchte Johann sogleich zu gewinnen, und setzte durch sie dem Siegismund Jobsten von Mähren entgegen. Zum Glücke für das geängstigte Reich starb dieser bald nach der Wahl, und Johann stimmte nun den übrigen Kurfürsten bei und setzte Siegismunden auf den kaiserlichen Thron.

Man kann dem Erzbischofe Johann II. weder Gewandtheit in Staatsgeschäften, noch Muth in Gefahren absprechen, allein sein unruhiger, ränkevoller Geist entzog ihm und der nassauischen Partei das Zutrauen der Für-

sten, des Domkapitels und des Volks. Nach seinem, im Jahre 1419, erfolgten Tode wählten die Domherren Konraden III., einen gebornen Rheingrafen, und dieser gab durch seinen friedlichen Charakter sowohl dem Reiche als dem Erzstifte von Mainz die Ruhe wieder, welche Johann so oft gefährdet hatte. Er verglich die Streitigkeiten, welche während der Regierung seines Vorfahrers zwischen den Bürgern und der Geistlichkeit in Mainz ausgebrochen waren. Mit seinen Nachbarn stand er entweder in friedlichen Verhältnissen oder legte deren Zwistigkeiten mit Klugheit bei; er vermehrte das Gebiet seines Erzstiftes durch den Ankauf des Amtes von Steinheim, und bestätigte den Bürgern von Mainz ihre alten Freiheiten und Vorrechte. Selbst die unruhigen Hessen wußte er durch Nachgiebigkeit zu gewinnen. Dieses gesetzlichen Betragens wegen ernannte ihn der Kaiser Siegismund zu seinem Reichsverweser, und er verwaltete dieses Amt mit Zufriedenheit der Fürsten und des Volks.

Sein Nachfolger Theodorich von Erbach war mehr ein prachtliebender als kriegerischer Fürst. Da die Länder seines Stammes von dem Gebiete des Obererzstiftes umgeben waren, hielt er sich meistens zu Aschaffenburg auf, wo er auch starb und begraben liegt. Unter seiner langen Regierung gewann die nassauische Partei wieder das Gewicht, was sie durch Johann II. verloren hatte; und so trat sie nach seinem Tode mit neuer Kraft auf und veranlaßte durch ihren Einfluß eine zwiespaltige Wahl in dem Kapitel, welche die wichtigsten Folgen sowohl für die Angelegenheiten des Erzstiftes als der ganzen Christenheit hervorbrachte. Ehe wir aber zu den Begebenheiten selbst kommen, wollen wir zuvor den Zustand der Kirche,

des Erzstiftes und der Stadt schildern, damit der Leser in Stand gesetzt werde, die Ursachen und die Folgen zu bemerken.

Während der Zeit, als die nassauisch-eppsteinische Partei so mächtig und kühn den kaiserlichen Thron und den erzbischöflichen Stuhl zu Mainz zu behaupten suchte, war, wie wir bereits gesehen haben, der Geist des Friedens und der Sanftmuth eben so sehr von den rheinischen Kirchen gewichen, als sich der Kriegs- und Fürstengeist darin fortgepflanzt hatte. Man betrachtete die geistlichen Würden und Bischofsstühle mehr wie ein Beförderungsmittel zur weltlichen Größe, als der Religion. Die Stiftsgeistlichen und Mönche waren reiche Pfründner oder kluge Landwirthe geworden, die Domherren ergaben sich den Waffen und den Ränken, und die Bischöfe oder Aebte glänzten als mächtige Fürsten im Frieden, als kühne Feldherren im Kriege. Die Religion und religiösen Gebräuche wurden nur des Volks wegen geübt, und das geistliche Fürstenthum des weltlichen wegen nachgesucht.

Ein solcher Geist von eitler Größe herrschte jetzt auch auf dem ersten heiligen Stuhle der Christenheit zu Rom, und die Bischöfe in Teutschland unterwarfen sich nur darum noch der Obergewalt des Pabstes, weil sie dadurch die ihrige gegen ihre Nachbarn, die weltlichen Fürsten, zu erhalten glaubten. Sie appellirten in streitigen Fällen an seinen Richterstuhl, entrichteten seiner Kammer den schuldigen Tribut für das ertheilte Pallium, und ließen sich von ihm in ihrer Würde bestätigen. Da aber der römische Hof selbst in weltlicher Ueppigkeit und Pracht erschien, glaubten auch sie zu ähnlichem Aufwande berechtigt zu seyn. Pabst Pius II. welcher zu der Zeit den päbstlichen Stuhl besaß, lernte als Aeneas Sylvius diesen Geist der

Bischöfe und ihrer Geistlichkeit in Teutschland selbst kennen, und wußte ihn mit Klugheit auch zu lenken.

Das teutsche Reich lag noch in der Anarchie, wohin es seit den Hohenstaufen versunken war. Geistliche und weltliche Fürsten mußten beständig zu den Waffen greifen, um sich entweder zu vertheidigen oder zu befehden. Die rheinischen Kurfürsten hatten zwar zu Rense einen Kurverein zur Erhaltung des Friedens geschlossen, und die bisherigen Kaiser ihn anbefohlen; allein das jetzige Oberhaupt des Reichs Friedrich III. war mit der Beschirmung seiner eigenen Staaten zu viel beschäftigt, als daß er ihn künftig befördern konnte. Die Länder des Erzstiftes von Mainz selbst waren von mächtigen Feinden umgeben, und von einander entfernt. Die Beschreibung ihrer Erwerbung und Verfassung wird diese mißliche Lage bestätigen.

Als Hatto und Willigis sich zu weltlichen Herren von Mainz gemacht hatten, herrschten zuerst die Salier, dann die Pfalzgrafen schon gewaltig im Nahe- und Wormsgau. Die Erzbischöfe von Mainz konnten daher ihr Gebiet nicht weit auf dem linken Rheinufer ausbreiten, denn den größten Theil davon hatten letztere, die Pfalzgrafen, eingenommen, und Oppenheim mit dem sogenannten Ingelheimer Grunde blieb immer noch unmittelbares Reichsgut. Dieser Lage der Dinge gemäß erwarben sie sich, außer Bingen, gewissermaßen nur einen Burgbann um die Hauptstadt Mainz, welchen, unter dem Nahmen des Oberamts von Olm auf dem linken Rheinufer die Selzbach, und unter jenem eines Vizthum-Amtes, auf dem rechten ein Landgraben von Mosbach bis Wickert beschränkt. Ihre Hauptabsicht war aber auf den schönen untern Rheingau gerichtet, welcher sich gleich unter Mainz längs dem Rheine hin erstreckte. Die Erzbischöfe von Mainz mußten schon

nach des heiligen Bonifacius Zeiten diesem schönen Lande nicht abhold gewesen seyn; denn zu Winkel, einem Flecken desselben, zeigt man noch ein altes Haus, was für einen Landsitz des Erzbischofs Rhaban gehalten wird, und mit dessen Erde das gläubige Volk die Mäuse zu vertreiben sucht. Vielleicht war das Andenken an diesen frommen Mann durch den Haß gegen Hatto entstanden, welchen es, wie wir noch hören werden, von den Mäusen fressen ließ. Letzterer war aber nach den Urkunden, welche wir in der Sammlung des Gudenus finden, schon unter den Karlingern Herr dieses schönen Landes geworden, obwohl die alten Gaugrafen unter ihm fort walteten. Er hat wahrscheinlich das Schloß Ehrenfels angelegt,[1] und mitten in dem Rheine den Mauth- oder Zollthurm erbauen lassen, vielleicht auch dem Orte Hattenheim seinen Namen gegeben. Diese Herrschaft ließ sich Willigis von den Ottonen urkundlich bestätigen.

Der Rheingau ist eins der schönsten Länder am Rhein, ja in ganz Teutschland. Er ist sowohl durch seinen vortrefflichen Weinwachs als die Ereignisse berühmt geworden, welche sich dort zugetragen haben. Von den Anhöhen bei Hochheim oder Erbenheim und dem sogenannten Niederwalde kann man das Land von oben nach unten, und von unten nach oben übersehen. Die ganze Fülle seiner Schönheit und Mannigfaltigkeit gewährt aber mit einem Blicke die Anhöhe von Ingelheim, wo Karl der Große seinen Pallast erbauet hatte.

1. In einer Urkunde bey Gudenus: Castrum Ehrenfels, quod construxerat P. de Bolandia nomine archiepiscopi Siegefridi; allein Hatto hatte doch wegen dem Zoll den Grund dazu gelegt.

Nebst dieser allgemeinen großen Uebersicht erhält man auf dem Rheine selbst drei vortreffliche Ansichten. Die erstere zwischen den Auen bei Biberich ist sanft und lieblich, die zweite bei der sogenannten großen Giese ist edel und erhaben, und die dritte bei Geisenheim und Rüdesheim groß und fast schauerlich. Schon unter Mainz bilden die rheingauer Waldgebirge mit ihren Weinhügeln jenes herrliche Amphitheater, zwischen dem sich der breite Fluß, wie ein See, ergießt, und die schönen Umgebungen abspiegelt. Bei Biberich wird der Schauplatz mannigfaltiger durch die vielen Gärten, Auen und Ortschaften, wovon sich eines hinter dem andern hervorschiebt. Schierstein, Walluf, Eltwill, Erbach, Hattenheim, Oestrich, Mittelheim, Winkel, Geisenheim und Rüdesheim liegen mit Wein- und Obstgärten umgeben nacheinander am Rheine hinab. In den Schluchten und romantischen Thälern, welche hinter diesen Ortschaften nach dem Hochwalde führen, haben die Mönche des Mittelalters einsame Klöster zur Betrachtung, oder die Ritter stolze Burgen zur Wehre erbauet. So wechselten Sonnenberg mit Tiefenthal, Eberbach mit Scharfenstein, Gottesthal mit Vollraz, und Nothgottes mit Ehrenfels. Zwischen denselben sprudeln Wiesbaden, Schlangenbad, Schwalbach und der Sauerbrunn den Menschen zum Heil und zur Erquickung. Aus dem schönen reinen Flusse selbst erheben sich Auen und Halbinseln, welche mit ihren mannigfaltigen Baumgruppen das ganze Bild wunderbar verschönern.

Wenn man bei Hattenheim zwischen der großen Giese hervorkommt, sieht man die Orte Oestrich, Mittelheim, Langenwinkel, Bartholomäi und Geisenheim so sonderbar hinter einander geschoben, daß sie wie eine große Stadt

zusammen geschmolzen scheinen. Ueber dieselben erhebt sich der schöne Johannesberg wie eine Zitadelle, und an der äußersten Spitze glänzt Geisenheim aus dem dunklen Schlunde des Bingerlochs.

Zwischen diesem Orte und Kemptem schwellen die Berge kühner vom Flusse herauf; ihre Häupter werden wilder und dunkler, das Ufer steiler und schmäler, und der breite Rhein scheint plötzlich wie ein großer See sich auszudehnen und im Binger Schlunde zu verlieren. Schon in der Gegend von Rüdesheim sieht man manchen Felsen aus dem Wasser ragen, und den Strom sich rascher in Strudeln drehen. Gegen Bingen hin wird die Scene immer schauerlicher, größer. Auf der rechten Seite wölbt sich der runde rüdesheimer Berg fast steil zum Rheine herab, und läßt dem Fußgänger kaum einen schmalen Pfad, durch Hecken und Felsen gestützt. Die gleichen Reihen der Weinstöcke und Mäuerchen sind so künstlich herum gezogen, daß man glauben sollte, sie wären mehr der Schönheit als des Nutzens wegen angelegt. Sie geben dem wilden düstern gegenseitigen Ufer einen desto auffallendern Vorgrund. Auf den zwischen den Weinbergen noch hervorragenden Felsenstücken stehen die Trümmer des stolzen Ehrenfels.

Dem rüdesheimer Berg gegenüber, weiter unter Bingen, ziehen sich nacheinander mehrere mit dunklem Gebüsche und Bäumen bewachsene Berge hin, und füllen das Binger Loch mit düsterem Schatten. Einzelne grauröthliche Felsenadern oder Striefen von versuchten Weinbergen und Obstgärten erheben noch mehr ihr Dunkel und drücken den rüdesheimer Berg hervor. Auf hohen Felsenstücken erstrecken sich kühn die Thürme und Mauern mehrerer Schlösser, und unter den Gebüschen und Bäumen

des schmalen Fußweges glänzt die Clemens-Kirche hervor. Wider diese Berge schießt mit mächtigem Strome der breite Rhein an, wird aber sogleich nach der andern Seite zurückgeworfen, und rauscht so schäumend und tosend über die Felsen des Binger Loches, vor welchem der alte Mäusethurm mitten im Rheine wacht.

Links bei dem Eingange des Schlundes liegt Bingen mit seinen gothischen Thürmen, und hinter ihm kömmt aus dem freundlichen Gaue die Nahe zwischen den Bogen seiner Brücke hervor, um sich mit dem Rheine zu vereinigen. Bingen gegenüber erheben sich mitten in dem schauerlichen Thale der Nahe und des Rheins die Ruinen des Klosters Rupertsberg, der Ort der Begeisterungen und prophetischen Gesichter der Hildegard und des Bartholomäus Holzhauser. Unter Bingen, wo sich der Rhein um den Rüdesheimer Berg dreht, strecken sich die Berge und Felsen immer kühner in die Höhe. Sie sind mit Weinreben besetzt und von Wäldern begrenzt. Auf ihren Spitzen trotzen kühne Ruinen von Schlössern, an ihrem Fuße ziehen sich die Orte Asmannshausen, Dreieckshausen, Diebbach, Lorch und Lorchhausen hin.

Dieses schöne Land hat seinen ersten Anbau vermuthlich den Römern zu verdanken. Ob die Ortschaften Alta Villa, Eltvill, Vinicella, Winkel und Laureacium, Lorch, ihre lateinischen Nahmen den Römern oder Geistlichen zu verdanken haben, wollen wir dahingestellt seyn lassen, daß aber Erstere zn Eltvill und Rüdesheim Vorwerke angelegt haben, hat viele Wahrscheinlichkeit. Noch nennt man das jenem gegenüber gelegene Ufer die Heidenfahrd, den Ort Heidesheim. Vom Kaiser Probus wird deutlich gesagt, daß er Weinreben und Obstbäume am Rheine habe anpflanzen lassen, und nach des Tacitus Berichten,

hat Curtius Rufus sogar Bergwerke in dem Rheingaue gegraben. Diese ersten Versuche der Landeskultur sind durch die hunnischen und wendischen Einfälle wieder zerstört worden. Der bessere Anbau des Rheingaues ist daher unter der fränkischen Monarchie geschehen. Wir finden in den Urkunden dieser Zeit schon die Orte Walluf, Eltvill, Hattenheim, Winkel, Geisenheim und Lorch genannt, und da in den Urkunden des Klosters Lorsch schon die Rede von Weinbergen ist, welche um selbiges in der sogenannten Bergstraße angelegt waren, so läßt uns dieses vermuthen, daß zu der Zeit auch im Rheingau ähnliche Versuche mit diesem edlen Gewächse gemacht wurden.

Die bei weitem größere Anpflanzung des Weinstocks ist durch Karl den Großen bewirkt worden. Nach dieses Kaisers Verordnungen mußten bei seinen Maierhöfen alle Arten von Obst, Getraide und auch Reben gepflanzt werden. Es wird schon dadurch gewiß, daß er nebst den Anhöhen bei Nierstein und Hochheim um somehr jene des Rheingaues habe anbauen lassen, weil sie seinem Lieblingspallaste gegenüber, und längs dem Rheine gegen die Nordluft geschützt, der Mittagsonne gleichsam dargeboten lagen. Der gelehrte Pater Herrmann Bär hat in seinen Beiträgen zur Mainzer Geschichte es sogar durch die zur Zeit der Karlinger vorkommenden Nahmen der Weine und Trauben dargethan, daß der Rheingau unter diesem Kaiser vorzüglich angebaut worden sey. Wenn man nun noch erwägt, daß die Nahmen der Ortschaften Weinheim und Weinkeller, jetzt Winkel, welche gegeneinander am Rhein über liegen, offenbar auf eine Ueberfahrt und ein Weinlager des kaiserlichen Pallastes deuten, so wird diese Behauptung ausser allen Zweifel gesetzt. Man kann

also annehmen, daß schon unter Karl dem Großen die vorzüglichsten Hügel des Rheingaues mit Weinstöcken besetzt waren.

Der dritte Anbau des Rheingaues ist durch die dort ansäßigen Ritter und Mönche geschehen. Die ältesten Landesadlichen waren die Dern von Eltwill, die Kraz von Scharfenstein, die Langwerth von Hattenheim, die Greiffenklaue zu Vollraz, die Brömser von Rüdesheim, die Gilgen von Lorch, und unter diesen die Gaugrafen selbst. Die meisten dieser edlen Geschlechter kommen in den ersten Turnieren vor, es ist daher zu vermuthen, daß ihre Ahnen schon unter der Karolingischen Dynastie auf dem Rüdesheimer Berge, hinter Winkel, am Johannisberge, an dem Markerbrunnen bei Hattenheim und auf dem Gräfenberg bei Kiderich Güter besessen, und mit Weinreben bepflanzet haben. Wenn ein Hans Brömser von Rüdesheim sein Gelübde, und ein Gilgen von Lorch sogar den Himmel bei Wein und Liebe vergessen konnte, so müssen sie auch gewiß auf dessen Pflege bedacht gewesen seyn.

Viel thätiger aber als der Adel waren die Geistlichen und Mönche im Anbaue des köstlichen Weinstocks. Besonders zeichneten sich jene vom Johannisberge und Erbach oder Eberbach aus. Erstere Abtei hat der Erzbischof von Mainz, Ruthhard, im Jahre 1102 gestiftet, und der letzte Gaugraf des Rheingaues, Ludwig, nachdem er darin Mönch geworden war, im Jahr 1140 mit seinen Gütern bereichert. Den Grund zu dem letztern Kloster soll der heilige Bernhard selbst gelegt haben, als er am Rhein den Kreuzzug predigte. Bekanntlich hat dieser seltsame Mann, wenn er nicht im Eifer seines Apostolats auf dem großen Schauplatze der Welt erscheinen mußte, die Ein-

samkeit geliebt, und abgelegene traurige Thäler zur Anlage seiner Klöster gesucht. Daher der lateinische Vers:

Bernardus valles, montes Benedictus amabat,
Oppida Franciscus, celebres Ignatius urbes.

Bernhard liebte das Thal, Benediktus freundliche Höhen,
Franz das genügsame Dorf, aber Ignaz die herrlichen Städte.

Als nun Bernhard, so sagt die Legende, in dem düstern Waldthale hinter dem Orte Hattenheim seinem großen Berufe auf einem bemoosten Steine nachdachte,[1] siehe da kam ein Eber aus dem Walde auf ihn zu, und zeichnete ihm mit dem Rüssel den Grundriß zu dem Kloster vor, welches er gründen wollte und sonach Eberbach genannt wurde.[2] Der Erzbischof Adelbert hat hernach dazu den Boden und die Güter gegeben, und fleißige Mönche haben selbige angebaut und erweitert. Durch diese beiden Stiftungen wurde der Johannisberg durchgängig, der Steinberg und vermuthlich auch zum Theil der Markerbrunnenberg angebaut. Dazu kamen noch die nach der Regel dieser Mannsklöster errichteten Nonnenklöster von Tiefenthal, Gottesthal, Marienthal und Marienhausen, und die Stiftskirchen in Mainz, welche den Anbau der Rauenthaler, Pfaffenberger, Oestricher und Asmannshäuser Weinberge befördert haben.

Der kühnste Anbau des Rheingaues war aber der des Rüdesheimer Berges. Von nackten Felsen bis zum Niederwalde gethürmt, und steil vom Ufer emporstrebend, konnte seine Bearbeitung nur durch fürstliche Kosten und

1. Man nennt den Ort jetzt Bernardsruhe.

2. Die Aebte führten daher einen Eber im Wappen.

Gewalt vollführt werden. Die ungeheuern Steinmassen mußten gesprengt, mit tausend und tausend Mauern umgeben, und um dem Weinstocke Grund und Boden zu verschaffen, durch Treppen und Wege verbunden werden. Man schreibt daher den ersten Anbau des Rüdesheimer Berges Karl dem Großen zu; wahrscheinlicher aber haben ihn die Erzbischöfe Hatto und Siegfried bearbeiten lassen. Da ersterer schon den stolzen Ehrenfels auf dessen Felsen gethürmt hatte, so mag er auch wohl um ihn her Reben haben anlegen lassen. Siegfried hat alsdann fortgesetzt, was jener angefangen [1] hatte. Das übrige thaten die künftigen Besitzer der Weinberge.

Mit dem Weinbaue war nothwendig der Getreidebau und die Viehzucht verbunden. Alles Land des Rheingaues, was nicht dem ersten diente, wurde als Ackerfeld oder Wiese benutzt, um die gehörige Nahrung und den Dünger zu gewinnen. Zwischen den Weingärten wurden Obstgärten angelegt, und alle vom Walde herströmenden Bäche mit Mühlen besetzt. Die Höhe der Berge blieb, wie von alten Zeiten her, mit schönen Wäldern bedeckt. Es ist daher kein Wunder, daß man schon in frühen Zeiten diesen längs dem Rheine hin sich gegen die Mittagssonne drehenden kleinen Landstrich mit zwanzig beträchtlichen und zwölf kleinen Ortschaften und Flecken, mit prächtigen Schlössern und Gebäuden, mit Mühlen, Maierhöfen und Bollwerken prangen, und das schönste Gemisch von ländlicher Kultur dem Auge darbieten sahe.

Diesem herrlichen Bilde der Schönheit und des Anbaues gab endlich die freie Bürgerschaft der Ortschaften die gänzliche Vollendung. Während dem nämlich die krie-

1. Siehe obige Note.

gerischen Ritter ihre stolzen Burgen auf die Höhen, die friedlichen Nonnen und Mönche ihre einsamen Klöster in die Thäler des Waldes zurückgelegt hatten, blieb die schöne Fläche längs dem Rheine hin den fleißigern Bürgern und Weingärtnern überlassen. Daher findet man auch noch bis auf unsere Zeiten in dem Rheingaue das altteutsche Bild in Gestalt und Form erhalten. Obwohl die Erzbischöfe von Mainz schon im neunten Jahrhundert Herren dieses eben so schönen als volkreichen Landes waren, so erhielten sie ihm doch bis auf unsere Zeiten seinen alten Gaunahmen, seine alten Gaugrenzen, seine alten Haingerichte, seine alten Gaudinge, seine alte Landwehre, ja sogar bis auf das Jahr 1140 seine alten Gaugrafen.[1] Die Haingerichte und Gaudinge wurden zuerst auf der Grafenau bei Winkel, dann auf dem sogenannten Wachholder unter offenem Himmel gehalten. Jede Gemeinde schickte dahin ihre Anwälde und Schulzen, welche mit dem Landesadel und den Landesäbten die Vorstände der Landschaft ausmachten. Ohne Bewilligung dieser versammelten Vorsteher konnten keine Veräußerungen, keine Veränderungen in der Verfassung gemacht werden. Auf den Haingerichten wurde Holz und Viehtrift angewiesen und vertheilt, auch Waldfrevel angeklagt, gerügt und bestraft. Jeder ansäßige Rheingauer war Bürger des Landes. Es gab keine Leibeignen. Jeder Ort hatte das Recht der Holzung und Viehtrift im gemeinen Walde. Die Landwehre und der Landsturm bildeten sich, wie der Heerbann, nach Höfen und Ortschaften, und zog unter seinen Hauptleuten in das Feld. Zuerst waren die Gaugrafen, dann die Vizthume die Anführer des Heerhaufens. Die junge Mann-

1. Siehe oben Seite 65.

schaft mußte sich in Waffen üben, die alten die Ortschaften schirmen. Die Wehrmänner waren noch bis auf unsre Zeiten mit gleichen Waffen gerüstet, und in gleicher Farbe, in Blau, gekleidet. Während einer Sedis-Vacanz besetzten und bewachten sie das kurfürstliche Schloß. Auf den Fall einer Fehde oder eines äußern Angriffs war das ganze Land durch das sogenannte Gebück [1] geschützt, dessen Eingänge durch Bollwerke befestigt, und durch Waldschützen bewacht wurden. Von Walluf bis Lorch konnte man noch vor einigen Jahren die Trümmer dieser Schutzwehr sehen, welche der Backofen, der Stock, die Klinge, Hausen, der Busenhahn, der Mappen und der weiße Thurm genannt wurden. Die Brömser von Rüdesheim, die Gilgen von Lorch, die Greiffenklau von Vollraz, die Kraz von Scharfenstein, die Langwert von Hattenheim, und die Dern von Eltwill, die Lindau von Waldaff ꝛc. waren des Landes Adel, welcher das Volk nicht befehden, sondern nur anführen durfte. Die Aebte von Johannisberg und Erbach zählte man unter die Mitstände der Landschaft. Die hohe Gerichtsbarkeit und der Blutbann wurden zu Eltwill und Geisenheim geübt, wo das Hochgericht oder der Galgen stand. Man hat kein Beispiel, daß des Landes Adel das Volk befehdet oder beraubt habe, dagegen deren mehrere, wo es unter seiner Anführung die mächtigen Heere eines Alberts, Friedrichs des Siegreichen und Gustav Adolphs zurückgeschlagen hat. So blühte dieses schöne Land schon im zehnten Jahrhundert unter dem Krumstabe der Mainzischen Erzbischöfe.

1. Ein aus Aesten und Stämmen zusammengeflochtenes undurchdringliches Dickicht. Siehe das achte Buch.

Seine Wunder- und Heldengeschichte werde ich mit jener von Bingen im folgenden Buche erzählen. [1]

Ein diesem untern Rheingaue gleiches Gegenstück von Schönheit und Fruchtbarkeit besaßen die Erzbischöfe und Kurfürsten von Mainz im obern Rheingaue, der sogenannten Bergstraße. Wir haben bereits schon angeführt, wie dort die Abtei Lorsch von den Grafen dieses Gaues gestiftet, von den Mönchen angebaut, von Fürsten und Kaisern beschenkt, und unter Siegfried III. dem Mainzer Erzstifte einverleibt wurde. [2] Das Land zog sich längs der Bergreihe des Melibokus hin, war wie der niedere Rheingau mit Waldungen, Obst- und Weingärten bekränzt, und sein Thal ein natürlicher Garten, mit allen edlen und gemeinen Früchten prangend. In demselben wurden schon unter den Mönchen eine Menge Höfe und Dörfer nebst zwei ansehnlichen Städten, Heppenheim und Bensheim entweder angelegt oder vergrößert; über ihnen erhoben sich auf dem Landsberge das Landgericht und die Starkenburg, welche den schönen Gau bewachten und beschirmten. Zur Rechten dieses Landes besaßen die Erzbischöfe von Mainz noch das Amt Dieburg, zur Linken die Stadt Gernsheim mit ihrem Rheinzolle. Es fehlte diesem Lande nichts mehr, als daß der Neckar seinen Umschwung, wie Dahl sagt, näher an der Bergstraße fort behalten hätte, und beide Rheingaue wären das Paradies von Teutschland geworden.

Diese von mir beschriebenen Länder und Aemter wurden das untere Erzstift genannt; einen bei weitem

1. Die Herren Kindlinger, Dahl und Bodmann arbeiten an einer vollständigern Geschichte dieses Gaues.

2. Siehe das achte Buch.

größern Theil hatten sich die Erzbischöfe am Main erworben. Dieser bekam sonach den Nahmen des obern Erzstiftes. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Römer gegen die Einfälle der Teutschen vom Spessart und obern Main her, schon eine Vestung auf die Anhöhen erbauet haben, wo sich die Aschaf in den Main ergießt. Die dort ausgegrabenen römischen Münzen, Grabsteine und Altäre machen es fast gewiß; und wenn eine Ebene oberhalb Aschaffenburg, welche noch jetzt das Dammsfeld (campus damnatus) oder der Ort, welcher Wahlstadt genannt wird, das Schlachtfeld gewesen seyn soll, wo die Römer von den Teutschen geschlagen wurden, so wäre wohl ihr Ursprung außer allen Zweifel gesetzt. [1] Ihren teutschen Nahmen erhielt aber die Hauptstadt des Obererzstiftes unter den merwingischen Königen, welche, nachdem sie die Allemannen und Sachsen besiegt hatten, dort wie zu Frankfurt eine Burg anlegten, und selbige von dem kleinen Flüßchen Aschaf, Aschaffenburg nannten.

Es war unter den Franken üblich geworden, bei einer jeden beträchtlichen Feste auch eine Kapelle oder Kirche zu stiften, und der heilige Bonifacius mag jene zu Aschaffenburg eingerichtet haben. Nach ihm hatte Hastbulf die Kirche zu Rolfheim eingeweihet. Als Willigis, der Freund und Rathgeber der sächsischen Kaiserdynastie, Erzbischof von Mainz wurde, beredete er den Herzog Otto, einen Neffen Ottos II., die Kirche zu Aschaffenburg von Grund aus zu erbauen, und sie mit großen Gütern und Herrschaften im Spessart und dem Maingaue zu beschenken. Nachdem dieser Herzog auf seinem Zuge

1. Fuchs dehnt den Pfahlgraben bis Seckmauern (sextii muri) aus, und verlegt das monumentum Trajani auf den Breuberg.

in Italien gestorben war, begrub der Erzbischof dessen Körper, und bald hernach auch jenen seiner Gattin Ludgardis, in dem neuen Gotteshause, und legte nun den Grund zu einer Stadt.[1] Die erste Anlage, welche Willigis Aschaffenburg gab, mag sich nur auf die Anhöhe beschränkt haben, auf welcher jetzt noch die Stiftskirche und das Schloß stehen, und von dem sogenannten Loergraben und Landding umgeben wird. Er befestigte sie durch Mauern und eine Burg, verband sie durch eine Brücke mit dem linken Mainufer, und gab ihren Einwohnern Bürger- und Stadtrechte.

Als der Erzbischof Adelbert I., wie wir bereits angeführt haben, sich gegen Heinrich V. rüstete, befestigte er das Schloß zu Aschaffenburg mit neuen Bollwerken, und erweiterte die Stadt mit neuen Ringmauern über den Herrn- und Dienststall[2] bis ohngefähr zu dem heutigen

1. Hier folgt die Inschrift des Grabmals: Ottoni, Ottonis II. Caes. Aug. ex fratre Ludolfo Magno nepoti, Suevorum, Bavarorum, Saxonum Duci inclyto, sacrae hujus aedis conditori et dotatori largissimo, monumentum hoc fieri pia curavit posteritas, qui dum patruum Imp. in Italiam contra Graecos, Saraceno Mauroque militibus instructos, Calabriam atque Apuliam infestantes comitatus, profligatisque inde hostibus Germaniam rediret, in Alpibus vita decessit Anno Christi Opt. Max. IXCXXXII. Prid. Cal. Nov. cujus corpus huc delatum Willigisius Arch. Mog. Ida matre ejus carissima, Hermani Suevorum Ducis filia, ac Mechtilda sorore sacratarum virginum primaria, praesentibus, celeberrime sepelivit. Luthardis vero conjunx ipsius, atque Hildegardis Abbatissa, pietate insignes, hujus opposito postea tumulatae sunt Sarcophago. Henricus Rogemann custos hujus Canonicusque Templi patrono bene merenti posuit. Ann. M. D. XXIV.

2. Daher zwei Thore das Herrn- und Dienststallthor genannt werden. Siehe das vierte Buch.

Umfange. Er gab den Bürgern, wie jenen von Mainz, beträchtliche Freiheiten, eine Stadtverfassung mit Zünften, einem Rathe und Schultheissen. Die Nachkommenschaft dankte ihm für diese Wohlthaten und errichtete ihm auf einem Thurm, welcher noch im vorigen Jahrhundert bei der Stiftskirche an dem sogenannten Scharfeneck stand, ein Denkmal durch folgende Innschrift:

Klein war ich einst, aber Albert der edele Bischof
machte mich Kleine zur Stadt. Unter tausend fürstlichen Leuten
that er allein, was Macht und künftig unsterblichen Ruhm bringt.
Ueber siebenundzwanzig Jahr hat er glücklich regieret. [1]

Durch den Anwachs der Einwohner wurden auch mehrere Kirchen nöthig, welche den Pfarrdienst übernahmen. Die zu unserer Lieben Frauen und zu St. Agathen theilten unter sich die Bürgerschaft. [2] Diese ursprüng-

1. Res fueram modica, modicam me nobilis auxit
Praesul Adalbertus solus de mille repertus,
Qui, quod honoris erat studiosus post - P. agebat
Ultra bis denos septem regnabat per annos.
Ab anno CIII. usque 1134.
Renov. 1715. C. M. B.

2. Die größten Verdienste um die Verschönerung von Aschaffenburg haben sich in neuern Zeiten die Kurfürsten Johann Schweikard und Friedrich Karl erworben. Der Erstere bauete das herrliche Schloß, und neben demselben den Jesuiten und Kapucinern eine Kirche, welche noch stehen; und der andere umgab die Stadt mit Gärten und Spaziergängen, welche wohl unter die schönsten von Teutschland gehören.

liche Burg und Kirche zu Aschaffenburg wurde sonach die Hauptstadt des ganzen Ober-Erzstiftes. Es enthielt nebst dem einträglichen Spessart noch die Schlösser und Städte Orb, Lohr, Obernburg, Klingenberg, Miltenberg, Krautheim und Bischofsheim, welche die Oberämter desselben bildeten. Von den hessischen und erfurtischen Ländern des Mainzer Kurthums wollen wir nicht reden, sie lagen zu weit vom Rheine entfernt; wir müssen nun unsere Blicke auf Mainz, die Hauptstadt des Ganzen werfen, welches jetzt der Schauplatz wichtiger Auftritte wurde.

Es ist wahrscheinlich, daß nach dem schrecklichen Urtheil, welches Kaiser Friedrich I., wegen des Mordes des Erzbischofs Arnold über Mainz ausgesprochen hatte, die Stadt eine Zeitlang die Freiheiten verloren habe, welche ihr Adelbert I. aus Dankbarkeit zugestanden hatte. Während der zwiespaltigen Wahlen Christians gegen Konrad, und Siegfrieds II. gegen Leopold haben die Bürger ihre Mauern wieder hergestellt, ihre vorige Freiheit zurückerhalten.[1] Denn jede Partei mußte ihnen schmeicheln, und wir finden sie unter Siegfried III., dem Nachfolger Siegfrieds II. wieder so stark, daß sie selbst diesem tapfern und mächtigen Fürsten den Gehorsam versagen konnten. Siegfried war nicht gewohnt, von Herzogen und Landgrafen Widerstand zu dulden, vielweniger von gemeinen Bürgern. Als daher die von Mainz seine Herrschaft nicht anerkennen wollten, rückte er mit seinen siegreichen Truppen vor ihre Stadt und forderte Gehorsam. Die Bürger aber verschlossen ihm ihre Thore und Zugänge. Sie machten öftere Ausfälle auf die benach-

1. Nach dem Anhange zu Marianus Scotus unter Otto IV.

barten Klöster und Ortschaften und brachten viele Beute ein. Auch da die kurfürstlichen Truppen sich ihren Gräben näherten, trotzten sie noch von ihren Mauern und Thürmen herab mit Pfeilen und Steinwürfen.

Nun sperrte Siegfried die Stadt zu Wasser und zu Lande und schnitt ihr, unterstützt von den Rheingauern und Oberstiftischen, die Schiffahrt und die Lebensmittel ab. Unter solchen Umständen mußten sie der Uebermacht und Noth weichen. Sie öffneten dem ergrimmten Erzbischofe die Thore, und bezeigten ihm eine anscheinende Unterwürfigkeit. Sie ließen sich seine Gesetze gefallen, und betrugen sich als folgsame Unterthanen, in Hoffnung, mit der Zeit eine Gelegenheit zu finden, wodurch sie ihre verlorne Freiheit wieder erringen könnten. Diese Gelegenheit stellte sich auch bald ein. Siefried, stolz darauf, eine so ansehnliche Stadt überwältigt zu haben und im Vertrauen auf den Ruhm seiner Waffen, ritt nach der Einnahme von Mainz nach seinem Schlosse zu Eltwill im Rheingau, und entließ seine Haufen. Diesen Zeitpunkt benutzten jetzt die Bürger, um sein Joch abzuschütteln. Sie rüsteten sich, ohne bemerkt zu werden, zu einem kühnen Unternehmen. Sie zogen bei Nacht bewaffnet über den Rhein, überfielen den sichern Fürsten in seinem Schlosse, und drangen ihm einen noch wichtigern Freiheitsbrief ab, als Adelbert einen ausgestellt hatte. Gudenus hat uns diese magna charta im ersten Theile seiner Urkundensammlung aufbewahrt. Durch dieselbe sagte Siegfried die Stadt von seiner gemeinen Gerichtsbarkeit und von allen seiner Kammer sonst zuständigen Schatzungen und Abgaben los; er gestattete den Bürgern die freie Wahl ihres Raths und ihrer Magistratspersonen; er übergab denselben das Stadtregiment, und legte so, da

er sie sich unterwerfen wollte, den Grund zu ihrer Unabhängigkeit.

Von nun an trotzten die Bürger von Mainz nicht nur ihren eigenen Erzbischöfen, sondern auch den mächtigen Kurfürsten von der Pfalz. Im Jahre 1388 zogen sie mit den Haufen ihrer Bundesstädte Oppenheim, Worms und Speier gegen die Pfalz vor und verwüsteten die Länder mit Feuer und Raub. Da sammelte Pfalzgraf Rupert seine Vasallen und Ritter, ging ihnen bis Worms entgegen und schlug sie so wacker aus dem Felde, daß ihrer zweihundert blieben, und dreihundert nach Alzei gefangen eingeführt wurden. Davon ließ der Pfalzgraf das Gesindel, sechszig an der Zahl, in einem Kalkofen verbrennen, mit den Worten: »Ihr habt auf mich gebrennt »bei Nacht, so will ich ehrlicher thun und euch bei Tag »brennen.« Nach dieser Bestrafung des Uebermuths dachten nun die Bürger auf Verbesserung ihrer Verfassung, und gründeten selbige auf die ihnen von Siegfried III. gestatteten Freiheiten.

Schon unter der sächsischen Dynastie bestand die Mainzer Bürgerschaft, wie jene der andern Reichsstädte, aus Patriziern und Plebejern. Die Plebejer waren in 29 Zünfte abgetheilt, die Patrizier machten einen eigenen Körper von mehreren Geschlechtern aus, welche im Jahr 1332 auf 129 eingeschränkt wurden. Die 29 Zünfte waren vermuthlich aus den verschiedenen, damals schon ansehnlichen Handwerken zusammengesetzt. Aus einer Handschrift in Herrn Schunks Beiträgen zur Mainzer Geschichte ergeben sich folgende: Hüter, Barbierer, Faßbinder, Schuster, Weinschröter und Kärcher, Gärtner, Schmiede, Metzger, Maurer, Wagner, Fischer, Schiffer, Steuerleute, Goldschmiede, Bäcker, Kirschner, Loher- und Weiß-

gerber, Weber, Schneider und Flicker, Füller und Ritter, Beisassen 2c. Von den Patrizier-Geschlechtern hat uns Johannes folgende aufbewahrt: zum Jungen, zum Blaßofen, Waltpoden, zum Silberberg, Berwolf, zum Humbracht, Gelthuß zur jungen Aalen, Fürstenberg, zum goldenen Schaaf, zum Maulbaum, Schenkenberg, zum Liechtenstein, zur Eiche, zum Rebstock, Liechtenberg, Rosenberg, Lehnheim, Nußbaum, zum Landeck, Malzberg, Herold, Boderam zum Salmen, zum Baumgarten, Gänsfleisch von Sorgenloch, Werthheim, Apotheker, Gastenhöfer genannt Völker, Frankenstein zum Roß, zum Frosch, Waltertheim, zum Kleemann, Scherpelin, zum Weidenhof, Windeck, Reysen, Hirzen, Bizthum, Volgmer. Dazu glaubt er noch andere z. B. die Bechtelmünzer, Seelhoven, Nußen, Schlüssel von Arte, Rohrbach, zum Lamb 2c. zählen zu müssen. Verschiedene Häuser in Mainz z. B. der Rebstock, der Silberberg, das goldene Schaaf, Landeck zum Korb, der Weidenhof und andere tragen jetzt noch ihre Nahmen. Die Patrizier wurden überhaupt die Alten genannt, weil sie die ältesten Geschlechter der Stadt waren. Viele davon z. B. die zum Jungen, zum Humbracht, die Landecker, Gänsfleisch, Malzberg, Gelthuß 2c. waren wirkliche Ritter. Sie scheinen von jenen geadelten Freien gewesen zu seyn, welche Heinrich I. in die Städte zog. Diese gesammten Patrizier hatten schon vorzügliche Vorrechte. Sie machten einen besondern Stand aus, und hatten einen überwichtigen Einfluß auf die Stadt-Verfassung. Sie wählten aus ihrer Mitte, und durch ihre eigenen Stimmen den Stadtschultheißen, vier Stadtrichter, zwei adeliche Bürgermeister und zwei und zwanzig Rathsherren. Zur vorzüglichen Unterscheidung erschienen sie bei allen Wachen, Fehden, und sonst öffentlichen

Zeremonien und Verrichtungen zu Pferde, und hatten überhaupt zur Hälfte Antheil an der bürgerlichen Regierung.

Nebst diesen schon so großen Vorzügen, welche die Alten überhaupt sich errungen hatten, wurden die sogenannten Münzgenossen oder Hausgenossen im Thiergarten noch mit größern begünstigt. Keiner von ihnen konnte wegen irgend einer Sache vor einem gemeinen Stadt- oder geistlichen Gerichte angeklagt werden, bevor er vor den Münzmeister, als seinen privilegirten Richter, gefordert, und dort die Gerechtigkeit verweigert war. Den Münzgenossen allein war es erlaubt, Gold- oder Silberschmieden zu errichten, und Veränderungen im Gelde zu machen. Hatte ein anderer Bürger etwas von Gold oder Silber verkauft, oder wegen Geldwechsel sich etwas zu Schulden kommen lassen, so mußte er dem Münzmeister 60, und einem jeden Münzgenossen 5 Schillinge zur Strafe erlegen. Ohne Vorwissen und Bewilligung der Münzgenossen durfte Niemand zu Mainz Gold oder Silber kaufen, um es nach fremden Münzen zu schicken. Die Münzgenossen hatten das Recht, falsche Münzen zu untersuchen, und den Fälscher zu bestrafen. Das falsche Geld gehörte dem Münzmeister. Dieser war hingegen, wie es heißt, verbunden, darum einen Kessel zu kaufen, daß man richte über den Fälscher nach des Landes Recht und Gewohnheit. Der Münzmeister pflegte, in Begleitung eines Richters und zweier rechtschaffener Bürger, der Goldschmiede Schrot und Korn, das Gewicht und die Ellen zu prüfen. Der Betrüger wurde um 60 Schillinge bestraft [1]. Endlich wurde es als ein ehrenvolles Vorrecht

1. Daher wurde auch noch bis auf unsere Zeit das Rathhaus die Münze genannt.

der Alten angesehen, dem Kurfürsten bei der Kaiserkrönung und Wahl, oder auch bei einem gemeinen Zuge seines Leibes und seiner Kammer zu warten.

Man kann sich leicht vorstellen, daß solche scheinbare oder auch wirkliche Vorzüge der Patrizier die Eifersucht der gemeinen Bürger gereitzt haben; und schon im Jahre 1332 brach ein Streit zwischen beiden Theilen zu öffentlichen Thätlichkeiten aus. Die Hauptpunkte, worüber sich die Gemeinen gegen die Alten beklagten, waren folgende: »Die Weiber der Alten hätten sich noch nicht einmal mit einem gemeinen Bürger verheirathet, wodurch denn ihre Geschlechter immer anwüchsen, da hingegen jene der Gemeinen oder Zünftigen täglich abnähmen. Die Gemeinen wählten, wie die Alten, nur 22 zum Rath, da es doch 29 Zünfte in Mainz gäbe. Ein jeder Bürger also, sey er ein Alter oder Gemeiner, müßte sich zu einer Zunft einschreiben lassen, und von diesen Zünften sollte alsdann eine jede aus ihrer Mitte und durch ihre Stimmen einen Herrn zum Rathe wählen.«

Diese von den Gemeinen kräftig verlangten Punkte wurden von den Alten mit Stolz und Verachtung verworfen. Sie hielten selbige ehrlos, ungerecht, und ihren Vorrechten nachtheilig. Die Sache kam sonach zum wirklichen bürgerlichen Kriege. Die Gemeinen stürmten die Häuser der Alten, nahmen denselben alle Arten von Waffen und Gewehr, und trotzten, wie weiland die römischen Plebejer, durch ihre Gewalt und Anzahl. Die Fehde wurde auch außer der Stadt gegen die Alten geführt. Alle die, weche sich in Noth flüchteten, und auf ihre Landgüter umher oder in das Rheingau gezogen waren, wurden auch da von den aufgebrachten Bürgern aufgesucht, entwaffnet, und als gefangen niedergeworfen.

Die Gemeinen hatten, als der größere Haufen, auch die größere Gewalt auf ihrer Seite, die Alten fanden auswärts keine Unterstützung. Man rief endlich, um dem Unwesen ein Ende zu machen, drei Genossen des großen rheinischen Städtebundes, Frankfurt, Worms und Speier als Vermittlerinnen an. Der Friede wurde durch deren Zurathen auf folgende Bedingungen festgesetzt: 1) Die Patrizier-Geschlechter sollten nur auf 129 eingezogen werden, und diese nur statt der Alten gelten. 2) Wer außer diesen des Bürgerrechtes theilhaftig werden wollte, sollte sich in irgend eine Zunft einschreiben lassen. 3) Aus jeder Zunft sollte einer zum Rathe gewählt werden. 4) Sollten die Alten, wie es bisher üblich gewesen, ihre Anzahl Rathsherren aus ihrer Mitte zum Senat wählen können, und zur Hälfte an den öffentlichen Aemtern Theil haben. Die übrigen Punkte betrafen die wechselseitige Entschädigung, und die Herausgabe der Waffen, Leute und Gefangenen rc.

Dieser Friede war von keiner festen Dauer. Das Feuer schien zwar vor der Hand gedämpft, aber der Zunder glimmte noch mächtig unter der Asche. Verschiedene der alten Geschlechter, welche während der Stürme aus der Stadt gewandert waren, wollten noch nicht wieder zurückkehren; sie hetzten von Außen, und verachteten die Gebliebenen ihres Standes. Diejenigen unter den Gemeinen, welche entweder nach der Raths-Würde gestrebt hatten, oder durch die neue Ordnung der Dinge sich zünftig machen lassen mußten, neckten und beschimpften die Alten, und wollten eine größere Gleichheit eingeführt wissen. Die Gemüther waren demnach gegeneinander noch mehr aufgebracht, als zuvor, und es fehlte nur

ein Hauch, um alles wieder in Flammen zu blasen. Ein kleiner Rangstreit verursachte von neuem den Bürgerkrieg.

Im Jahr 1420 zogen der Kaiser und der Kurfürst Konrad III. in Mainz ein. Ein jeder der regierenden Bürgermeister, sowohl von Seiten der Alten als der Gemeinen, wollte der erste seyn, um diese hohen Gäste zu empfangen. Die Alten hielten es unter ihrer Würde, in Gesellschaft der Gemeinen vor den Fürsten zu erscheinen, und die Gemeinen setzten sich auch zu Pferde, um den Alten den Weg abzurennen; aber die Patrizier, welche vermuthlich bessere Reiter und Pferde hatten, verhinderten den Gemeinen-Bürgermeister an seiner Anrede, welche er an den Kaiser halten wollte. Diese Beschimpfung brachte die Gemeinen aufs Aeußerste. Denn kaum waren die Fürsten wieder abgezogen, so fielen sie, wie ehemals, über die Alten her, stürmten ihre Häuser, und schrieben ihnen noch härtere Gesetze vor, als sie vorhin thaten.

Während dieses bügerlichen Krieges zeichneten sich von Seiten der Alten Georg Gensfleisch, von Seiten der Gemeinen Eberhard von Windeck aus. Jener war stolz auf seinen alten Adel, auf die Verdienste seiner Ahnen, und trotzte unter den heftigsten Anfällen, und selbst in der Verbannung noch, dem gegen ihn aufgehetzten Volke. Dieser, obwohl selbst von den alten Geschlechtern, aber verarmet, hatte sich bereits auch außer seiner Vaterstadt Ruhm und Ansehen erworben. Von Natur ein unruhiger Kopf, war er schon in seiner Jugend auf Reisen gegangen, um sein Glück in der Welt zu suchen, was er zu Hause nicht fand. Durch seine Geschicklichkeit und Geschmeidigkeit gelang es ihm, die Gunst des Kaisers Sigismund, und damit Reichthümer und Einfluß zu erwerben.

Er wurde dieses Fürsten Geheim = und Geschichtschreiber. Des Hofdienstes endlich müde, aber in Hofränken geübt, kam er im Jahre 1426 nach seiner Vaterstadt zurück, und stellte sich an die Spitze der Gemeinen, welche jetzt gegen die alten Geschlechter aufgebracht waren. Da er bei dem Kaiser Sigismund öfters Geldgeschäfte zu machen, und das Rechnungswesen erlernt hatte, merkte er bald, daß der Rath sowohl wegen angehäufter Stadtschulden, als auch wegen der jährlichen Ausgaben in Verlegenheit war. Er zog daher den Zunftmeister Henne Knauf, und den Stadtschreiber Niklas von Werstadt in seine Anschläge, und diese hetzten die Zünfte auf, daß sie von dem Rathe Rechenschaft über seine bisherige Verwaltung fordern sollten.

Es scheint, daß der Rath gegen diesen Angriff weder gefaßt, noch ganz schuldlos war; denn er begehrte selbst zehen von den Zünften gewählte redliche Männer, welche ihm in einer so wichtigen Sache beistehen sollten. Man kann sich leicht vorstellen, daß Windeck und seine Vertrauten die Sache so eingeleitet hatten, daß sowohl er, als Henne Knauf und der von Werstadt unter diese Zehen gewählt wurden. Sie erklärten daher im Nahmen der Gemeinde: »da »die Schuldenlast und jährlichen Ausgaben eine Verminde=»rung der Rathsglieder nothwendig mache; man daher den »alten kostspieligen Rath absetzen, und statt dessen einen »neuen, von redlichen, unversprochenen Männern aus den »Zünften wählen müsse.« Um dieser Erklärung mehr Kraft zu geben, verstärkten sich die Zehner noch mit zweien aus jeder Zunft, in allem achtundzwanzig Personen, und diese drangen sonach auf die Absetzung des alten Raths.

Die Zünfte und Gemeinen sahen diesen aus ihrer Mitte gewählten Ausschuß als den Schild ihrer Freiheiten,

als ihre Kampfschule gegen die Anmaßungen der Patrizier
an, und schwuren unter sich einen feierlichen Eid, den
Zehnern kräftig beizustehen, und den alten Rath auf jeden
Fall auch mit Gewalt zu vertreiben. Als dieser Aufstand
des Volkes bei dem Rathe bekannt wurde, wollten die
meisten Rathsherren ihre Sitze verlassen, und davon ge-
hen; nur **Georg Gensfleisch** behauptete standhaft sei-
nen Platz, und sagte den Erschrockenen: »Wenn ihr
»alle davon lauft, will ich wenigstens meinen Sitz und
»mein Recht behaupten. Wir sind die ältesten Bürger
»dieser Stadt, und unsere Höfe und Häuser beweisen
»durch ihre Nahmen, daß wir hier schon seßhaft waren,
»ehe die anderen noch Bürgerrecht hatten. Wir haben die
»Zünftigen in unsere Gemeinde aufgenommen, die Rechte
»und Regierung mit ihnen getheilt, die Stadt und ihre
»Freiheiten wohl erhalten und gewahrt, und mit unserm
»Blute beschirmt. Deswegen haben auch die Kaiser und
»Kurfürsten uns Vorrechte gegeben, damit wir ferner
»die Stadt wohl erhalten und verwalten mögen. Wenn
»wir uns nicht darin behaupten, werden uns die Ge-
»meinen am Ende noch von Haus und Hof vertreiben,
»und sich alle Gewalt anmaßen. Und wer sind denn die
»Elenden, die sich unsere Feinde und der Stadt Beschützer
»nennen? Nicht die redlichen Bürger aus Zünften und
»Gewerben sind es, denn diese lieben Ruhe und Frieden.
»Nein, es sind fremde hergelaufene Buben, oder elende
»Federfechter, die, wenn sie das Volk aufgehetzt haben,
»davonlaufen, oder hinter dem Ofen sich verkriechen. Man
»kennt noch die Nahmen unserer Ahnen, welche unsere
»Stadt gegen die mächtigen Pfalzgrafen und den listigen
»Administrator von Trier vertheidigt haben; dagegen
»weiß man von dem Windeck und dem Heinz von Hechts-

»heim nichts anders, als daß sie in der Jugend liederliche »Buben, und im Alter ränkevolle Abentheurer waren, »welche bei Hof oder in Städten Unruhen anzetteln. Wir »sind die nach den Gesetzen rechtmäßig gewählten Obrig»keiten der Stadt, und das Volk muß uns deswegen »ehren; denn jene Bürgerschaft oder Gemeinde, welche »die schuldige Ehrfurcht gegen ihre selbstgewählte Obrig»keit vergißt, ehrt sich selbst nicht mehr, und verdient »nicht frei zu seyn.« [1]

Diese kräftige Rede des stolzen Patriziers hat unter dem Rathe die Furcht, unter den Gemeinen den Aufstand eher befördert als bezwungen. Die Zünfte, von Windeck und dem von Werstadt aufgehetzt, rotteten sich zusammen. Die Rathsherren verließen freiwillig ihre Sitze und die Patrizier flohen aus der Stadt, um bei den benachbarten Fürsten und Städten Hülfe und Gerechtigkeit nachzusuchen. Sie erhielten selbige auch bald; denn die Gewaltthaten, welche die Zehner nach Vertreibung des alten Raths in Mainz angestellt hatten, brachten solche Verwirrungen in der Verwaltung und dem gemeinen Wesen hervor, daß beide Parteien die Bundesstädte Frankfurt, Worms und Speier um Vermittelung und Schlichtung des verwüstenden Streites ersuchten. Es kamen daher Abgeordnete dieser Städte nach Mainz. Die Ausgewanderten erhielten Erlaubniß und freies Geleit, um wieder zurückzukehren, und die Bürger brachten nun ihre wechselseitigen Beschwerden den Schiedsrichtern vor. Peter Rebstock und Johann Menzer, des Raths Schreiber, redeten für die Alten; Windeck aber und der von Werstadt für die Gemeinen.

1. Die Statt, so ihr Obrigkeit nit ehrt und freyet, hat ihrer Ehr und Freiheit selber nit. Mspt.

Das Schlimmste bei der Sache war, daß beide Theile ihre häuslichen Verbrechen und die Geheimnisse ihres Finanzzustandes den Abgeordneten der Städte entdecken mußten, wenn sie darüber nach Recht und Gerechtigkeit urtheilen und entscheiden sollten. Da aber kein Theil aufrichtig bekennen wollte, konnten die Schiedsrichter mit der Untersuchung nicht zu Ende kommen. Sie zogen daher unverrichteter Sache wieder fort, und die Erbitterung der streitenden Parteien stieg auf den höchsten Grad. Die wechselseitigen Verfolgungen vermehrten die Unsicherheit in und außer der Stadt; Handel und Gewerbe lagen nieder, und selbst der Credit des gemeinen Wesens fiel täglich mehr, sowohl unter den Bürgern, als im Auslande.

In dieser Noth wurden abermals die Abgeordneten der Städte nebst einigen benachbarten Fürsten zur Vermittelung herbeigerufen, und diese riethen den alten Rathsgliedern, ihre Stellen freiwillig niederzulegen, um dadurch die Wuth des Volkes zu besänftigen. Die Alten folgten auch diesem Rathe, und nachdem sie ihre Sitze verlassen hatten, wählten die Zünfte 1429 einen neuen Rath, der größtentheils aus Gemeinen und jenen Menschen zusammengesetzt war, welche bisher die Bürgerschaft gegen die Alten aufgehetzt hatten.[1]

Indessen sahen viele von den Geschlechtern, an deren Spitze Georg Gensfleisch stand, diese Nachgiebigkeit des alten Rathes als ein feiges, ihres Standes und ihrer Pflichten unwürdiges Betragen an. Sie wollten lieber ihre Vaterstadt als ihre Vorrechte verlassen. Einige davon zogen nach Frankfurt, andere nach Oppenheim, andere in das Rheingau, oder die umherliegenden Gegenden, wo sie

1. Siehe Frankfurtisches Archiv III. Theil.

ihre Landgüter hatten. Beinahe alle der ersten und alt adelichen Familien, die Fürstenberg, Gensfleisch, Gelthuß, Landecker, Humbracht, Rebstock und zum Jungen waren ausgewandert. [1] Die Gewalt der Stadt lag in den Händen des niedrigsten Pöbels und seiner Anführer. Der bürgerliche Krieg dauerte beinahe zehn Jahre. Die Gemeinen verwüsteten die Häuser und Ländereien der Patrizier, und diese, durch Georg Gensfleisch aufgehetzt, beunruhigten außerhalb der Stadt den Verkehr und den Handel der Bürger. Endlich, im Jahr 1430, wurde abermals durch Vermittelung der Städte Frankfurt, Worms und Speier, besonders aber auf Betrieb des Kurfürsten Konrad III. ein Vergleich zwischen den gebliebenen alten Geschlechtern und den Gemeinen unter folgenden Bedingnissen zu Stande gebracht:

1. Wurde abgeredet und festgesetzt, daß hinführo der Senat aus sechsundzwanzig Rathsherren bestehen sollte, wozu die Alten aus ihrer Mitte zwölfe, die Gemeinen aber vierzehn wählen würden. Ein gewählter Rathsherr müßte wenigstens zwanzig Jahre alt seyn.

2. Wenn während des Jahres ein Rathsglied von irgend einer Seite abginge, so sollte es sogleich durch einen von dieser Seite gewählten Bürger ersetzt werden. Wäre es aber, daß die Seite der Alten vor der Hand keine rathbare Männer hätte, so möchte der Rath für diesmal den Fehlenden aus den Gemeinen wählen, damit die Zahl immer vollständig bliebe.

3. Auch sollten hinführo nicht mehr als drei Bürgermeister seyn, und zwar so, daß davon zwei Bürger-

1. Viele Mainzer Geschlechter ließen sich späterhin zu Frankfurt nieder.

meister und Rechenmeister aus den Gemeinen und einer solcher Stadtbeamten aus den Alten von dem ganzen Rathe gewählt würden. Ferner sollten zu der Kammer, worin der Stadt großes und kleines Siegel und ihre Freiheiten und Gerechtsame aufbewahrt wurden, drei Schlüssel verfertigt werden, wovon einen der Bürgermeister von den Alten, den andern der Bürgermeister und die Rathsherren von den Gemeinen, und den dritten die zünftige Gemeinde überhaupt haben sollten. Eben so sollten auch die Rechenmeister, jeder von seiner Partei, einen Schlüssel zu dem Archive, Register und Gelde der Stadt haben.

4. Ferner sollten hinführo nur zwei Baumeister und Werkmeister, von einer jeden Seite einer, gewählt werden. Uebrigens sollten alle andere Geschäfte und Aemter von dem Rathe gemeinschaftlich und ohne Unterschied verwaltet werden.

5. Um alle künftigen Rangstreitigkeiten zu verhüten, wurde beredet, daß im Rathhause und Saal auf der Bank der Alten zuerst einer von den Alten, dann ein Gemeiner und so fort, und auf der Bank der Gemeinen zuerst ein Gemeiner, sodann ein Alter, und so weiter, wie sie im Alter aufeinander folgten, sitzen sollten.

6. Wenn es sich gebühren würde, daß des Raths Verwandte in oder außerhalb der Stadt verschickt würden, so sollte der, welcher von dem Rathe dazu bestellt würde, das Wort führen.

7. Die Bürgermeister aus den Gemeinen, und nur die zünftigen Bürger sollten die Thore und Thürme inne haben, und die Stadt bewahren.

8. Die Rathsherren sollten ohne Unterschied ihren Rang nach dem Alter und der Insäßigkeit haben. Im übrigen

wurden denen von den Alten die vor der Hand erworbenen Münzrechte, Gaden, Gnaden und Freiheiten zugestanden. Auch wurde ihnen gestattet, sich, wenn sie nicht wollten, in keine Zunft einschreiben zu lassen. Die während dieser Unruhen flüchtigen Patrizier, den Georg Gensfleisch ausgenommen, wurden in dieser Rachtung mitbegriffen, doch so, daß keiner in der Stadt die Hetzereien und Anmuthungen der Ausgewanderten unterstützen oder verhehlen sollte.

9. Alle durch diese Unruhen erlittenen Schaden und Unbilden sollten von beiden Seiten vergessen, und nach Maaßgabe der Größe vergütet werden.

10. Endlich setzte man fest, daß keine große öffentliche Schuld oder Ausfahrt oder Bündniß ohne Wissen und Zuthun der ganzen Gemeinde sollte eingegangen oder gemacht werden. Solche Dinge und Geschäfte sollten allezeit mit beiderseitigem Verständniß von dem Rathe und der Gemeinde abgethan werden.

Dieses waren die Hauptpunkte, wodurch der Frieden hergestellt, und die Verfassung von Neuem begründet wurde. Sie sind unterschrieben vom Kurfürsten Konrad III., vom Domkapitel, den Abgeordneten der drei Städte Worms, Speier und Frankfurt; und von Seiten der Stadt Mainz von Klaß Dulen, Wilkin Salman, Idel Berwolf und Heinze Rebstock, als den damaligen Bevollmächtigten.

Wenn man solche Verträge und die Geschichte dieser Streitigkeiten liest, so sollte man glauben, daß eine Gemeinde, deren Bürger sich beständig anfeindeten und befehdeten, nothwendig zu Grunde gehen müßte. Man sollte glauben, daß sich das Werkzeug des Handwerkers nicht neben den Waffen, eine Fehde nicht neben dem Handel,

und Bürgerkrieg nicht neben gesetzlicher Freiheit vertragen könne. Allein eben dieser Geist der Eifersucht und wechselseitiger Achtsamkeit erhielt den Geist der Betriebsamkeit, und gerade der Zeitraum, wo diese bürgerlichen Streitigkeiten vorgingen, war auch die Epoche des größten Wohlstandes der Gemeinde. Von der ersten Freiheitsschenkung des Kurfürsten Adelbert im Jahre 1115 bis auf die Einnahme der Stadt durch Adolph II. im Jahre 1462, also über drei Jahrhunderte hindurch, haben die Mainzer Bürger gerade ihre glänzendsten Unternehmungen vollführt. Durch diese Streitigkeiten bekam die Verfassung erst ihre Festigkeit. Die gesetzgebende Gewalt war in den Händen des Stadtraths, welcher aus Adelichen und Gemeinen zusammengesetzt war; die vollstreckende theilten die adelichen und gemeinen Bürgermeister unter sich, unter welchen die Rechenmeister, Baumeister und Stadthauptleute standen. Die richterliche Gewalt in Civilsachen übte das Kammeramt oder Stadtgericht aus, welches aus einem Kammerrichter, dem Stadtschultheißen und vier Stadtrichtern bestand. Den Kämmerer setzte der Kurfürst ein; die übrigen wurden gewählt. In Kriminalsachen urtheilte das Gewaltsbotenamt. Der Gewaltsbote wurde wahrscheinlich auch von dem Kurfürsten angestellt. In dieser Zeit wurde von der Gärtnerzunft das sogenannte Gartenfeld und von den Klöstern der Bienengarten, der Kästrich und Hartenberg angebaut. Eine Menge von Webstühlen arbeiteten in Wolle und Leinen, und die Weberzunft war so reich, daß sie zu St. Emmeran beträchtliche Stiftungen machen konnte. Aus vierzig bis fünfzig Goldschmieden gingen schöne und kostbare Gefäße und Geräthschaften hervor. Die Bürgerschaft erbauete auf ihre Kosten das geräumige Kaufhaus, die Liebfrauenkirche und Hospitäler; Guttenberg

und Faust erfanden die Buchdruckerei, welche Peter Schöffer vollendete, und Arnold Waltpoden wurde der Stifter des rheinischen Städtebundes.

Während dem auf die Weise der arbeitsame Theil der Bürger und Einwohner den Wohlstand der Stadt beförderte, besangen die Minnesänger die Schönheit der Weiber. Zu dieser Zeit lebte Heinrich, welcher, wie wir schon bemerkt haben, sich durch seine schönen Lieder den Nahmen Frauenlob verdient hatte. Auch mußte Mainz sehr schöne und würdige Frauen gehabt haben, indem dieser Dichter sie öffentlich loben, und sie ihn nach seinem Tode auch öffentlich zum Grabe tragen durften.[1] Wenn man zu allem dem noch die vortheilhafte Lage der Stadt bei dem Zusammenflusse zweier der beträchtlichsten Flüsse in Teutschland, die Geschenke der Natur in Obst und Wein und die schönen Umgebungen längs dem Rheine hinab hinzusetzt, so muß man gestehen, daß Mainz schon zu dieser Zeit auf einen Grad von Wohlstand gekommen war, dessen sich wenige Städte am Rheine rühmen konnten.

Aber ihre Uneinigkeit führte sie auch zum Verluste ihrer bürgerlichen Freiheiten. Wir haben schon oben bemerkt, daß die Erzbischöfe und Kurfürsten der Stadt zwar große Privilegien ertheilt hatten; aber es niemals zugeben wollten, daß sie sich wie andere Städte, unmittelbar gemacht hätte. Die Kurfürsten Siegfried, Werner, Gerhard, Johann und Theodorich betrachteten Mainz nicht nur als den Sitz ihres erzbischöflichen Stuhles, sondern auch als die Hauptstadt ihres Kurthums; und letzterer wandte, wie Siegfried, alle Mühe an, um sich, sey es durch den Kaiser oder seine Waffen,

1 Davon im vierzehnten Buch.

in dem Besitze dieser Gerechtsame zu erhalten. Indessen kam es vor der Hand noch nicht zu Thätlichkeiten; die Bürger vertrugen sich wieder mit ihm und erhielten ihre Freiheit. Sie würden vielleicht auch endlich ihre Gemeinde zu einer vom Kaiser anerkannten Reichsstadt erhoben haben, wenn sie sich nicht selbst in die Händel und Streitigkeiten der Kurfürsten gemischt hätten.

So war der Zustand der Stadt, als nach dem Tode Theodorichs von Erbach die Domherren über die Wahl ihres Bischofs nicht einig werden konnten. Ein Theil hing Diethern von Isenburg an, der andere war Adolph II. von Nassau zugethan. Ein kleiner Theil schwankte zwischen beiden Parteien und hielt das Zünglein an der Wage. Die Nassauer hatten sich durch den langen Besitz des Kurthums viele Freunde im Kapitel und der Stadt erworben, Diether aber alle die auf seine Seite gezogen, welche die Kurfürsten von der eppsteinisch-nassauischen Partei entweder beleidigt oder zurückgesetzt hatten. Adolph war ein schlauer bedächtlicher Fürst, der unter dem Scheine der Frommheit viel Hartnäckigkeit und Herrschsucht besaß; Diether aber war offen und kühn, und bis zu der Lebensart eines weltlichen Fürsten freimüthig. Jenen liebte der Pabst und der Kaiser, diesen die Bürger und das gemeine Volk. Da beide Parteien im Kapitel nicht einig werden konnten, wählten sie sieben aus ihrer Mitte, und übertrugen denselben, den Erzbischof zu ernennen. Von diesen waren drei Isenburgisch, drei Adolphisch gesinnt; der siebente allein stand noch zwischen beiden, und konnte den Ausschlag geben. Diesen gewann Diether durch Geld und Versprechungen; so wurde er Kurfürst.

Während dieser Zeit hatte Pabst Pius II. eine Versammlung der Bischöfe oder ihrer Gesandten nach Man-

tua berufen, um von ihnen Hülfe gegen die Türken zu fordern. Auch Diether war dazu eingeladen, aber dieser mußte sich jetzt gegen die Partei Adolphs und den siegreichen Friedrich von der Pfalz wehren. Auch erforderten seine eigenen Angelegenheiten einen zu großen Aufwand, als daß er die Gelder für sein Pallium und seine Bestätigung an die päbstliche Kammer hätte bezahlen können. Er entschuldigte sich daher über sein Benehmen bei dem Pabste, dieser aber drohete mit dem Banne, wenn er die dem heiligen Stuhle schuldigen Hülfs- und Palliengelder nicht entrichten würde. Der Streit des Erzbischofs mit dem heiligen Vater wurde bald vor den Rath der teutschen Fürsten gebracht. Diese schickten Gesandte nach Mainz, um die Sache beizulegen und zu schlichten. Diether aber, aufgebracht über die Anmuthungen des Pabstes, sprach also zu der Versammlung: »Wie und auf welche »Art ich dieser Tage von dem römischen Pabste bedrängt »worden, das wisset ihr alle, edle Männer! doch will »ich es kürzlich wiederholen, wenn vielleicht jemand unter »euch nicht wissen sollte, was die ganze Welt weiß. Als ich »zum Erzbischofe der Mainzer Kirche gewählt ward, »schickte ich nach dem alten Herkommen meine Gesandten »nach Mantua, wo damals der römische Hof war, um die »päbstliche Bestätigung. Mein Gesuch ward lange herumge»zogen und verachtet, weil meine Abgesandten in die unbilli»gen Forderungen nicht einwilligen wollten. Man verlangte »eine große Summe Geldes als die Hauptbedingniß der »Bestätigung, und dabei einen neuen zeither unerhörten »Eid: daß ich ohne des Pabstes Willen die Stände der »Nation nicht berufen sollte. Ich übergehe andere die »Nation äußerst beschwerende Dinge, die Zehenten, die »Ablässe, zu denen ich meinen Willen geben sollte. Ich

»duldete, so gut ich konnte, meinen Aufschub ohne Bitter»keit, schickte meine Gesandten zurück, bat noch einmal »und erbot mich zu den Geldern, die meine Vorfahren »an die päbstliche Kammer entrichtet hatten. Noch ward »die Sache verzögert; da ich endlich die Bestätigung »anders nicht erhalten konnte, schwur ich, wider die Ge»wohnheit, in Jahresfrist vor dem Pabste zu erscheinen. »Römische Kaufleute leisteten die Bezahlung der Gelder »gegen eine Verschreibung in der sogenannten Form der »Kammer. Die Zeit verfloß, und weil ich in der bestimmten »Frist nicht bezahlen konnte, ward ich in den Bann gethan, »und dieser öffentlich angeschlagen. Dies ist, was mich angeht; »was ich aber nun sage, betrifft euch alle. Wozu glaubt ihr »wohl, daß die Zehenten, die sie verlangen, und die Ab»lässe, die sie bringen, dienen sollen? Sie sagen freilich, »zum Türkenkriege; dieser koste Geld. Das sind leere »Vorspiegelungen. Wenn ihr mir beitretet, werden sie »mit ihren Ränken nichts verfangen. Ich habe mich auf »ein Concilium berufen, nicht sowohl, weil ich ungerechter »Weise mit dem Banne belegt worden, als damit meine »Unterthanen nicht von der Last des Zehenten bedrückt »würden. Dieses Mittel ist uns gegen die Allgewalt des »römischen Hofes noch übrig. Wollt ihr meinem Beispiele »folgen, so wird euch und euern Unterthanen wohl gera»then seyn.« [1]

Nach dieser Rede, die eben so wahr als kühn war, wurde alle Vermittelung fruchtlos. Der Pabst that Diethern in den Kirchenbann, und ließ an seine Stelle Adolphen von Nassau setzen. Beide Parteien waffneten sich nun mit Truppen und Bundesgenossen, um ihren geistlichen

1. Man glaubt hier 1461 schon Luthern sprechen zu hören.

Hirtenstab mit dem weltlichen Schwerte zu vertheidigen. Diether hatte die Bürger von Mainz, die Grafen von Katzenellnbogen, und, was mehr als beides war, jetzt auch Friedrichen den Siegreichen von der Pfalz auf seiner Seite, Adolph aber die Rheingauer, die Bischöfe von Trier, Metz, Speier, die Landgrafen von Hessen, die Markgrafen von Baden, die Grafen von Würtemberg, von Veldenz und alle Feinde Friedrichs, ja selbst den Pabst und den Kaiser. Beide Nebenbuhler dachten mehr auf die Erhaltung ihrer Würde, als das Unglück ihrer Länder. Sie versprachen oder verpfändeten die mainzischen Aemter in Hessen, in der Pfalz und der Bergstraße an ihre Bundesgenossen, um nur deren Hülfe zu erkaufen.

Wir haben bereits die kriegerischen Unternehmungen beider Theile schicklicher bei der Geschichte Friedrichs des Siegreichen dargestellt [1], welcher eigentlich die Seele davon war; hier soll nur das davon kürzlich wiederholt werden, was für die erzstiftlichen Länder besonders aber für die Stadt Mainz, so wichtige Folgen hatte. Nachdem Diether und der Kurfürst von der Pfalz ihre Feinde zuerst in dem Rheingaue tapfer angegriffen, und endlich bei Seckenheim gänzlich geschlagen hatten, kamen beide nach Mainz, um Adolphen Gesetze vorzuschreiben. Dieser aber zog sich wieder nach Eltwill hinter das rheingauer Gebück zurück, und dachte nun das mit List auszuführen, was ihm bisher mit den Waffen nicht gelungen war. Er bediente sich nämlich eines gewissen Heinz von Hechtsheim, welcher ein reisiger Knecht bei dem Grafen Ludwig von Veldenz war, und eine geborne Mainzerin, die Schwester des Rechenmeisters Sternberg, zur Frau hatte. [2] Durch dieselbe

1. Siehe oben achtes Buch.

2. Er war einer von den im Jahre 1429 in den Rath Gewählten. Siehe oben Seite 85.

bekam er Gelegenheit, mehrere ansehnliche Bürger und Rathsherren zu gewinnen, und die Vertheidigungsanstalten der Stadt auszukundschaften. Hierauf wurde der Tag, der 28. Oktober 1462, verabredet, an welchem die gewonnenen Bürger die Wache am Gauthore übernehmen, und die heranrückenden Adolphischen heimlich in die Stadt lassen sollten. Diese zogen zur Nachtzeit unter Anführung des Grafen Ludwigs von Veldenz und des von Königstein vom Rheingau herauf über den Linzenberg und vertheilten sich zwischen das Gau- und Alter-Münsterthor.

Um vier Uhr des Morgens waren sie schon über den Graben bis an die Stadtmauer gekommen, als sie durch eine Eule zurückgeschreckt wurden, welche auf der Mauer saß, und bei dem Lermen ihre Flügel ausgebreitet hatte. Die Truppen hielten sie für eine Wache und machten Halt; und wären keine Verräther an dem Thore gewesen, so würde Mainz, wie weiland Rom durch Gänse, durch eine Eule gerettet worden seyn.

Um fünf Uhr waren sie schon durch die Thore gelassen und hatten Wagen und Karren vor sich hergeschoben, um auf alle Fälle einen Hinterhalt zu haben. Man sieht hieraus, daß man auf eine tapfere Gegenwehr von Seiten der Bürger gefaßt war; denn kaum wurden diese gewahr, daß ihre Stadt überfallen sey, so fingen sie an zu stürmen und Lärmen zu blasen. Jeder ergriff seine Waffen, lief auf seinen Posten, suchte seinen Hauptmann; und jene, welche am Gauthor die nächsten waren, rückten die Gaugasse herauf, um die Feinde zu vertreiben. Die Adolphischen waren noch nicht hinter ihren Wägen hervorgegangen; sie schossen anfänglich nur mit Büchsen und Pfeilen; da sie aber merkten, daß nur ein kleiner Haufen von Bürgern erst versammelt war, drangen sie mit Spi-

ßen und anderem Geschoß auf sie ein, und trieben sie die Gaugasse hinab bis nach dem Thiermarkt.

Indeß hatten sich die übrigen streitbaren Männer der Stadt gesammelt, und da sie von Reinhart Truchseß und Kunz Echter mit einigem Volke unterstützt wurden, so ging der Kampf erst recht an. Die Bürgermeister stellten sich mit Muth an die Spitze ihrer Mitbürger, und Reinhard der Truchsesse ermunterte sie durch seinen Rath und seine Truppen. Sie rannten in die Haufen der Feinde, welche mit Macht die Gaugasse herabgekommen waren, sie trieben die übrigen, welche sich geflüchtet hatten, aus den Häusern und Höfen, und machten viele davon zu Gefangenen. Dieser Theil der Adolphischen war schon wieder bis zu dem Gauthore zurückgedrängt, und im Begriffe die Stadt zu verlassen, oder sich zu ergeben, als der andere Theil derselben, welcher nach dem Münsterthore gezogen war, dort eindrang, und die Häuser bei den Predigern, in der Schustergasse und dem Speisemarkte in Brand steckte.

Als die streitenden Bürger ihre Stadt hinter sich in Flammen, ihre Weiber und Kinder in Gefahr oder mißhandelt sahen, verließ sie ihre Standhaftigkeit. Viele liesen aus den Reihen, um die Ihrigen zu retten. Dymerstein, einer ihrer Bürgermeister war tödtlich verwundet, und Furt ihr Hauptmann, todt auf dem Platze geblieben. Schrecken, Furcht und Verwirrung kam in die Haufen der Bürger, und die Feinde drangen wieder auf den Thiermarkt vor.

Die Absicht Adolphs war, nebst der Stadt auch Diethern, seinen Gegner, und Friedrichen, dessen Bundesgenossen, in seine Hände zu bekommen, weil selbige sich gerade zu der Zeit in Mainz aufgehalten hatten.

Allein beide waren schon frühe, und bei dem ersten Lärmen entwischt, und brachten über 300 Reiter und anderthalb hundert Schweizer zusammen, mit welchen sie um drei Uhr Nachmittags dem bedrängten Mainz zu Hülfe kamen. Sie rückten durch die Dietpforte auf dem Graben über die Augustinergasse und den Ballplatz den Feinden entgegen, fielen sie in den Flanken an, und erlegten derselben viele. Fust oder Faust, der andere Bürgermeister und Vetter des Miterfinders der Buchdruckerei, sammelte die flüchtigen und zerstreuten Bürger wieder, und focht an ihrer Spitze, wie ein römischer, bis in die Nacht hin.

Da die Adolphischen merkten, daß dieser neue Angriff ihnen gefährlich werden konnte, so traten der Graf Ludwig von Veldenz, der von Königstein, und Junker Weinrich von Stein unter jene Bürger, welche nach ihren brennenden Häusern geflohen waren, und versicherten selbige des Schutzes und der Gnade ihres Herrn. Sie ritten mit dem Bürgermeister Ottwein und dem Baumeister Duden, welche beide schon durch Heinz von Hechtsheim gewonnen waren, an die Thore, und forderten die Wache auf, selbige an Adolphen zu ergeben, oder sie würden sie unter ihnen abbrennen. Diese verwarfen anfänglich den Antrag; da sie aber erfuhren, daß Faust, ihr wackerer Bürgermeister, auf den Tod verwundet, die pfälzischen Reiter abgezogen, und schon über 300 ihrer Mitbürger für die Freiheit geblieben wären, mußten sie die Stadt den Feinden überlassen.

So standen die Sachen am Ende des achtundzwanzigsten Oktobers im Jahr 1462. Den andern Tag zog Adolph von Eltwill, wo er sich während des Kampfes aufgehalten hatte, stolz und als Sieger in Mainz ein. Er ließ die Bürger auf dem Thiermarkt versammeln, und



behandelte sie nicht als bezwungene Feinde, sondern als aufrührerische Unterthanen. Er ließ ihre Freibriefe und Privilegien verbrennen. Die Anführer der Bürger, welche nicht umgekommen waren, wurden der Stadt verwiesen, und ihre Häuser der Plünderung Preis gegeben. Die Schätze und Waaren, welche die fleißigen Handelsleute in dem Kaufhause[1] gesammelt hatten, vertheilte er unter seine Hauptleute, und die ganze Gemeinde mußte ihm als ihrem Herrn und Fürsten huldigen. So verlor Mainz, da es für Diether um seine kirchliche Freiheit gestritten hatte, seine politische.

Als Diether, nach dem Tode Adolphs, wieder zum gänzlichen Besitze des Erzstiftes kam, hofften die Bürger von ihm ihre Freiheiten wieder zu erhalten; allein sie mußten auch ihm huldigen. Um seine Herrschaft noch fester zu gründen, oder beliebt zu machen, stiftete er die Universität, und bauete am Ende der Stadt gegen das Rheingau hin die Martinsburg, welche so lange die Kurfürsten in Mainz regierten, ihre Residenz war, und erst in unsern Zeiten zu einem Freihafen umgeschaffen wurde.

Diese Geschichte war nicht nur für Mainz selbst, sondern für die ganze Christenheit folgereich; denn wir werden es in den folgenden Theilen finden, daß durch sie die Reformation der Kirche hervorgebracht wurde, welche der ganzen Welt eine andere Gestalt gab.

1. Am Kaufhause ließ Adolph seine Wappen malen, indem nur jene der Bürgermeister in Stein ausgehauen waren. Unter diesen Wappen befand sich auch der zum Jungen mit drei untereinander liegenden Jagdhörnern. Es ist der nämliche, welcher jetzt noch in den Büchern zu sehen ist, welche der letzte zum Jungen, nachdem diese Patriziergeschlechter sich in Frankfurt niedergelassen hatten, der Bibliothek dieser Stadt vermachte.

Eilftes Buch.

Rheinische Geschichte

von

Spanheim, Arnstein und der Kur-Pfalz.

Rheinische Geschichte

von

Bingen, Kreuznach, Bacharach und Caub.

Schon in dem vorigen Buche habe ich die Schönheiten des Rheingaues und des schauerlichen Schlundes beschrieben, welcher es beschließt;[1] in diesem Buche will ich nun auch die Wunder- und Heldengeschichten aufführen, welche sich während des romantischen Mittelalters darin zugetragen haben sollen. Ich bin überzeugt, daß jeder gefühlvolle Mensch, der diese Gegend durchreiset, und die Trümmer ihrer alten Kirchen- und Burgen betrachtet, selbst von einem romantischen Geiste ergriffen wird, wenn er auch die Sagen davon für Dichtung und Fabel halten muß.

Dort, wo die Nahe aus der freundlichen Pfalz her sich in das finstere Rheinthal verliert, gründete Drusus eines von jenen fünfzig Castellen, womit er den Rhein befestigte, und nannte es Bingium. Die Soldaten der Besatzung

1. Siehe Seite 60 u. f.

erhielten späterhin den Nahmen Bingenser.[1] Nach den Beschreibungen des Tacitus und den noch bestehenden Denkmälern und Trümmern wird es wahrscheinlich, daß Drusus, oder seine Nachfolger, dabei eine Brücke über die Nahe, einen Brunnen, Bäder und Altäre angelegt haben. Zwei Heerstraßen gingen, wie jetzt noch, von hieraus nach den Niederländen; eine über den Hundsrück nach Trier, die andere längs dem Rheine hin nach Cölln. Während des Aufstandes des Civilis wurde Tutor bei Bingium geschlagen, und mußte sich mit den Trümmern seiner Haufen in die Thäler des Hundsrücks zurückziehen. Die Teutschen aber kamen späterhin in größern Haufen über den Rhein, und zerstörten mit den übrigen Festungen auch das alte Bingium.

Unter der fränkischen Monarchie erhob sich der Ort wieder zu einem kleinen Städtchen, was jetzt den teutschen Nahmen Bingen annahm. Es wurde mit Mauern umgeben, und schien eine Zeitlang der Sitz der Grafen des Nahegaues, ja vielleicht eines herzoglichen Geschlechtes zu seyn. Wenigstens wird der heilige Rupert, welcher in dieser Gegend seine Herrschaft und seine Güter hatte, ein Herzog von Bingen genannt. Ich halte es der Mühe werth, hier die Legende dieses Heiligen nach der Beschreibung der Seherin Hildegard anzuführen, weil sie uns Aufschluß sowohl über die alten Gaugrenzen, als auch über die Gesinnungen jener Zeiten gibt. Es folgen jetzt in der Geschichte von Bingen mehrere Helden- und Spottsagen gleichsam hinter einander, welche an die vielen Trümmer der Schlösser und Kirchen umher gebunden, dieser, durch die Natur schon

1. Bingenses.

romantischen Gegend einen eigenen poetischen Ton geben. Des heiligen Ruperts Traum, Hattos schreckliche Bestrafung, der Hildegard prophetischer Geist, Bernards Kreuzpredigten, und die Feldzüge Hans und Giselberts Brömsers von Rüdesheim würden auch einem Homer oder Tasso Stoff zu Heldengedichten geben. Ich werde hier nur so viel davon anführen, als in der wirklichen Geschichte gegründet zu seyn scheint. Uebrigens ist die Fabel- oder Mythengeschichte oftmals auch die Geschichte des Geistes der Zeiten.

Unter der Regierung Karls des Großen oder Ludwigs des Milden lebte ein mächtiger Herzog am Rhein, welcher das ganze Land zwischen der Selz, der Blies, der Simmer und der Heimbach von Bingen bis nach Lothringen beherrschte. Er hatte eine gar schöne und sittsame Tochter, Bertha mit Nahmen. Diese vermählte er an den zwar tapfern aber noch wilden Fürsten Rohland oder Robolaus,[1] in der Hoffnung, ihn durch diese Verbindung zur christlichen Religion zu bringen. Der jungen Fürstin Reitze fesselten auch eine Zeitlang den unbändigen Krieger; allein bald trieb ihn die wilde Lust wieder zum Kampfe und zu andern Weibern, und Bertha mußte von ihm alle nur mögliche Unbilden eines rohen Gemüthes ertragen. Dem ohngeachtet zog sie sich duldend in stille Einsamkeit zurück, und klagte nur dem Himmel ihre Noth. In der Bitterkeit ihres Kummers rief sie öfters aus: »Ach Gott! wann werde ich einmal von der »Tyrannei dieses Unholds befreiet werden!« Da aber die Unarten des Gatten durch ihre Zurückhaltung eher zu-

1. Vielleicht hat Hildegard den Nahmen Rohland in Robolaus übersetzt.

als abnahmen, gelobte sie das Kind, das sie von ihm unter dem gepreßten Herzen trug, dem himmlischen Vater, und gab ihm, als es zur Welt kam, den Nahmen Rupert oder Ruhwert.

Von nun an hing Bertha mit ganzer Seele an ihrem Söhnlein, und suchte ihn zu einem frommen christlichen Helden zu erziehen. Da sie die rohe Kriegslust ihres Gatten als die Hauptursache ihres erduldeten Unglücks ansahe, so flößte sie dem kleinen Rupert mehr die Tugenden der christlichen Sanftmuth und Liebe, als die des alten heidnischen Heldenthums ein. Dadurch machte sie aber das Herz ihres Gatten sich und ihrem Kinde mehr abhold, als geneigt. Er verhöhnte die Erziehung, welche sie ihrem Sohne gab, weil er sie für weiblich hielt, und warf sich desto frecher in den Armen seiner Buhldirnen und Kebsweiber herum. Er lag von nun an beständig zu Felde in heimischen und fremden Fehden, und blieb endlich in einer Schlacht vom Feinde erschlagen.

Nach seinem Tode verließ Bertha das Schloß Laubenheim an der Nahe, [1] wo sie bisher so viel Kummer ertragen mußte. Sie nahm ihren geliebten Sohn Rupert in die Arme, und zog mit ihm nach Bingen, um von aller Welt entfernt in der Einsamkeit zu leben. Kaum wurde dieser Entschluß in dem Lande bekannt, als sogleich eine Menge von fürstlichen und ritterlichen Freiern zu ihrem Schloße ritten, um das Herz und die Hand einer eben so schönen als reichen Wittwe zu erhalten. Allein Bertha verwarf alle Anträge, so vortheilhaft und reizend sie auch für eine junge Frau gewesen seyn mögen, und widmete ihr Leben nur dem Dienste Gottes und der Erziehung

1. Hildegard nennt es Lubun.

ihres Sohnes. Dieser wurde auch so mächtig von der mütterlichen Lehre ergriffen, daß er sogar die üblichen Ritterspiele seiner Zeit hintenan setzte, und nur der Wohlthäter armer Kinder seyn wollte. Wenn er einen Haufen solcher leidenden Knaben zusammengebracht hatte, führte er sie vor Bertha, und sagte: »siehe Mutter, deine »Kinder.« Diese antwortete hierauf, die Gesinnungen des jungen Heiligen billigend: »Mein lieber Sohn, es »sind auch deine Brüder.« Seine Sorge für die Armen ging so weit, daß, als die fürstliche Wittwe sich in ihrem Schlosse eine Hauskapelle erbauen lassen wollte, er auf die Armen deutete, mit den Worten des Evangeliums: »Breche erst den Hungrigen dein Brod, bedecke erst die »Nackenden mit deinen Kleidern, und führe die verlasse»nen Fremdlinge in dein Haus, denn diese sind die leben»digen Tempel des heiligen Geistes.«

So sehr er sich nun durch diese guten Werke die Liebe der Armen und des frommen Volkes erworben hatte, so verächtlich wurde er dadurch dem Adel und den fürstlichen Leuten des Landes. Die jungen Edelknaben, welche ihn häufig besuchten, wollten fast nicht mehr mit ihm umgehen. Sie gaben ihm zu verstehen: »daß es »seinem hohen Stande angemessener wäre, sich mit ihnen »in Ritterspielen zu üben, als sich durch den Umgang mit »solchen Bettelbuben zu entehren.« Allein alle diese Spottreden der Edelknaben konnten den jungen Fürsten nicht abhalten, seine bisherige Lebensart fortzusetzen und den armen Kindern seine Wohlthaten angedeihen zu lassen. Nur von himmlischen Seligkeiten und Kronen entzückt, wandte er seine Blicke von dem irdischen Glanze seiner fürstlichen Hoheit, und richtete sie nach dem Himmel,

Unter so frommen Gedanken schlief er eines Abends auf einem bemoosten Felsen am Ufer des Rheines ein, und ihm erschien im Traume folgendes Gesicht. Er sahe an dem Ufer einen ehrwürdigen Greis aber mit einem gar freundlich-schönen Angesichte stehen, und um ihn her sprangen viel muntere Knaben in das helle Wasser des Rheins. Der Alte wusch einen jeden ganz rein und so kam er in einer schönern Gestalt aus den Fluten hervor. Als Rupert eine Zeitlang dieser Handlung zugesehen hatte, erhob sich aus dem Flusse eine gar reitzende Aue. Sie war mit den schönsten Blumen und Kräutern besetzt und aus ihnen duftete ein köstlicher Wohlgeruch, welcher die ganze Gegend umher erfüllte. Am Rande war die Aue mit mancherlei Bäumen und Gebüschen umgeben, und an denselben prangten die köstlichsten Früchte. Auf den Aesten, mit weißer und röthlicher Blüte geschmückt, flatterten muntere Vögelchen herum, mit den schönsten Farben glänzend, und in dem Gebüsche sangen andere, süßer als die Lerchen und Nachtigallen.

Als nun der Alte die Knaben alle gewaschen hatte, führte er sie über den Rhein auf das schöne Eiland, bekleidete sie mit weißen Gewändern und wies ihnen die Blumen und die Früchte zum Genusse an. Rupert, von dem schönen Schauspiele hingerissen, wandte sich bittend zu dem Greise und sagte: »O laß mich »doch auch mit den Kindern auf dieser schönen Aue »weilen.« Dieser aber antwortete: »Hier ist deine Blei»bensstatt nicht; du hast dir durch deine guten Werke eine »Brücke zum Himmel gebauet, wo du unter Engeln woh»nen wirst. Das Brod, welches du bisher den Armen »gegeben, wird dir dort ein Himmelsbrod, und die Klei»dung, womit du sie bedeckt hast, ein Kleid der Unschuld

»werden.« Unter diesen Worten des Alten sahe der heilige Rupert aus den blühenden Bäumen der Insel einen glänzenden vielfarbigen Regenbogen von einer Seite bis zur andern sich zum Himmel wölben. Auf ihm flatterten tausend und tausend schöne, liebliche Engelchen mit goldnen Fittigen auf und ab. Ganz oben saß in einer Lichtwolke, mit Stralen umgeben, das Christ-Kindlein und vor ihm knieete ehrerbietig der kleine Johannes, ihm ein zartes, reines Lämmlein vorführend, womit sie spielten. Hierauf kamen zwei Engel geflogen und brachten dem kleinen Christ das Kleid, was kurz zuvor der heilige Rupert einem armen Knaben geschenkt hatte. Er ließ sich damit von den Engeln bekleiden, und als er es ganz angezogen hatte, sagte er: »Sehet, dies ist das Kleid, »welches mir der kleine Rupert geschenkt hat; dafür will »ich ihn auch dereinst mit dem Glanze der Heiligkeit umgeben.« Im höchsten Gefühle der Andacht und Wonne wollte der heilige Knabe seine Hände nach dem Christ-Kindlein ausstrecken; allein die Erscheinung verschwand, er erwachte, und vor ihm knieete der arme Knabe, um ihm für das geschenkte Kleid zu danken.

Als Rupert also erwacht war, nahm er den Knaben mit sich, und erzählte seiner Mutter den Traum. Diese freute sich sehr des heiligen Gesichts, er aber faßte von nun an den Entschluß, nach Rom zu dem Grabe der heiligen Apostelfürsten zu wallen, und dort sein Leben dem Himmel zu weihen. Da Bertha merkte, daß ihr Sohn entschlossen sey, sie zu verlassen, und in seinem noch zarten Alter eine so weite Reise vorzunehmen, wurde sie sehr betrübt und sagte ihm mit vielen Thränen: »Bedenke »doch mein liebster Sohn, daß du das einzige Kind bist, »das ich mit Schmerzen geboren habe, und auf dem die

»Erhaltung unseres edlen Fürstenstammes beruht. Wie »will ich ohne dich die Einsamkeit meines Wittwenstandes »ertragen? Ich habe dir für Arme und Nothleidende »unsere Schätze willig hingegeben, wie kannst du Gott »besser und nützlicher dienen, als durch Wohlthaten und »Allmosen? Bleibe doch bei deiner Mutter und erhalte »mir meine einzige Hoffnung und die Hoffnung unseres »fürstlichen Geschlechtes.« Durch diese mütterlichen Vorstellungen wurde Rupert gerührt, und er versprach der gekränkten Bertha, sie nicht zu verlassen.

Indeß hatte er bereits das Alter erreicht, wo in dem jugendlichen Herzen die ersten Gefühle der Liebe und Mannbarkeit erwachen, und Bertha schmeichelte sich, bald in ihm den frommen Stammvater eines großen Fürstenhauses und den christlichen Helden gegen die Ungläubigen zu finden. Sie umgab ihn daher mit edlen Jünglingen und Fräulein, um ihn durch deren Umgang an ritterliche Thaten und fürstliche Gesinnungen zu gewöhnen. Diese ermahnten ihn auch: daß er als Erbe eines Herzogthums und großer Reichthümer sein Leben nicht durch niedere Beschäftigung mit Bettlern und Landstreichern verächtlich machen dürfe. Sie sagten ihm »daß es nun Zeit »sey, durch Uebung in Waffen und edle Sitten den Preis »der Ehre und der Minne zu erkämpfen.« So wollten die fürstlichen Jünglinge seinen Ehrgeitz reitzen; die Fräulein aber warfen nicht ungern ihre Augen auf einen Prinzen, welcher Ansprüche auf eine so hohe Würde und große Güter und Reichthümer hatte. Dieses alles aber, ohne den geistlichen Helden zu reitzen, bestimmte ihn viel fester in dem Vorsatze, seine Wallfahrt nach Rom zu beschleunigen, um dadurch, wie er glaubte, diesen Fallstricken des Teufels zu entgehen. Statt des stolzen Fürstenmantels zog

er ein einfaches Pilgerkleid an, und statt der gepriesenen Waffen ergriff er einen Pilgerstab, und wallte zu der heiligen Stadt, wo er am Grabe der Apostelfürsten das Gelübde ablegte, sein Herzogthum zu verlassen und seine Güter unter die Armen zu vertheilen. [1]

Nachdem er in Rom das Grab der heiligen Apostelfürsten geküßt hatte, kam er, durch schlechte Speisen und eine ermüdende Reise geschwächt, in die Arme seiner traurigen Mutter zurück, stiftete neue Krankenhäuser, die er selbst bediente, und lebte mehr wie ein Einsiedler, als ein Fürst. Diese anstrengenden Beschäftigungen untergruben seine ohne dies schon geschwächte Körperkraft. Er wurde von einer zehrenden Krankheit befallen, und starb bald nach seiner Zurückkunft schon im zwanzigsten Jahre seines Alters. Sein Körper wurde zu Bingen begraben, aber seine Herrschaften und Güter kamen an Fremde oder seine Verwandte. [2]

Bald nach Ruperts und seiner Mutter Bertha Tode 864, kamen die Normänner den Rhein herauf und zerstörten, nebst vielen anderen Städten, auch Bingen und die Einsiedelei beider Heiligen. Die Einwohner, welche bisher ihre Wohnung auf dem linken Naheufer aufgeschlagen hatten, zogen nun auf das rechte, und legten da

1. Noch vor einigen Jahren war Ruperts schlechtes Pilgerkleid, aber in einen prächtigen Purpurmantel gehüllt, in dem Kloster Eubingen zu sehen.

2. Man sieht wohl, daß die Phantasie der geistreichen Seherin diese Legende verschönert, und zu einer kindlichen Erzählung zubereitet habe; aber die Hauptsache davon ist offenbar aus den Urkunden und Traditionen des Klosters von Disibodenberg gezogen, wo sie zuvor Nonne war. Sie hängt daher auch ganz mit dem Geiste und der Geschichte jener Zeit zusammen.

die jetzige Stadt an. Da die Einfälle der Normänner bis auf die Zeiten des Kaisers Arnulf fortgedauert hatten, so wird es wahrscheinlich, daß der unter demselben und seinem Sohne so mächtige Erzbischof von Mainz Hatto die durch den Tod des heiligen Ruperts ledige Stadt Bingen seinem Erzstifte einverleibt habe. Sowohl Urkunden als Sagen bestätigen, daß er die neuerbauete Stadt mit Mauern umgeben, den Grund zu den Schlössern Klopp und Ehrenfels gelegt, und mitten in dem Rhein oberhalb des Binger Loches jenen berühmten Mauth- oder Zollthurm erbaut habe, welchen man jetzt noch den Mäusethurm nennt. Diesen Nahmen mag er durch die Bedrückungen erhalten haben, wodurch sich Hatto bei dem Volke verhaßt gemacht hatte.

Als nämlich dieser herrschsüchtige Prälat seine Gewalt in Mainz erweitern wollte, empörten sich, wie wir gehört haben, die Bürger gegen ihn, und vertrieben ihn aus ihrer Stadt. Um gegen die Wuth des aufgebrachten Volkes sicher zu seyn, mußte er sich auf die Festung Ehrenfels, und endlich selbst auf den Zoll- oder Mautthurm retten, welchen er mitten im Rheine auf eine Felseninsel erbauen ließ. Der Kaiser Arnulf, welcher Hattos Freund war, umgab hierauf die Stadt mit einem mächtigen Heerhaufen, um die aufrührerischen Bürger zu bestrafen, und zwang sie entweder durch Sturm oder Hunger zur Unterwürfigkeit. Während dieser Belagerung sollen die Bürger und auch das Landvolk, durch Hunger und Noth getrieben, die vollen Scheunen und Fruchtspeicher des Erzbischofs gestürmt haben. Dieser aber ließ selbige im Rachegefühl in Brand stecken, und als eine Menge Unglücklicher, welche hineingedrungen waren, nun mitten in den Flammen ihr Klaggeschrei zum Himmel erhoben, soll er

schadenfroh ausgerufen haben: »Hört doch wie die Kornmäuse pfeifen.«

Auf dieses Wort traf ihn Gottes strafende Gerechtigkeit. Ganze Rotten von Mäusen kamen von allen Seiten her und sprangen auf ihn zu. Sie verfolgten ihn auf den Straßen, in seinen Schlössern, an seiner Tafel und in seinem Bette. Er rettete sich zuerst auf den Ehrenfels; aber die Mäuse kletterten die steilen Felsen und Mauern hinauf, und drangen in seine Zimmer. Dann entfloh er auf seinen Mautthurm in die Mitte des Rheins, und ließ darin sein Bett in Ketten aufhängen. Die kleinen Rachegeister schwammen ihm nach. Sie schlüpften durch die Gitter und Löcher, und fraßen ihn endlich bis auf die Knochen auf. Von der Zeit an wurde dieser Mauththurm der Mausthurm genannt.

Man sieht wohl, daß diese ganze Fabel von seinen Feinden erdichtet, von dem Volke nach der Hand geglaubt wurde, weil beide sich während seiner kräftigen Regierung nicht an ihm rächen konnten. Indeß kamen durch Hattos Herrschsucht die Erzbischöfe von Mainz zum Besitze des schönen Rheingaues und von Bingen. Sein kluger Nachfolger Willigis ließ die Stadt befestigen, und dabei, als ihm Kaiser Otto III. noch ein beträchtliches Stück von dem Sonwalde geschenkt hatte, eine Brücke über die Nahe, und weiter unten am Rheine das Schloß Soneck erbauen. Er stiftete hierauf auch hier, wie zu Mainz, dem heiligen Martin zu Ehren, eine Kirche, und gab den Bürgern, wie dort, eine städtische Verfassung.

So also kam, von den Besitzungen des heiligen Rupert, Bingen an das Erzstift von Mainz, seine übrigen Güter im Nahegau an seine Verwandten. Es hat einige Wahrscheinlichkeit, daß diese zuerst ihren Sitz von Bingen

nach Kreuznach verlegen wollten; als aber Kaiser Heinrich IV. den Königshof dieser Stadt mit Bewilligung derselben an das Hochstift von Speier verschenkt hatte, baueten sie sich ein neues Schloß zwei Stunden hinter Bingen in den Schluchten des Hundsrücks, und nannten sich davon Grafen von Spanheim. Graf Eberhard stiftete dabei im Jahre 1044 eine Kirche, welche Graf Stephan im Jahre 1101 in ein Kloster verwandelte. Ihre Ahnen mögen auch wohl schon früher das Kloster auf dem Desibodenberge gestiftet haben. Aus diesem ist unter dem Grafen Meginhard jene berühmte Seherin Hildegard hervorgegangen, welche durch ihren Geist und ihre Schriften das Orakel der Bischöfe und Fürsten ihrer Zeit war. Ihre Eltern Hildebert und Mathilde von Böckelheim lebten an dem Hofe von Spanheim. Sie selbst aber erhielt mit Meginhards Tochter Hildrudis ihre Bildung auf dem Desibodenberge, wo des Grafen Schwester Guta Aebtissin war.

Beide Fräulein, schon im zarten Alter von heiligen Gesichten entzückt, und von der Legende ihrer heiligen Ahnen Berthas und Ruperts begeistert, unterdrückten die Gefühle einer irrdischen Liebe, und suchten unter dem Schleier der Klosterjungfrauen den Genuß der himmlischen. Als die ehrwürdige Guta, ihre bisherige Vorsteherin, gestorben war, faßte Hildegard den Gedanken, auf dem Orte bei Bingen, wo die Reliquien ihrer Ahnen ruhten, dem heiligen Rupert zu Ehren ein Kloster zu gründen. Sie theilte ihren Entschluß sowohl dem Grafen als dem Erzbischof von Mainz mit, und diese gaben um so williger Ort und Güter zu der Stiftung her, als sie selbige von der Verlassenschaft des heiligen Ruperts erhalten hatten. Das übrige kaufte Graf Meginhard von seinem Vetter,

dem Grafen Bernhard von Hillesheim.[1] So wurde Hildegard im Jahr 1148 Stifterin und Vorsteherin eines neuen Klosters bei Bingen, welches sie den Rupertsberg nannte.

Jeder gefühlvolle Mensch, welcher die noch in dem schauerlichen Nahethale hervorstehenden Trümmer des Klosters, besonders bei Nachtzeit, besucht, wird von seltsamen Gedanken und Vorstellungen ergriffen werden. Es war daher kein Wunder, wenn hier ein geistreiches Weib, wie Hildegard, oder ein durch die Noth seiner Zeit getrübter Geistlicher, wie Bartholomäus Holzhauser, durch schauerliche und mystische Gesichte begeistert wurden. Beide schrieben hier ihre Prophezeihungen, welche darum so merkwürdig geworden sind, weil sie sowohl von Katholiken als Protestanten auf die künftigen Begebenheiten angewendet wurden.[2]

Hildegard hat nebst ihren Wahrsagungen noch eine Menge anderer Schriften hinterlassen, über Theologie, die heilige Schrift, Arzneien ꝛc., welche eben so sehr von ihrem Geiste als ihrer Belesenheit zeugen. Davon sind viele bereits im Druck erschienen, die andern von dem ehemaligen Kloster Eubingen in die Bibliothek nach Wiesbaden gebracht worden.[3] Darunter ist besonders das

1. Ein Ort im Nahegau. Siehe die Stammtafel der Grafen von Spanheim.

2. Davon mehr bei der Geschichte der Reformation.

3. In dieser Bibliothek befinden sich noch folgende Handschriften in einem Bande: 1) Libri scivias simplicis hominis. 2) Liber vitae meritorum. 3) Liber divinorum operum. 4) Ad Praelatos Moguntinenses propter divina nobis dicta Hildegardis. 5) Vita S. Hildegardis. 6) Liber epistolarum et orationum S. Hildegardis.

Buch merkwürdig, was sie Scivias oder Scientiae vias simplicis hominis nannte. Es handelt über Gottes geheime Leitung der Menschen, und ist zugleich ein treuer Spiegel ihres seltsamen Geistes. Ich will, um meine Leser mit der Art dieses Werkes bekannt zu machen, hier einige Stellen davon einrücken. Es beginnt also: »Und »es geschah im neunten Jahre, nachdem das wahre Ge»sicht mir einfältigen Magd die wahren Gesichte, nach »welchen ich schon zehn Jahre her trachtete, bestätigt »hatte. Und dies war das erste Jahr, nachdem dasselbe »Gesicht mir die Subtilitäten der verschiedenen Natu»ren und Geschöpfe, die Antworten und Mahnungen so»wohl der kleinern als größeren Personen, die die Sym»phonie und Harmonie der göttlichen Offenbarungen, »endlich die unbekannte Sprache und Schrift, worauf ich »mich mit großer Beschwerde meines Körpers schon acht »Jahre verleget hatte, zur Erklärung gebracht. Als »ich sechszig Jahr alt war, hatte ich ein starkes und wun»derbares Gesicht, an welchem ich mich wieder fünf Jahre »abarbeitete. Demnach hörte ich in meinem einundsechs»zigsten Jahre, welches das Jahr 1158 nach Christi Ge»burt war, wo bei der Bedrängniß des apostolischen »Stuhles Friedrich als römischer Kaiser regierte, hörte »ich vom Himmel herab eine Stimme, welche mir sagte: »du, die du von Jugend durch den Geist Gottes, nicht »durch körperliche, sondern geistige Gesichte belehrt wurdest, »verkünde der Welt, was du nun siehest und hörest. »Denn anfänglich hast du deine Offenbarungen wie die »fließende Milch der Mutter, dann wie eine süße und »milde, und endlich wie eine kräftige und vollkommene »Speise erhalten. Verkünde also auch jetzt nach mir und »nicht nach dir, und schreibe nach meinen und nicht nach

»deinen Worten. Diesem nach fragte ich nach dem Zeug»nisse des Menschen, wovon ich schon bei meiner ersten »Vision Meldung that, und fande, so legte ich mich dann »mit Hülfe eines gewissen Mädchens zum schreiben an. »Und siehe da hörte ich abermals eine Stimme vom Him»mel also sprechend: Und ich sahe einen Mann von so »überschwenglicher Schönheit und Größe, daß er von den »hohen Wolken des Himmels bis zum Abgrunde zu reichen »schien ꝛc.« So geht es nun im Geiste der Propheten und der Apokalypse fort bis an das Ende, wo sie so schließt: »Ich hörte nochmal eine Stimme vom Himmel, »mir sagend: Alles das, was du hörtest, ist durch die »lebendige Stimme des lebendigen nie erlöschenden Lich»tes geoffenbaret und gesagt. Die Worte sind heilig, und »der Gläubige wird auf sie aufmerken, und sie als An»denken der guten Wissenschaft in seinem Herzen und Ge»dächtnisse verwahren.« [1] Auf die Art theilte Hildegard ihre himmlischen und irrdischen Kenntnisse ihrem Zeitalter mit. Wenn man nun überlegt, daß sie diese mannichfaltigen Werke, ohne, wie sie selbst sagt, einen wissenschaftlichen Unterricht erhalten zu haben, geschrieben, so war es natürlich, daß sie von den Gelehrten und Ungelehrten ihres Zeitalters als eine heilige, von Gott vorzüglich begnadigte Jungfrau, angesehen wurde.

Zu solchen heiligen und gelehrten Arbeiten wurde Hildegard noch mehr angetrieben, als der Abt Bernard sie besuchte, und zu der Kreuzpredigt beredete. Wir haben bereits in dem vierten Buche die allgemeine Begei-

1. Herr Pfarrer Dahl, welcher ein ächtes Manuscript von dem libri scivias hat, wird mit nächstem das Publikum mit dem Ganzen bekannt machen.

sterung geschildert, welche diese als Propheten verehrte Heiligen am Rheine und in Teutschland hervorbrachten. [1] Bei dem von beiden erwirkten Kreuzzuge zeichneten sich unter den rheinischen Rittern vorzüglich die Herren von Sternfels und Liebenstein, Graf Johann von Spanheim, Werner von Greiffenklau und Hanns Brömser von Rüdesheim aus. Der ersteren romantische Geschichte werden wir in dem eilften Buche erzählen. Graf Johann und Werner stritten, von Erscheinungen geleitet, wie wackere Ritter, für das heilige Grab, und vertauschten, nach vollendetem Zuge, ihre Harnische gegen eine Mönchskutte. Hanns Brömser aber wurde im heiligen Kriege gefangen und von den Saracenen in Ketten und Banden geschlagen. In dieser traurigen Lage dachte er oft und lange zurück an sein schönes Rheingau, an seine liebe Gattin und Kinder; endlich tröstete er sich mit dem bittern Leiden des Heilandes und that das Gelübde, ein Kirchlein zu bauen, wenn ihn Gott wieder glücklich zu den Seinigen bringen würde. Kaum war dieser Wunsch aus seinem frommen Gemüthe gekommen, so gelang es ihm, seine Ketten zu zerreißen und ohne von den Wächtern bemerkt zu werden, aus dem Gefängnisse zu entrinnen.

So, gleichsam durch ein Wunder, wieder in freie frische Luft gebracht, vergaß der Ritter das Gelübde, dem er seine Freiheit zu verdanken hatte. Auf dem Heimwege dachte er mehr, wie ihm die Küsse seiner schönen Frau, der Trank seines rüdesheimer Weines schmecken, als wie er das versprochene Kirchlein erbauen würde. Darum brachte ihn Gott in neue Gefahr. Als er nämlich bei seiner Rückreise durch einen großen dicken Wald reiten

1. Man sehe das vierte Buch, Seite 364.

mußte, siehe da regte sich aus einer Höhle ein schrecklicher Drache und blitzte ihn mit seinen funkelnden Augen an. Der tapfere Ritter, welcher in so vielen Schlachten die wilden Gesichter der Saracenen nicht gescheuet hatte, wollte sich von diesem Unthier nicht schrecken lassen. Er ritt entschlossen durch den Wald fort; aber der Lindwurm legte sich ihm mitten in den Weg und dehnte gegen ihn den schrecklichen Schlund hervor. Durch den Anblick eines so gräßlichen Thieres geschreckt, fing sein Pferd an zu scheuen; es bäumte sich schwitzend und zitternd zurück. Er gab ihm die Sporn, trieb es vorwärts und schleuderte seine Lanze. Da schoß das getroffene Unthier pfeilschnell auf ihn zu, packte mit seinen Krallen das Pferd, und umwand mit den Ringen seines Schweifes Roß und Reuter.

In dieser neuen Gefahr dachte Hanns Brömser wieder an das Gelübde, was er im Gefängnisse gethan. Er wandte seine Blicke zum Himmel und wiederholte Gott sein Versprechen. So durch neues Vertrauen gestärkt, stieß er seinen Kreuzschild in des Drachen aufgesperrten Rachen, zog schnell sein Schwert aus der Scheide und hieb damit so gewaltig auf das Unthier ein, daß es seine Krallen und Schweifringe zurückzog, und todt zur Erde niederfiel. Zum Andenken dieses neuen Sieges schnitt der Ritter dem Drachen die Stachelzunge aus dem Halse, packte sie zu den Ketten, worin er gefangen lag, hinten auf das Pferd, und kam so glücklich wieder zurück zu den Seinen nach Rüdesheim.

Aber auch hier wurde Herr Brömser noch einmal treulos. Statt nach so glücklich überstandenen Gefahren Gott zu danken und das versprochene Kirchlein erbauen

zu lassen, lag er in den Armen seiner schönen Frau, tummelte er mit seinen Knaben das Streitroß und zog bei einer guten Flasche hinterhäuser Wein auf Jagden und Gelagen herum. Er mußte noch einmal an sein Versprechen gemahnt werden. Während er also zu Rüdesheim seine Tage im Wohlleben dahinbrachte, fuhr einsmals sein Knecht mit dem Ochsen nach dem Walde, um Holz zu laden, und als er so tiefer in das Dickicht kam, hörte er von ferne ein Stimmlein, welches »Nothgottes« rief. Erstaunt über diesen seltsamen Laut ging er mit seinem Ochsen dem Stimmlein nach, und als er an eine große Eiche kam, wollte sein Thier nicht mehr fort, obwohl er es peitschte. Während dieses Aufenthaltes blickte er hinauf an den Baum und fand in einer Höhle des Stammes ein Bildchen stehen, welches den Herrn Christus am Oelberge vorstellte. Ueberzeugt daß dieses ein Wunder sey, holte er es mit frommer Ehrfurcht aus dem Baume und brachte es den jungen Ritterknaben mit, auf daß sie es mit kindlicher Andacht in die Hauskapelle stellen mögten.

Am folgenden Tage als der Knecht abermal zum Walde gefahren war, um das noch übrige Holz nach Haus zu bringen; hörte er abermal das Stimmlein »Nothgottes.« Erschrocken ob dieses neuen Wunders, suchte er den Baum auf, wo er das Bild an dem vorigen Tage gefunden hatte; sein Ochs blieb abermal stehen, und grub mit seinen Hörnern so lange an der Wurzel, bis das Bildchen aus der Erde zum Vorschein kam. Nun dachte der fromme Knecht, daß dieses eine besondere Bedeutung für seinen Herrn haben möge. Er brachte es wieder nach Hause, und erzählte dem Ritter die ganze Geschichte. Da ergriff diesen Reue und das

Andenken an sein Gelübde. Er ließ sogleich an dem Orte, wo der Knecht das Bildchen fand, eine Kirche, und auf den Stamm des Baumes einen Altar errichten, wo es bis auf unsere Zeiten unter dem Nahmen Nothgottes verehrt wurde.

Nicht so glücklich, wie Hanns Brömser von Rüdesheim, entging Gilgen von Lorch den Fallstricken des Teufels. Auch er hatte, von den Worten Bernards und der Hildegard ergriffen, sein Haus und seine Braut verlassen, und war der Kreuzfahne gefolgt. Aber die heftige Leidenschaft trieb ihn schnell wieder nach Lorch zurück, denn ihm gelüstete mehr, den Mund seiner Schönen, als das heilige Grab zu küssen. Wie schrecklich aber war er betroffen, als er nach seiner Rückkehr, die Geliebte statt in seinen Armen, in dem Raubneste Rheinberg eingeschlossen fand. Wie ein Rasender blickte er zum Felsenschlosse hinauf und knirschte mit den Zähnen, daß er es nicht ersteigen konnte. Da ließ ihm der Räuber herabbieten: »daß, »wolle er oder ein anderer Ritter die schöne Braut er»ringen, er in vollem Galopp den steilen Felsen heran »kommen müsse, um sie zu befreien.« Ergrimmt über diesen schändlichen Raub tobte der Ritter und forderte seine Freunde zum Sturm des Schlosses auf; aber jeder der es wagte, den Felsen hinanzureiten, stürzte zurück und brach Hals und Beine. In dieser verzweifelten Lage fand der verliebte Ritter, weil er bei dem Kreuzzuge mit Gott gebrochen hatte, kein anderes Mittel, seine Braut zu erhalten, als seine Seele dem Teufel zu verschreiben und dessen Hülfe nachzusuchen. Er ließ daher einen Zauberer kommen; dieser mußte ihm bei Nacht und Graus den bösen Feind beschwören und statt seiner den Höllen-

bund abschließen. So von Teufelsmacht getrieben, bestieg er sein Roß, setzte ihm die Sporen in die Seite, und es trug ihn wiehernd und schnaubend, wie ein Adler, zum Felsenneste hinan. Nun drang er ergrimmt in den Schloßhof, forderte den Räuber zum Zweikampfe, erlegte ihn, rettete seine Geliebte; aber diese, von Kummer und Freude zugleich ergriffen, sank ohnmächtig in seine Arme, und welkte dahin, wie eine früh gebrochene Blume. Durch ihren Tod der irrdischen und himmlischen Seligkeit zugleich beraubt, rannte er sich sein Schwert selbst in die Brust, und wallte, statt zum heiligen Grabe, zur höllischen Gruft der ewigen Verdammniß.

Von allen diesen Sagen und Wundergeschichten findet man jetzt noch die Denkmäler und Ueberbleibsel zu Bingen, zu Rüdesheim, zu Vollraz und zu Lorch. Dort zeigt man den Ring, welchen Bernard der Hildegard gab, die heiligen Bilder mit griechischen Buchstaben, welche Werner aus dem Orient brachte, die Ketten, worin Brömser geschmiedet war, die Zunge des Drachen, den er erlegt, und den Sattel des Pferdes, worauf Gilgen jenen steilen Felsen hinan rannte, welchen man die Teufelsleiter nennt. Ich habe diese Sagen darum hier eingerückt, um den romantischen Geist zu schildern, welcher zu der Zeit diese romantische Gegend belebte. Ich habe hier nur die Sagen von Bingen und dem Rheingau angeführt. Das Gegenstück von diesen ritterlichen Thaten, und wie wacker Giselbert Brömser, und seine edle Gattin Erlande, ihre Schlösser vertheidigt, werden wir bei der Geschichte von Bornhofen finden, denn auch diese Kirche, wie die zu Nothgottes, verdankt der Brömserischen Familie ihren Ursprung.

Indessen war nicht Konrad II., wie die Sage will, der Erbauer beider Kirchen, sondern, wie ich aus einer handschriftlichen Familiengeschichte weiß, Konrad III.[1] Nach dieser wird der angebliche Kreuzritter als ein frommer, wackerer und häuslicher Mann geschildert, welcher das, was sein liederlicher Vater, Konrad I.,[2] von den Brömserischen Gütern durch Sausen und Brausen vergeudet, wieder heimgebracht habe. Von Konrad II. kamen vermuthlich die Denkmäler und Sagen unter die Brömserische Familie, welchen zu Ehren hernach Konrad III. im Jahr 1390 die Kirche zu Nothgottes, zu Rüdesheim und zu Bornhofen, erbauet hat.

Nach dieser romantischen Fabel- und Heldenzeit wird die Geschichte an der Nahe und dem Rheine heller. Graf Meginhard hatte sich mit seinen Kindern in dem alten Sitze der Spanheimer an der Nahe behauptet, dagegen erweiterten seines Neffen Gottfrieds Söhne, Heinrich, Albert und Gottfried, das Spanheimische Gebiet an der Mosel und auf dem Hundsrück. Im Jahr 1197 verpfändete ihnen der Pfalzgraf Heinrich von Braunschweig mehrere Orte und die Grafschaft im Mayenfeld für 550 Mark, wodurch sie mächtig an der Mosel wur-

1. Dieses handschriftliche Buch, worin mit sehr schön gemahlten Bildern die ganze Brömserische Geschlechtsfolge beschrieben ist, war ehemals im Archive von Trier; nun besitzt es der Fürst von Metternich, deren Miterbe.

2. Von diesem Konrad I., welcher gegen das Jahr 1118 lebte, sagt die angeführte Handschrift mit lateinischen Worten: Hic plane venerius fuit, multosque post se spurios reliquit, et majorum haereditatem minus decenter dilapitavit. Inde totam familiam Broemserianam magno detrimento ac clade infecit.

den, und in Verbindung mit dem Saynischen Hause kamen. Graf Meginhard hinterließ nebst seiner Tochter Hiltrude, der Freundin der heiligen Hildegard, zwei Söhne, Gottfrieden nämlich und Krafto. Jener folgte ihm in der Grafschaft, und heirathete eine Gräfin von Eberstein. Er wurde von dem Kaiser Friedrich I. zu Worms zur Hundsstrafe verdammt, weil er unter Anführung des Pfalzgrafen Herrmanns die geistlichen Fürstenthümer am Rhein mit Krieg überfallen hatte. Sein Bruder Krafto war mit Clementinen, der Gräfin von Hohenberg, verlobt. Da aber diese schon das Gelübde der Keuschheit abgelegt hatte, wurde der Eheverspruch aufgehoben. Die Verlobte wurde eine Braut Christi in dem Kloster Oehren zu Trier; Krafto aber Mönch und nachher Abt in dem Kloster zu Spanheim.

Es scheint, daß der Meginhardische Zweig gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ausgestorben sey, desto herrlicher blühte aber der Gottfriedische. Gottfried II. heirathete Adelheiden, die Erbgräfin von Sayn, und dessen Sohn Heinrich, Agnes, die Erbgräfin von Heinsberg, wodurch beider Grafschaften an die Spanheimer gekommen sind. Nach dem Tode Gottfrieds brachte dessen Gattin Adelheid durch eine zweite Ehe mit dem Grafen Eberhard von Eberstein auch noch dessen Ansprüche und Nahmen an ihren Sohn. Durch diese glücklichen Verbindungen wurde das Haus Spanheim so mächtig, daß die Söhne Gottfrieds eine Theilung ihrer Erbländer vornahmen. Der älteste davon, Johann, erhielt Starkenburg oder die hintere Grafschaft; der zweite, Heinrich, blieb Herr zu Heinsberg; der dritte, Simon, bekam Kreuznach und die vordere Grafschaft, und der vierte, Eberhard, genannt von Eberstein, herrschte durch seine Mut-

ter zu Sayn; da er aber ohne männliche Erben abging, kam seine Grafschaft an Gottfried den erstgebornen Sohn seines ältesten Bruders Johann, und dieser wurde sonach der zweite Stammvater des Saynischen Hauses.

Die vorzüglichste Stadt des Spanheimischen Grafenstammes war Kreuznach an der Nahe. Die Geschichte ihres Ursprungs ist eben so dunkel als jene der meisten rheinischen Städte. Wahrscheinlich hat sie ihn der Insel zu verdanken, welche sie noch in zwei Theile sondert. Diese gab schon in frühern Zeiten eine bequeme Gelegenheit zur Ueberfahrt. Man hatte darauf ein Kreuz errichtet, und nach der Hand von diesem, und dem dabei landenden Nachen, dem Ort den Nahmen Kreuznachen oder Kreuznach gegeben. Anfänglich mogten die Schiffer bei dieser Ueberfahrt einige Häuser oder Hütten und eine Kapelle angebaut haben. Die fränkischen Könige aber gründeten dabei einen Königshof, und dieser war zu den Zeiten Ludwigs des Frommen schon so ansehnlich geworden, daß dieser Kaiser da Urkunden ausfertigte. Während dem hat sich der Ort sowohl durch Gewerbe als Hoflager vergrößert, und die Grafen von Spanheim haben sich darüber nach dem Tode des heiligen Ruperts eine gewisse Gerichtsbarkeit erworben.

So ohngefähr war die Lage von Kreuznach, als Kaiser Heinrich IV., mit Bewilligung des Grafen Eberhard, den Königshof mit allen dazu gehörigen Rechten, Gütern und Gefällen, dem Hochstifte von Speier schenkte. Aber die Nachfolger dieses Grafen sahen die Schenkung einer schönen aufblühenden Stadt, welche mitten in ihrem Gebiete lag, als den größten Nachtheil für ihr Land an, und neckten die Bischöfe von Speier, wo sie

nur konnten, in dem Besitze ihrer Herrschaft. Unter dem Bischof Konrad III. versuchten sie sogar die Erbauung eines neuen Schlosses in der Stadt; allein der Kaiser Philipp gebot ihnen ausdrücklich, den angefangenen Bau einzustellen. Diese beständigen Streitigkeiten bewogen endlich den Bischof Konrad V. von Eberstein, einen Stiefbruder oder Oheim der Spanheimer, alle die Besitzungen und Rechte, welche der Kirche von Speier in Kreuznach zustanden, im Jahre 1241 um 1100 Mark Silber an Heinrich, den Grafen von Sayn-Spanheim zu verkaufen. Dieser überließ sie seinem Bruder Simon, und Kreuznach wurde die Hauptstadt der vordern Grafschaft.

Die Grafen von Spanheim erhoben Kreuznach zu einer blühenden Stadt. Sie verschönerten oder erweiterten sie durch das Schloß Kauzenberg, durch Kirchen und andere Gebäude. Sie gaben den Bürgern viele Freiheiten und eine gehörige Verfassung mit Zünften und einem Stadtrathe. Diese zogen viele Handwerker, Fabriken und einen beträchtlichen Handel in ihre Ringmauern. Ihre Menge wurde durch die an der Nahe angelegten Salzwerke und Gerbereien vermehrt. Man zählte bald 1800 Familien, die sich da niedergelassen, und den Wohlstand befördert hatten. Die sprechendsten Urkunden von der milden Regierung der Grafen von Spanheim sind die Freibriefe, welche sie ihren Unterthanen ertheilten, und die Gesetze, welche sie darin denselben vorschrieben.

Es thut dem Geschichtschreiber der mittleren Zeiten wohl, wenn er hier in einem Jahrhundert der Barbarei und des Faustrechts solche väterliche Verordnungen findet, welche, nicht sowohl an gleisenden Worten und schulgerechter Ordnung, aber gewiß im innern Gehalte und wirklicher

Erfüllung, alle die Verfassungen und Organisationen übertreffen, womit unsere Constitutionssüchtige Zeit so groß thut. Sie gibt uns zu gleicher Zeit ein Muster der damaligen Gesetzgebung.

»Wir Johann, heißt es im Eingange einer Urkunde, Grave von Spanheim, vergehen uns öfentlich an diesem Brief, und thun kund allen Leuten, daß wir mit Rath der edlen Leute unsers lieben Bruders, Graven Simons, Walrams seines Sohnes und anderer unserer Magen, Burgmannen und Freunde gefreiet haben, und freien die Schöffen und Gemeinde in unserm Thale zu Winternberg, und geloben ihnen, und allen ihren Nachkommen mit guter Treue und rechter Sicherheit für uns und unsere Nachkommen alle die Vorworte und Unterschiede, die hienach geschrieben sind, stet, fest und unverbrochen zu halten ohne Arglist. Dagegen sollen auch sie geloben und sichern nebst uns, unsere Nachkommenden, welche dieses Thal haben und besitzen werden.

Zu dem ersten also haben wir Macht, und sollen setzen und machen in unsrer vorbenannten Stadt, einen Schultheißen, welchen wir wollen, doch also, daß wir keinen Mann der Stadt sollen zwingen, Schultheiß zu seyn. Wen wir aber zum Schultheißen gemacht, der soll geloben und schwören zu den Heiligen, daß er alle Gelobnisse und Unterscheid, die zwischen uns und unsern Bürgern aufgerichtet worden, unverbrüchlich halten und hüten wolle; und er soll unsere Gülte und Bede allda sammeln und heben nach Rath der Geschworn, und unser Recht handhaben und Urtheil sprechen nach dem guten Weisthume der Schöffen. Wäre es, daß der Schultheiß in diesen oder andern

Stücken missethäte und schuldig befunden werde, soll er bessern und richten nach unsern Gnaden. [1] Die Schöffen sollen in allen ihren Rechten und Würdigkeiten verbleiben. Die Bürger aber und die Stadt sollen ausgeben zur Bede für Azung und Gewänd alle Jahr sechszigs Pfund guter Heller zu zweier Zeiten, und zwar die Hälfte auf unser Frauen Kerzentag, [2] die andere Hälfte auf St. Remigiustag. Dagegen wollen wir sie auch nicht dringen, über diese sechszig Pfund ein Bede mehr zu geben. Unsre Hofstätte, Haus und Garten wollen wir ihnen um einen bescheidlichen Zins verleihen, auch wollen wir auf dem Markt eine Fleischscharn und ein Kaufhaus errichten, und selbige gleichfalls um Zinse verleihen. Wir sollen haben zu der Stadt eine Bannmühle und ein Bannbackhaus, dazu sollen die Bürger mahlen und backen, wie Bannes Recht ist. Auch sollen wir alle unsere Güter und Rechte, welche uns die Schöffen darlegen, freihalten und inne haben; dagegen sollen auch wir der Stadt alle die Gewohnheiten und Rechte lassen, welche sie in Wäldern und Holzmarken haben. Wir sollen auch haben unsern Zoll und Ungeld, jedoch selbigen nicht ansetzen, als nach dem Rathe der Schöffen. Die Bürger sollen unser Gesinde und Freunde gütlich und lieblich halten und beherbergen, ohne ihren Schaden und Arglist. Auch soll kein Mensch den andern freventlich in der Stadt angreifen; wer Etwas gegen einen andern zu thun oder zu klagen

1. Nach Maßgab der Gesetze und unserer Gnade.

2. Maria Lichtmeß. Ein Pfund guter Heller macht nach unserm Gelde ohngefähr eine Mark.

hat, soll es dem Richter anzeigen, und dieser sodann den Beklagten setzen und die Sache entscheiden, wie es recht ist. Jedoch sollen unsere Mannen, Burg- und Dienstmannen, nicht dem Schultheiß vor Gericht zu Rede stehen, wenn sie es nicht gerne thun; sie richtet der Graf. Niemand soll zur Stadt aufgenommen werden, oder sich von ihr entfernen, es sey dann mit Willen des Richters und mit Wissen der Schöffen. Wer uns den festgesetzten Zins von Haus, Hofstädt und Garten nicht geben wollte, den sollen der Schultheiß und die Schöffen dazu zwingen, daß er uns denselben mit dem Schaden entrichte. Auch soll niemand einen feilen Kauf anderswo halten, dann auf dem gemeinen Markt. Vom Schlagen oder Haarausraufen soll man uns geben fünf Schilling Menschen,[1] das sind je zween vor drei Heller. Von großen Wunden, falscher Münze und unrechtem Gewicht sollen uns werden sechszig Schilling der vorbenannten Währung, dem aber der Schaden ist geschehen, soll man die Entschädigung zurichten. Todtschlag, Meineid und Verrätherei soll man schwer richten, wie des Gerichts Recht ist.[2] Wer an Brod mißbackt, den soll man schuppen[3] oder er soll ausgeben sechszig Schilling. Die Willkühr steht bei uns. Wird jemand beklagt wegen Schulden und er schwöret, so ist er dem Richter nichts schul-

1. Menzischen oder Mainzischen.

2. Todesstrafe nach Maßgab der Verbrechen, zum Strange, Schwert oder Rad.

3. Oder auch Wippen. Der Verbrecher wurde in die Höhe geschnellt.

dig, aber der ihn verklagt hat, soll dem Richter sechs Schilling geben; schwöret aber der Beklagte nicht und wird überwunden, so muß der dem Richter das Klaggeld mit sechs Schilling entrichten, und der andere ist diesem nichts schuldig. Bekümmert jemand einem andern sein Gut und thut ihm Unrecht, so soll er dem Richter sechs und den Schöffen einen Schilling von je drei Pfunden geben, als hoch das Gut angeschlagen und werth ist. Nebstdem soll er noch jenem den Schaden ersetzen, dem er das Gut bekümmert hat. Wenn er aber des andern Gut mit Rechten bekümmert hat, so soll er dem Richter nichts geben, sondern der andere das vorgeschriebene Geld entrichten. Wär es auch, daß unsere Bürger keinen Wehr legen, und wollten einen machen, und auf solch Gut, wie man kauft und verkauft, eine mögliche und mäßige Schätzung setzen, damit der Bau vollführt werde, darwider wollen wir nicht seyn, doch sollen sie das thun mit unserm Rath. Auch sind uns die Bürger, welche Fuhren haben, schuldig unsere Wagenfahrten nämlich zwei Viertel Gauwärts, und zwei eine Meile um die Stadt. Diese Wagenfahrten sollen sie uns halb zur Erndte und halb im Herbste thun. [1] Wär es auch, daß wir entweder wegen unsrer oder unsrer Freunde wegen reisen wollten, so sollen sie uns helfen und nach dem Rathe unsers Richters und der Schöffen gewappnet nachfolgen. [2] Wär es

1. Ueberbleibsel der alten Frohndienste, welche nach der Hand abgekauft werden konnten.

2. Ueberbleibsel der alten Landwehrpflicht. Wir sehen hier, daß sie billig war.

aber, daß wir nicht selber reisten, so sollen sie unserm Gewaltsboten folgen; wenn wir aber wegen Krieg oder Reis Geld nehmen, sind sie nicht schuldig uns zu folgen. Wenn sie mit uns reisen, sollen sie vierzehn Nächte in ihrer eignen Kost seyn, wollen wir sie aber länger im Felde halten, müssen wir sie selbst verköstigen. Wenn sie jemand durch Beförderung unserer Reise erzürnen, sollen wir sie verantworten. Der Schultheiß und die Schöffen sollen je zu vierzehn Nachten aufschauen und sowohl Waffenzeug als Führung prüfen. Wer seinen Zweiger Wammes nicht anhat, soll zween Schilling, wer nicht Panzer und Pferd hat, fünf Schilling, und wer nicht ein Plaze und einen Hengst hat, zehn Schillinge geben.[1] Welcher Bürger nicht in der Stadt wohnet, oder, wenn er ermahnt ist, nicht einfährt, der soll der Freiheit nicht genießen und die Stadt ihn nicht verantworten. Wir sollen auch keinen Bürger aus seinem Hause treiben und einen andern hineinsetzen, es sey dann mit seinem guten Willen. Auch sollen wir keinem sein Pferd ablehnen, er wolle es dann uns gern leihen; thut er aber das nicht, so sollen wir ihm darob nicht zürnen. Wir wollen auch haben unser Münz- und Wechselbank. Alle diese vorbenannte Stücke und Artikel geloben wir für uns und unser Nachkommen ꝛc. und haben zu dessen Urkund und stete Festigkeit unser Insiegel an diesen Brief gehangen.

Daß diese Freiheiten und Rechte, welche die Grafen von Spanheim ihren Städten und Unterthanen gaben, nicht blos auf dem Pergamente oder Papiere, sondern in Wirklichkeit bestanden haben, beweist der damalige Wohl-

1. Die Bürger der Städte mußten die Reiterei bilden.

stand von Kreuznach, und die große Treue, welche ihnen die Bürger in ihren gefährlichen Fehden gegen die mächtigen Fürsten von Mainz und Trier bewiesen haben. Um das Jahr 1277 kam nämlich Graf Johann II. mit seinem jüngern Bruder Heinrich II. in einen heftigen Streit wegen der Theilung der väterlichen Verlassenschaft. Der Span wurde zwar durch die Verwandten der Grafen verglichen, da aber Heinrich durch deren Urtheilsspruch sich nur mit Böckelheim und einigen Dörfern begnügen sollte, suchte er Unterstützung bei Werner dem Kurfürsten von Mainz und verkaufte diesem, um ihn für seine Sache zu gewinnen, zwei Drittheile von seinem Schlosse zu Böckelheim im Jahre 1279 um 1400 Mark Silbers. Einen seinem Hause so nachtheiligen Handel wollte sein Bruder Johann nicht gestatten. Er wandte sich zuerst mit Bitten, dann mit Drohungen an den Kurfürsten von Mainz; dieser aber wies ihn mit Verachtung ab, und die Sache sollte durch das Schwert entschieden werden. Da die Spanheimer sich nicht stark genug glaubten, um allein einen so mächtigen Kurfürsten zu bekriegen, machten sie einen Bund mit den Rheingrafen, den Grafen von Leiningen, von Vahingen, von Katzenellnbogen, und selbst mit dem Landgrafen von Hessen, welcher Werners gefährlichster Feind war.

Auf die Nachricht eines so fürchterlichen Bündnisses versammelte der Kurfürst sogleich seine Reisigen und Vasallen dies und jenseits des Rheins, und zog den verbündeten Grafen entgegen, ehe ihre Truppen noch vorgedrungen waren. Einen Theil seines Heeres ließ er über Olm gerade auf die Spanheimer vorrücken, indeß der andere, meistens Rheingauer, über Bingen kam, um denselben in den Rücken zu fallen. Auf einer Ebene zwischen Spreng-

lingen und Genzingen, eine Meile von Kreuznach, trafen die Mainzischen, welche von Olm gekommen waren, auf ihre Feinde, und die Schlacht begann sogleich mit einem Pfeil- und Stein-Hagel. Der Graf von Leiningen führte den rechten, der von Vahingen den linken Flügel der Spanheimer an. Graf Johann stand aber im Mittelpunkt, und um ihn her die wackern Kreuznacher.

Da anfänglich die Rheingauer und Binger noch nicht angekommen waren, so hielt sich das Treffen die Wage. Die Grafen fochten an der Spitze ihrer Haufen, wie es geübten Kriegern und Feldherren zukommt, und Graf Johann hatte mit seinen Kreuznachern schon manche blutige Lücke unter den Mainzern gemacht, als auch der andere Theil, von Bingen die Nahe herauf kam, und den linken Flügel der spanheimischen Schlachtreihe umzingelte. Von nun fing das Gefecht an, verzweifelnd zu werden. Die Grafen, welche schier von allen Seiten umgeben waren, fochten nun nicht mehr für Sieg, sondern für Leben und Freiheit. Ihre Reihen waren gleichsam zu einem Haufen zusammengedrängt, in welchem wiederholter Angriff und Vertheidigung ein schreckliches Gemengsel von Schwertern, Spießen, Tartschen, Todten und Verwundeten hervorbrachte. Auf der einen Seite suchten sich die Grafen an der Spitze ihrer Tapfersten durchzuhauen, um das Feld zu gewinnen, auf der andern drängten immer neue Truppen heran, um selbige auf ihre Leute zurückzuwerfen. Der Sieg entschied endlich für den Kurfürsten von Mainz.

Die Niederlage der Spanheimer war fürchterlich. Mehrere hundert Krieger sind auf dem Platze geblieben; die andern wurden versprengt. Die Rheingrafen, die Grafen von Katzenellnbogen, von Leiningen und Vahin-

gen, nebst einer Menge von Rittern und Gemeinen wurden gefangen. Graf Johann allein wurde durch einen wackern Bürger und Metzger von Kreuznach, Michel Mort genannt, vom Tode und der Gefangenschaft gerettet. Wie ein Schild deckte dieser seinen von Feinden umrungenen Herrn, und hielt mit starkem nervigen Arme den Angriff so lange zurück, bis er todt blieb, und Johann mit seinem Pferde entflohen war. Ein steinernes Denkmal wurde diesem bürgerlichen Helden auf dem Orte des Schlachtfeldes gesetzt, wo er für seinen Herrn gefallen war; Werner aber blieb durch Vermittelung Kaiser Rudolphs von Habsburg im Besitze des erkauften Amtes.

Bald nach dieser Fehde wurden die Grafen Johann III. und Simon III. in einen noch blutigern Streit gegen den mächtigen Kurfürsten von Trier, Balduin, verwickelt. Nachdem sie nämlich im Bündnisse mit den Städten Mainz, Oppenheim, Worms und Speier den kriegerischen Wildgrafen Hartard von Dhaun in der steilen Burg Rheingräfenstein belagert, und zum Frieden gezwungen hatten, starb im Jahre 1320 dessen Vetter, der Wildgraf Heinrich von Schmiedburg, und Balduin machte auf dessen Verlassenschaft, als ein an Kurtrier heimgefallenes Lehen, Ansprüche. Demselben aber widersetzten sich die Grafen Johann von Dhaun und Friedrich von Kyrburg als nächste Anverwandten des Verstorbenen. Sie verbanden sich mit den Grafen von Spanheim, dem Pfalzgrafen Rupert und denen von Nassau, nebst andern Nachbarn, um die Gewalt des mächtigen Erzbischofs zu brechen. Allein Balduin, der in Staatshändeln eben so gewandt, als in Fehden muthig war, zog den Grafen Friedrich von Kyrburg durch Versprechungen von dem Bunde ab, und fiel das spanheimische Gebiet,

da er zu gleicher Zeit Verwalter des mainzischen Erzstiftes war, von Mainz und Trier aus auf zwei Seiten an. Sein erster Angriff ging auf Sprendlingen und Kreuznach. Er war auch so glücklich ersteres nebst anderen spanheimischen Ortschaften einzunehmen; allein die Kreuznacher vertheidigten ihre Stadt mit aller der Tapferkeit, welche sie bisher auch in Feldschlachten gezeigt hatten; und Balduin mußte, nachdem er die Felder und Dörfer umher verwüstet hatte, die Belagerung aufheben.

Nicht viel glücklicher war er gegen die Stammsitze der Grafen, Spanheim und Kastelaun. Von ersterem trieben ihn die Waffen des Grafen Johann, von letzterem die Thränen der Gattin des Grafen Simon weg. Diese edle Frau war eine geborne von Falkenburg und folglich Balduins Nichte. Sie hatte sich während der Fehde mit ihren Kindern in das Schloß Kastelaun geflüchtet, aber dieses belagerte jetzt der ergrimmte Erzbischof. Seine Truppen hatten schon die Festung umgeben, Geschütz und Sturmbalken waren gegen sie gerichtet, sieggewohnte Soldaten standen bereit, den Sturm zu beginnen, als die Gräfin, mit blassem Angesichte, mit Thränen in den Augen und umgeben von ihren Kindern, von der Burg herab dem aufgebrachten Erzbischofe entgegen kam. Sie warf sich ihm zu Füßen, und redete ihn mit folgenden Worten an: »Ehrwürdiger Vater! wollt ihr euer Schwert »gegen eure eigene Familie, gegen euer eignes Blut wen»den, welches ihr vielmehr schützen solltet? Sehet hier »eure Nichte, sehet hier die Kinder eurer Base, es sind »eure Blutsverwandte. Schonet meiner! schonet ihrer! Es »ist ja doch so groß, andern zu verzeihen und sie zu »retten.« Besänftigt durch ihre Bitte zog Balduin von

dem Schlosse weg, und gab ihrem Gemahl die eroberten Länder wieder, und den Frieden.

Durch die Vermittelung der spanheimischen Gräfin war aber der Fehde gegen den tapfern Wildgrafen noch kein Ende gemacht; denn während dem sie durch ihre Thränen dem Kreuznacher Zweige einen Frieden zu Stande gebracht hatte, fachte eine andere spanheimische Gräfin, die Lorette von Starkenburg, durch ihre List das Kriegsfeuer nur mehr an. Balduin hatte nämlich an sie eine Forderung wegen einiger Güter zu Birckenfeld gemacht, und ihr Oheim Heinrich der Probst von Aachen diese Ansprüche genehmigt. Lorette aber wollte die Rechte ihres Hauses nicht an einen schon mächtigen Fürsten hingeben. Da sie ihn nicht mit offener Gewalt zwingen konnte, ließ sie ihn, als er unbewaffnet die Mosel herab fuhr, durch einige ihrer Reisigen vom Schiffe nehmen, und auf ihre Starkenburg gefangen setzen. In dieser weiblichen Falle mußte der gewaltige Balduin von seinen Ansprüchen abstehen, und der listigen Gräfin noch 30,000 Gulden Lösegeld bezahlen. Allein er ergrimmte ob einer so großen Demüthigung und setzte die Fehde gegen den Wildgrafen mit desto mehr Erbitterung fort. Er verband sich mit den Grafen von Veldenz und Eberstein, dem Herrn von Dun und selbst mit dem Wildgrafen Friedrich von Kyrburg, und schloß die Festung Dhaun mit fürchterlichem Geschoß ein. Diesem Bündnisse mußte endlich auch Graf Johann von Spanheim beitreten, wenn er gegen die Anfälle der Verbundenen sicher seyn wollte. Während dieser Fehde starb der friedliche Graf. Er war wahrscheinlich nicht verheirathet, denn er liebte die schöne Tochter eines seiner Schildknappen und hinterließ von ihr ein Kind der Liebe, was er hernach legitimiren ließ, und mit dem Schlosse Koppen-

heim beschenkte.[1] Seine Erbgüter fielen demnach auf Walram, seines Bruders Simon Sohn. Dieser trat wieder auf die Seite seines bedrängten Schwagers Friedrich, und glaubte ihn jetzt mit der gesammten spanheimischen Macht schützen zu können. Allein auch er mußte den Zorn des siegreichen Erzbischofs fühlen. Die Verbündeten rückten in seine Länder vor. Kreuznach wurde abermals belagert und verwüstet. Endlich im Jahre 1342 vermittelte der Kaiser Ludwig von Baiern den Span dahin, daß der Wildgraf die Schmiedburg an Kurtrier überlassen, und dem Kurfürsten lebenslang das Oeffnungsrecht in dem Schlosse Dhaun zugestehen mußte.

Auf Walram folgte sein Sohn Simon III., dessen Erbtochter Elisabeth an den Pfalzgrafen Rupert Pipan, den Sohn Kaiser Ruperts vermählt war. Da dieser ihr geliebter Gatte zu frühe starb, um selbst Erben von ihm zu hinterlassen, brachte sie den fünften Theil der spanheimischen Grafschaft im Jahre 1416 an dessen Bruder Ludwig den Kurfürsten von der Pfalz. Bald hierauf, im Jahre 1437, starb auch der starkenburgische Zweig mit Johann VI. ab. Dieser hatte sein Land den Söhnen seiner beiden Tanten Mathilde und Lorette vermacht, wovon die erstere an Rudolph den Markgrafen von Baden, letztere an Heinrich III. Grafen von Veldenz verheirathet war. Wir haben bereits in der Geschichte von Zähringen-Baden angeführt, wie dadurch das markgräfliche Haus auch auf dem linken Rheinufer begütert wurde, die Grafen von Veldenz hatten aber da schon seit der fränkischen Monarchie ihren Sitz gegründet. Sie sollen von einem gewissen Emicho abstammen, welcher im Jahre 1108 unter dem Nahmen eines Grafen von Schmidburg vorkommt.

1. Daher die Herren von Koppenheim.

Sein Sohn Heinrich trug seine Burg und Land von den Bischöfen zu Verdun zu Lehen; daher auch noch ein großer Strich davon das St. Remigisland oder Kö- nigsland genannt wird. Graf Georg I. war Landvogt im Speiergau und hinterließ die Grafschaft seinem Enkel Georg II. Friedrich III. erhielt durch seine spanheimische Gattin Lorette den größten Theil der Grafschaft Spanheim. Da er nur eine Tochter, Anna, hinterließ, welche an den Pfalzgrafen Stephan verheirathet war, so brachte auch diese ihre väterlichen Länder an die Pfalz. Stephan wurde dadurch der Stifter der veldenzisch-zweibrückischen Linie des Wittelsbachischen Hauses.

Von diesem Emicho lassen auch einige Geschichtsforscher die Wild-, Rau- und Rheingrafen abstammen, welche zu der Zeit neben den Spanheimern die Nahe und den Hundsrück beherrscht haben. Indessen ist es glaublicher, daß sie von jenen alten Forst-, Rug- und Waldgrafen herkommen, welche schon unter der fränkischen Monarchie die königlichen Forsten und Jagden verwaltet, und das Richter- oder Grafenamt über Waldfrevel geübt haben. Dieses wird um so wahrscheinlicher, weil einige Königsforsten, wie zum Beispiel der Bie- und Sonwald, sich gerade in jene Gegenden erstreckten, worin sie ihre Herrschaft befestigt hatten.

Nicht weit unter der Nahe und Bingen, wo die Heimbach sich in den Rhein ergießt, begannen die alten fränkischen Gauen, der Trachgau und Hundsrücksgau, und dehnten sich längs diesem Flusse bis an die Mosel aus. Beide umfaßten ein rauhes und waldiges Gebirgsland, das von der Simmer durchströmt wird, und mehr der Viehweide und dem Wildfange als der Anpflanzung edler Früchte dient. Aus seinen Schachten werden Eisen, Steinkohlen

und Bergharz gegraben. Deswegen haben sich auch dort schon früher Eisenschmieden [1] und Gerbereien angesiedelt, aber auch Räuberbanden ihre Schlupfwinkel gesucht. Die engen Schluchten an dem nahen Rhein, und der Bopparter Berg, waren von jeher gefährliche Orte. Im Mittelalter sind dort die Rotten des Zorno und anderer Räuber; in unseren Zeiten jene des Orgelpeters und Schinderhannes berüchtigt geworden.

Die Grafen des wilden Hundsrück nannten sich Rau- oder Wildgrafen; sie baueten bei ihren Eisenschmieden die alte Schmiedburg, an der Simmer die Stadt Simmern; jene aber des Trachgaues hießen Rauinger. Sie hatten meistens den Taufnahmen Berthold. Einer derselben kömmt in einer Urkunde Kaiser Ottos I. vom Jahre 956 vor. Dieser hat vermuthlich die Veste Rauingersburg auf einem seiner Güter erbauet, welche in den lateinischen Urkunden Ravengiersburg genannt wird. Seine Erben oder Nachfolger hatten zu Stromberg ihren Grafensitz. Da der letztere ihres Geschlechtes, Berthold, mit Hedwig seiner Gemahlin kinderlos geblieben ist, verwandelten beide fromme Eheleute ihren Stammsitz Rauingersburg oder Ravengiersburg im Jahr 1074 in ein Kloster. Nach ihrem Tode fielen ihre Herrschaften theils an die Grafen von Spanheim, theils an die Grafen von Stahleck im Trachgau.

Das letztere Geschlecht gründete sein festes Stammschloß Stahleck auf der Anhöhe oberhalb Bacharach, und erweiterte dadurch den letztern Ort. Die Mauern desselben hingen mit denen, welche die Stadt umgeben, zusam-

1. Daher vielleicht der Nahme Schmiedburg.

men, sie schützten sowohl die Grafen auf dem Berge, als die Bürger in dem Thale. Bacharach mit seinem Schlosse und den damit verbundenen Thälern Steeg, Diepach und Mannebach hatte vermuthlich der Erzbischof Bruno von Cölln von seinem Bruder dem Kaiser Otto I. für sein Erzstift erhalten. Seine Nachfolger gaben es aber den Grafen von Stahleck als Lehen, und diese machten es in ihrem Hause erblich. Dem ohngeachtet behielten sich die Erzbischöfe das Schultheißenamt und einen Hof in Bacharach vor, welcher der Saal- oder Kummerhof genannt wird, weil sie darin ihre alten Rechte übten, und ein Gefängniß angelegt hatten. Der Cöllnische Schultheiß hatte daher den Vorsitz bei dem Gerichte. Ihm zur Seite saß der gräfliche Vogt, um seines Herrn Rechte zu wahren.

Die Stadt Bacharach liegt eine Poststation unter Bingen. In der römischen Periode findet man keine zuverläßige Spuren von ihrer Entstehung, obwohl einige Alterthumsforscher ihren Nahmen von einem Steine im Rhein, welchen man Bacchi ara [1] oder Altarstein nennet, hergeleitet wissen wollen. Zu dieser Vermuthung hat wahrscheinlich der künftige Anbau des Weinstocks bei Bacharach Anlaß gegeben, welchen man den Muskateller nennt. Er hat einen angenehmen würzhaften Geschmack, und veranlaßte späterhin eine Zechgesellschaft in der Stadt, welche eigene Weingärten hatte, deren Ertrag die sogenannten Zechherren jährlich verzehrten. Mit der Anpflanzung dieses Weinstocks mögen vielleicht schon die Römer einige Versuche gemacht, und ihm den Nahmen

1. Bachusaltar.

vinum muscatum gegeben haben. Die Grafen oder die Vögte setzten den Anbau auf dem sogenannten Vogtsberge fort, und nannten ihn Muskateller. Der Nahme der Stadt Bacharach scheint aber, wie jener von Hirznach, Andernach, Welmenach und Echternach teutsch-keltischen Ursprungs zu seyn. Unter der saalfränkischen Dynastie wird von diesem Orte in Urkunden vom Jahr 1119 Meldung gethan, und im Jahr 1135 kömmt ein gewisser Goswin als Graf von Stahleck vor. Allgemein bekannt und berühmt wird er aber erst durch dessen Sohn Herrmann von Stahleck, welcher darauf seinen Stammsitz und jenen der künftigen Pfalzgrafen gegründet hatte.

Wir haben bereits in der Geschichte der Pfalz angeführt, wie nach Herrmanns Fehden und Tod Stahleck mit Bacharach zuerst an Konrad von Hohenstaufen, dann durch dessen Erbtochter Agnes an Heinrich von Braunschweig und endlich durch des letzern Tochter gleichen Nahmens an Otto von Wittelsbach gekommen sey. Es hat daher alle Wahrscheinlichkeit, daß sowohl das Schloß als die Stadt unter Herrmann erweitert und befestigt, und der Pfalzgrafenstein von Konrad mitten in dem Rhein auf eine Felseninsel erbaut worden sey; allein seine künftige Verschönerung und Vergrößerung verdankt Bacharach den Wittelsbachern. Kaum waren diese in den Besitz der Stadt gekommen, als sie dem heiligen Peter zu Ehren die Pfarrkirche von Grund aus neu erbauen ließen. Als zu dieser Zeit, 1287, Werner, ein frommer Knabe aus dem Dorfe Wammerod, von den Juden zu Wesel ermordet, und von dem Volke als ein Heiliger verehrt wurde, stiftete der Pfalzgraf Ludwig II. auch diesem eine schöne Kirche, und legte dabei ein Hospital zum heiligen Geist für Arme und Kranke an. Er umgab hierauf

die Stadt mit neuen Mauern und Thürmen, welche mit dem Schlosse Stahleck zusammenhingen und beide beschirmten. Endlich kaufte er 1292 die Stadt Caub, welche seinem Gebiete gegenüber lag, um 2200 Mark Silber von dem Grafen Werner von Falkenstein-Münzenberg; sein Enkel Rupert aber im Jahre 1359 die Stadt und das Gebiet von Simmern, von Philipp von Bohlanden, um 3000 Mark. Beide Städte mit ihren Schlössern und Herrschaften wurden mit der Kurpfalz verbunden, und diese erstreckte sich jetzt von Germersheim über den Nahe- und Hundsrücksgau bis an das Gebiet der Kurfürsten von Trier.

Simmern hat seinen Nahmen dem Flüßchen zu verdanken, das es durchströmt; aber Caub wurde vermuthlich als eine Vorwache oder Cuba zwischen Bingen und Wesel von den Römern angelegt. Unter der fränkischen Monarchie kömmt es als ein kleiner Ort des Haynrichgaues vor, welchen die Grafen von Arnstein verwaltet haben. Von diesen kam es an die Grafen von Nuringen, und nach dem Tode des letzten Grafen dieses Geschlechts, durch die Erbgräfin Guta, an die von Falkenstein.[1]

Gerade um die Zeit, als Richard von Cornwallis zum Kaiser erwählt wurde, ließ Philipp von Falkenstein auf dem hinter Caub aufstrebenden steilen Felsen eine feste Burg erbauen, und lud den Erwählten in seine neue Wohnung ein, da dieser den Rhein herauf gefahren kam, um nach Frankfurt zu gehen. Richard nahm das Anerbieten an. Er übernachtete bei dem gastfreundlichen Grafen in dem neuen Schlosse, und Beatrix, Philipps eben so schöne als geistreiche Schwester, bewirthete den hohen

1. Siehe das neunte Buch.

Gast mit so viel Artigkeit und Gefälligkeit, daß dieser von der reitzenden Wirthin entzückt, ihr als gewählter Kaiser seine Hand anbot. Mit königlicher Pracht wurde hierauf die Vermählung gefeiert, und Philipp nannte von ihr das neuerbaute Schloß Gutenfels, welchen Nahmen es noch trägt. Einige Alterthumsforscher wollen zwar behaupten, daß diese Benennung von der Großmutter der Erbgräfin von Nuringen, Guta, herzuleiten sey; allein zu der Zeit war es üblich, diesen Nahmen in den Lateinischen Beatrix zu übersetzen, welcher das nämliche Wort Gute oder Beseligende ausdrückt.

Durch die Erbauung von Gutenfels und die genüber mitten aus dem Rhein trotzende Pfalz erhielt Caub eine neue Stärke und die Versicherung des Rheinzolles. Davon haben wir bereits das sprechendste Beispiel in der Geschichte der Pfalz angeführt, als die Stadt im Jahr 1504 von Wilhelm dem Landgrafen von Hessen mit dem Reichsheer belagert wurde. [1] Die Besatzung in der Festung und die Bürger in der Stadt hielten hinter ihren festen Mauern sowohl die Schüße der sie umgebenden Feldstücke, als die Anfälle der sich nähernden Truppen aus. Nachdem Wilhelm über einen Monat lang List und Gewalt umsonst versucht hatte, mußte er abziehen; und die Bürger von Caub ehrten ihren Muth durch folgende Reime, welche sie im Zollhaus aufschreiben ließen.

Im Jahr von Christi Geburt man zahlt
Fünfhundert und vier alt,
Am Sonntag Mariä Himmelfahrt,
Ward Kaub sechs halb Wochen belagart.

1. Siehe das achte Buch.

Mit ganzer Macht und Heereskraft
Durch Hessen die Landgrafschaft.
Neunhundert Stein gehauen
Als ihr die Größ ihr wohl beschauen
Und neunhundertdreißigacht gegossen
Seynd funden worden von ihm geschossen,
Dazu die zerbrochen und verloren seyn,
Auch viel versunken in den Rhein.
Und wie wol das Schloß nit war erbauen
Als es seitt der Zeit von nawen
Von Pfalzgraf Ludwig ware befest,
Noch dennoch mußten die frembde Gest
Kaub bei der Pfalz lassen bleiben,
Das wir Gottes Gnaden zuschreiben,
Und auch der wehrhaften Hand,
Dies behellt all Vaterland.

Um die großen Länder, welche die Wittelsbacher auf die Art schon am rechten und linken Naheufer ererbt und erworben hatten, in eine nähere Verbindung zu bringen, fehlte ihnen nur noch Bingen, wo ihr muthmaßlicher Ahn der heilige Rupert Herzog war. Allein dieser Stadt mit ihrem Gebiete hatten sich schon die Erzbischöfe von Mainz bemeistert, und selbige gegen alle fremden Anfälle mit Mauern, Gräben und Bollwerken umgeben. Auch waren die Bürger durch die Verfassung, welche ihnen der Erzbischof Willigis gab, so zahlreich und kriegerisch geworden, daß sie sich wohl aus eigenen Kräften wehren konnten. Da Mainz durch den großen Freibrief Adelberts I. bereits eine Reichsstadt geworden war, verlegten die Erzbischöfe den Sitz ihrer weltlichen Regierung nach Eltwill, das Domkapitel aber seinen nach Bingen. Beide Städte

gewannen dadurch an Reichthum und Volksmenge, und das Domkapitel verschaffte sich während der Sedisvakanzen oder bei zwiespaltigen Wahlen, die Gerichtsbarkeit über die Stadt und den Zoll zu Ehrenfels.

Während dieses zweideutigen Zustandes einer kurfürstlichen und domkapitulischen Regierung erhoben auch die Bürger von Bingen ihr Haupt, und strebten nach jener Freiheit und Unabhängigkeit, zu welcher schon Mainz und andere Städte am Rhein gekommen waren. Sie theilten sich in Zünfte und einen Stadtrath, wählten sich ihre Stadtschultheißen und Richter, und traten zu dem Bündnisse der rheinischen Städte. Durch den Zusammenfluß der Nahe mit dem Rhein und die Nähe der fruchtreichen Pfalz, ist Bingen ein beträchtlicher Markt und Handelsplatz und seine Bürgerschaft so zahlreich und kühn geworden, daß sie ihre Stadt gegen Kaiser Albert I. und den mächtigen Administrator Kuno von Falkenstein vertheidigen konnten.

Stolz auf ihre Anzahl und Waffenmacht strebten sie nun nach großen Freiheiten, und trotzten selbst ihrer gewählten Obrigkeit. Im Jahre 1230 standen sie aufrührerisch gegen den Rath auf, und während dieser Empörung wurden zwei Rathsherren, welche Ruhe gebieten wollten, von dem Pöbel erschlagen. Die Veranlassung dazu gab ein Metzger, welcher den Hund eines Schiffers geschlagen hatte, der um die Scharn lief. Dieser, darüber aufgebracht, griff jenen zuerst mit Scheltworten, dann mit Schlägen an; die Umstehenden mischten sich in den Handel. Die Sache wurde vor den Rath gebracht, und dieser ließ den Metzger, welcher den Streit angefangen hatte, in den Thurm setzen. Hierauf theilte sich die Gemeinde in zwei Parteien. Die Metzger, und was diesen anhing,

waren gegen, die Schiffer mit ihren Freunden für den Rath. Während dieses Aufruhrs hatten erstere das Gefängniß erbrochen und ihren Zunftgenossen im Triumphe in Freiheit gesetzt. Diesen gingen die Schiffer mit ihren Anhängern und dem Rathe entgegen. Es kam zum Handgemenge, viele Bürger wurden dabei verwundet, mehrere erschlagen. Der Kurfürst mußte Truppen von Mainz schicken, um den Aufruhr zu dämpfen. Die Anführer wurden mit dem Schwerte hingerichtet; die wenigen Schuldigen aus der Stadt vertrieben; aber der Geist der Empörung nicht ganz gedämpft.

Zu dieser Zeit erhielt Bingen eine seltsam gemischte Regierung. Die Kurfürsten von Mainz wurden seit Willigis als die Oberherren der Stadt angesehen. Unter ihnen regierte das Domkapitel, mit niederer Jurisdiction und Zollgerechtigkeit, durch einen aus seiner Mitte gewählten Vicedom. Die Gemeinde aber wurde unmittelbar durch den Rath und Stadtschultheißen verwaltet. Darob entstand zwischen diesen verschiedenen Herrschaften mancherlei Span; das Kapitel stritt gegen die Kurfürsten, die Stadt gegen das Kapitel, und die Gemeinde gegen den Rath. Im Jahre 1486 sind diese Neckereien wieder in einen offenbaren Krieg ausgebrochen, als das Kapitel manche Ansprüche auf die gemeinen Waldungen machte. Der Rath und die Gemeinde protestirten gegen alle Eingriffe des Vicedoms, und da dieser nicht nachgeben wollte, stellten sie sich ihm bewaffnet entgegen, und behaupteten ihre Waldrechte. Bei solchen trüben Verhältnissen schickte der Kurfürst Berthold eine Kommission nach Bingen, und suchte einen Vergleich zwischen beiden Parteien zu Stande zu bringen. Die Bürger schienen sich zu unterwerfen; kaum aber waren die kurfürstlichen Beamten entfernt, als

der Aufruhr von neuem hervorbrach; die Bürgerschaft bewaffnete sich, besetzte den Wald, ihre Thürme und Thore, und wollte auf diese Weise ihre Rechte ertrotzen. Gegen ein so muthiges Gemeinwesen konnte jetzt nur Gewalt gebraucht werden. Der Kurfürst schickte daher 400 Reisige ab, welche sich des Schlosses Klopp bemächtigten, und von da herab durch List in die Stadt eindrangen. Als die Bürger diese Bewaffneten mitten in ihrer Gemeinde sahen, verließen sie die Thore und Thürme. Sie wurden entwaffnet, der alte Rath ab und ein neuer eingesetzt, die Aufrührer verwiesen, und ein gemeinschaftliches Siegel für alle Rechtssachen eingeführt.

So war der Zustand von Bingen, als die Pfalzgrafen zum Besitze der Grafschaft von Spanheim und von Kreuznach kamen. Diese Stadt buhlte schon lange mit Bingen um den Handel an der Nahe; beide neckten sich wechselsweise durch Sperre, Zölle und wohl auch durch Gewaltthaten. Die Bürger von Bingen sperrten die Nahebrücke und die Landstraße, welche nach dem Rheine und über den Hundsrück führt; dagegen legten die Kreuznacher bei Münster ein Bollwerk an, was die Schiffahrt auf der Nahe beherrschte, und nannten es Trutzbingen.

Zu der Zeit verwaltete das pfälzische Oberamt von Kreuznach ein listiger und herrischer Amtmann, Goler von Ravensberg. Er wußte die Rechte seines Fürsten mit gleicher Kraft gegen äußere Anfälle und innere Unruhen und Empörungen zu behaupten. Die Kreuznacher Bürger waren unter den Grafen von Spanheim an eine gelinde Regierung gewöhnt, und hatten von ihnen große Freiheiten erhalten; sie vertrugen daher eine strenge und gewaltige Regierung mit Murren und Widerwillen.

Schon im Jahre 1247 hatten sie sich gegen ihren Magistrat empört, weil sie von ihm ihre Bürgerrechte gedrückt glaubten; und da nun der pfälzische Beamte in allem einen strengen Gehorsam von ihnen forderte, und einen Unruhestifter verhaften ließ, erbrachen die Bürger das Gefängniß, und fingen eine Verschwörung gegen die pfälzische Regierung an. Goler ließ anfänglich nur die Häupter der Verschwornen niederwerfen; aber darob entstand ein allgemeiner Aufruhr. Die Bürger griffen zu den Waffen, befreiten ihre Anführer, und kündigten dem strengen Amtmann den Gehorsam auf. In dieser gefährlichen Lage ließ der Kurfürst von der Pfalz Truppen gegen die Stadt anrücken. Goler bemeisterte sich damit der Thore, und drang fechtend in die Gassen. Er entwaffnete hierauf die Bürger, und ließ vieren davon, welche die Häupter des Aufruhrs waren, sogleich die Köpfe abschlagen.

Während er auf diese Weise die Ruhe in Kreuznach wiederhergestellt hatte, dachte er auch darauf, die von Bingen zu züchtigen, welche durch ihr Brücken- und Straßensperren den Handel auf der Nahe hemmten. Er brachte einen Haufen entschlossener Leute zusammen, zog damit heimlich zur Nachtzeit vor die Brücke bei Bingen, entwaffnete die Wächter, ließ den Schlagbaum aufheben, die Ketten sprengen, und öffnete den Weg zu Land und zu Wasser. Dieser gewaltsame Angriff auf den Burgbann der Stadt machte großes Aufsehen bei dem Domkapitel und Kurfürsten von Mainz. Es kam zu einer ernsthaften Sprache zwischen beiden Kurhöfen; man rüstete sich auf beiden Seiten, als Goler, eben so klug in Verhandlungen, als kühn in Vollziehung, die Sache dahin einzuleiten wußte, daß der Handel zwischen Kreuznach

und Bingen auf die vorigen Verhältnisse, und damit auch der Friede zwischen beiden Städten und Fürsten hergestellt wurde. Die Kurfürsten von Mainz blieben also Herren von Bingen; die Pfalzgrafen aber herrschten von Germersheim bis Caub.

Geschichte von Wesel, St. Goar, Boppart und Lahnstein.

Unterhalb Caub verengen sich die Rheingebirge immer mehr und mehr, und sind im beständigen Wechsel von Felsen und Weinbergen, von Wildnissen und angebauten Feldern. Die rohe Natur erscheint hier im Streite mit der menschlichen Betriebsamkeit, aber nur um miteinander zu wetteifern, die Gegend so recht zu verschönern. Das Rheinufer, was hier in der fränkischen Monarchie auf der rechten Seite den Hainrich, auf der linken den Trachgau umfaßte, ist, nach den schweizerischen Gegenden, sowohl an Sagen als mahlerischen Gegenständen das seltsamste, was diesen herrlichen Fluß umgibt. Sein Boden ist zwar noch mit dicken Wäldern bedeckt, und fast nur zum Hafer- und Gerstenbau oder auch zu Bergwerken tauglich; dagegen machen es die Felsen und Auen, die Wirbel und Wasserfälle, die Wein- und Obstgärten, die Städtchen und Schlösser, die Geschichte und Fabel zu einem wahren Heldenlande. Oberhalb Wesel glänzen die mahlerischen Trümmer von Schönberg, durch die Sage der versteinerten

Jungfrauen berühmt. Im engen schauerlichen Rheinthale tritt der Lurelei hervor, noch durch sein Echo bezaubernd. Unter dem schäumenden Wirbel der Bank erscheint im Thale die Einsiedelei des heiligen Goar; auf der Höhe der herrliche Rheinfels, an die Thaten alter und neuer Helden erinnernd. Dann kommt oberhalb Welmich der Thurnberg hervor, des mächtigen Kunos Werk und Grab. Hinter dem kahlen Felsenecke des Ehrenthals erscheinen die Schlösser Sternfels und Liebenstein, wie Brüder vereint, aber wie feindliche Brüder durch eine dicke Mauer getrennt; unter ihnen liegt einsam Bornhofen, von frommen Wallfahrern besucht. Hierauf sieht man aus einem Bergwinkel Boppart hervorkommen, eine alte Königs- und Reichsstadt in Sitten und Form. Ueber dem schönen Thale des Hamms schwebt die Marksburg, wohin Heinrich IV. geflüchtet war; und unter ihr, dem freundlichen Lahnstein gegenüber, liegen beschattet die Trümmer des Königsstuhls, durch Kurvereine und Kaiserwahlen berühmt. Das schöne Ganze beschließt Coblenz mit dem Renatusberge zur Linken, dem stolzen Ehrenbreitstein zur Rechten.

Das daran stoßende Lahnthal bietet die Schönheiten im Kleinen, wie das Rheinthal im Großen. Gleich bei dem Ausflusse der Lahn in den Rhein steht das hohe Lahneck, um beide Flüsse zu bewachen. Hinter ihm auf der Seite findet man Reichenberg, ganz im orientalischen Style erbauet. Es erinnert an die Kreuzzüge und ritterlichen Thaten deren von Katzenellnbogen. Weiter an der Lahn hinauf liegt im Thale das Bad Ems, zur Stärkung der Nerven, und gegen ihm über erheben sich die Trümmer von Nassau, dessen Nahmen die alten Luxemburger angenommen haben. Wie eine sorgsame Mutter

umfaßt es das Schlößchen Stein, den Sitz eines alten Rittergeschlechts, was sich in der Geschichte von Mainz und Teutschland berühmt gemacht hat. Zu Arnstein findet man das Grab jener liebenden Eheleute, Ludwigs III. und der Guta, welche, da sie keine leibliche Erben erhalten konnten, sich hier geistliche schufen. Nach einem Umschwunge der Lahn erscheinen die Festen von Solms, die Sitze eines andern Heldengeschlechts, wovon die ersten Nahmen andeuten, daß sie als Markwarten die Lahngrenze gegen die Sachsen vertheidigt haben.[1] In der schönen Kirche zu Limburg erhebt sich das Grab Konrads ihres Stifters, der es mit Riesen und Löwen aufgenommen hat. In der Kirche zu Weilburg war die Gruft des salischen, und in jener zu Wetzlar des etichonischen Kaiserstammes.[2] Zu Altenberg und Marburg verehrt man noch die Reliquien zweier heiligen Fürstinnen, der Gertrude und ihrer Mutter Elisabeth,[3]

1. Siehe das zweite Buch.

2. In der nicht mehr vorhandenen Innschrift werden die Stifter dieser Kirche Hermann und Uto, Grafen vom Elsaß, folglich Ahnen der Oestreicher und Zähringer, genannt. Vielleicht waren sie aber die salischen Grafen Uto und Hermann, wovon letzterer Herzog von Schwaben und Elsaß war. Siehe oben viertes Buch.

3. Gertrude liegt in dem Chor der Kirche zu Altenberg bei Wetzlar; in welchem Kloster sie erst eine von der Mutter geweihte Schwester, dann Vorsteherin war. Ihr Grab erhebt sich vor dem hohen Altar mit der Inschrift: Anno Domini MCCLXXXVI. In die B. Hippoliti obiit B. Gertrudis felix Mater hujus Conventus, filia S. Elisabethae Landgraviae Thuringiae. Elisabeth liegt in der ihr geweihten Kirche zu Marburg in einem kostbaren Sarge.

und neben ihnen sind auf der einen Seite die Gräber der Helden mit Fahnen und Wappen, auf der andern der frommen Frauen zu sehen mit Schleiern und Rosenkränzen, so recht zum Andenken und Beispiel ihrer Enkel; auf daß der Edelmann durch Waffen und Schwert, die Edelfrau durch Zucht und Liebeswerke ihren alten teutschen Adel beurkunden möge. Meine Geschichte würde sehr gewinnen, wenn ich alle die Helden- und Wohlthaten anführen könnte, welche die Fürsten und Fürstinnen dieses Landes geübt haben; da ich mich aber nur auf die Begebenheiten, welche am Rheine vorfielen, eingeschränkt habe, darf ich auch nur das davon einfließen lassen, was damit in Verbindung steht. Ich komme daher wieder auf die rheinische Geschichte zurück.

Als nach Auflösung der fränkischen Monarchie und ihrer Gauen die Stammgrafschaften sich auf den Trümmern der Gaugrafschaften erhoben, beherrschte die Familie von Arnstein den bei weitem größten Theil dieses Rhein- und Lahnthales, welches ich so eben flüchtig beschrieben habe. Wenn es von einem Grafen- oder Fürstenhause wahrscheinlich ist, daß es von dem alten Salischen hervorgegangen sey, so ist es von dem Arnsteinischen. Die Verwandtschaft der Grafen von Nassau, Katzenellenbogen, Nuringen, Solms, Isenburg und Wittgenstein mit dem salischen Hause mag auch durch die von Arnstein leichter anzubinden seyn, als durch alle die genealogischen Hypothesen, welche sonst achtbare Geschichtsforscher versucht haben; denn gleich nach den Saliern erschienen die Arnsteiner, und nach diesen die obengenannten Grafen in diesen Gauen.

In einer Urkunde vom Jahr 1034, wodurch der Bischof von Worms, Azecho, sein väterliches Gut zu Nas-

sau seiner Kirche schenkte, werden Weichard und Arnold als Grafen genannt, wovon ersterer vermuthlich den Lahngau, der andere den Haynrich verwaltette. Bald hierauf erscheinen beide und ihre Nachkommen als Stammgrafen von Arnstein und von Diez. Von letzterm Geschlecht werden wir in der Geschichte von Isenburg-Wied-runkel reden. Hier soll nur jene der Arnsteiner als Grafen des Haynrichs angeführt werden. Schon der Nahme Arnhold oder Arnstein, welche beide von dem Flüßchen Ahr, welches sich diesem Schlosse gegenüber in die Lahn ergießt, also genannt wurden, zeugen von einerlei Ursprung. Wahrscheinlich hat dieser Graf die Burg an die Felsenhöhe erbauet, die mit ihren wilden Gebüschen zuvor der Aufenthalt von Raubthieren und Raubmenschen war, und dahin seinen Stammsitz verlegt. Die Grafen von Arnstein besaßen aber nebst den Gütern und Gerichtsbarkeiten in ihrem eigenen Gaue auch noch die Vogteien von Oberwesel, St. Goar, Boppart, Lahnstein und Coblenz, und herrschten mächtig dies- und jenseits des Rheins. Arnold's Sohn, Ludwig I., hinterließ Ludwig II. oder Aeltern, und sieben eben so schöne als geistreiche Töchter. Um sie buhlten die mächtigsten Herren und Fürsten im Lande und der Fremde. Zwei davon sind an ansehnliche Magnaten in Ungarn vermählt worden; die dritte an den Pfalzgrafen von Tübingen; sie wurde zu St. Goar mit festlichem Gepränge abgeholt. Die vierte nahm der Graf von Nassau; die fünfte vermählte sich an den Grafen von Laufen, wodurch sie die Grosmutter der Grafen Berthold und Diether von Katzenellenbogen wurde; die sechste wählte den Grafen von Isenburg zu ihrem Gemahl, und die siebente wurde nach Züphten verheirathet. Vermuthlich dachte der Graf Ar-

nold nicht, daß diese seine Enkelinnen einstens seine Länder und Herrschaft erben würden.

Ludwig II. hinterließ nur einen Sohn, Ludwig III. oder den Jüngern, und auf diesem ruhte nun die ganze männliche Nachkommenschaft des arnsteinischen Geschlechts. Ludwig III. war schön, edel, großmüthig, und zu allen ritterlichen Tugenden gebildet; allein er konnte mit seiner geliebten Gemahlin, Guta von Bôneburg, keine Kinder zur Welt bringen. Dieser hoffnungslose Zustand setzte beide Eheleute in eine solche Traurigkeit, daß sie sich vornahmen, ihre Güter und Herrschaften schon bei Lebzeiten unter ihre Verwandten zu theilen, und mit dem Ueberreste ein Kloster zu stiften, wo sie das Ende ihrer Tage beschließen könnten. Da von den sieben Tanten des Grafen zwei an seine nächsten Nachbarn die Nassauer und Isenburger verheirathet, und die dritte die Mutter der Katzenellenbogner waren; so erhielten diese auch die größten Stücke seiner liegenden Güter und Herrschaften. Sein Stammschloß aber bestimmte er für ein Gotteshaus, und begabte es mit vielen Gütern und Gerechtigkeiten. Seine Gemahlin Guta ließ sich dabei eine Zelle bereiten, wo sie einsam und fromm ihr Leben beschloß. Ihr folgte bald, im Jahre 1185, der geliebte Gemahl, und seine Leiche wurde von seinen vier Verwandten, Oheimen und Erben, den Grafen von Nassau, von Diez, von Isenburg und Katzenellenbogen, neben sie zum Grabe getragen. Diese nahmen sonach auch gleich Besitz von den Herrschaften, welche er ihnen hinterlassen hatte. Die Grafen von Nassau und Diez erhielten den größten Theil seiner Güter, welche in dem Lahngau lagen, die von Isenburg und Katzenellenbogen jene, welche er im Haynrich, in der Wetterau, und jenseits des Rheins, im

Trachgaue, besessen hat. Das übrige wurde unter den vier Herren gemeinschaftlich verwaltet, und deswegen auch noch bis auf unsere Zeiten das Vierherrische genannt. [1]

Nach dieser vorgenommenen Theilung waren also die von Isenburg den Arnsteinern in dem Grafenamte des Haynrichs und den Vogteien von Wesel, St. Goar und Boppart gefolgt, und mächtig am Rheine geworden, denn im Jahr 1158 erscheint schon Rheinbold von Isenburg als Graf dieses Gaues in der Urkunde, vermöge welcher der Erzbischof von Trier, Hillin, die von Nassau mit ihrem Stammschlosse belehnte. Es scheint aber, daß die Herren dieser Familie entweder durch Theilungen oder sonstige Umstände an ihrer Macht verloren haben, denn sie verkauften bald nach der gemachten Erbschaft viele ihrer Herrschaften, und auch die Vogteirechte von Wesel, von St. Goar und Boppart, entweder an die Erzbischöfe von Trier, oder an die Grafen von Katzenellenbogen und Nassau. Die Reihefolge der Begebenheiten und Lage am Rhein erfordert daher, daß wir die Geschichte dieser Städte und ihrer Umgebungen hier einschalten.

Wenn man zwischen Caub und dem Rheingräfenstein oder der sogenannten Pfalz hervorkömmt, sieht man die Stadt- und Kirchenthürme von Wesel aus dem dunkeln schauerlichen Hintergrunde hervorleuchten, und über ihnen die stolzen Ruinen des Schlosses Schönberg. Diese Festung haben die Herren von Schönberg erbauet, welche,

1. Diese Benennung mag eigentlich später entstanden seyn, hatte aber in der arnsteinischen Erbschaft ihren Grund.

während der mittleren Zeit, mächtig in der Stadt waren, und in der neuern Zeit unter dem Nahmen der Grafen von Schomberg wegen ihrer Heldenthaten zugleich Granden von Portugall und Pairs von England geworden sind. Der romantische Geist des rheinischen Volkes leitete aber den Nahmen der Burg von sieben schönen Fräulein her, welche einst darauf gewohnt, und durch ihre Reitze alle Fürsten und Ritter gefesselt haben sollen. Sie wurden ihrer Sprödigkeit wegen in jene sieben Felsenspitzen verwandelt, welche gleich unter Wesel, wenn das Wasser klein ist, aus dem Rheine hervorstehen, und von den Schiffern die sieben Jungfrauen genannt werden. Wenn man in der Geschichte einigen Grund dieser Sagen aufsuchen wollte, so könnten wohl die sieben arnsteinischen Gräfinnen dazu Anlaß gegeben haben. Sie werden alle als schön und geistreich beschrieben. Fürsten und Grafen buhlten um sie, ihr Aufenthalt war öfters zu Wesel und St. Goar; und vielleicht hat einer ihrer Liebhaber, der nicht erhört wurde, die unter Wesel mitten aus dem Rheine hervorstrotzenden sieben Felsenhäupter zum Gegenstand seiner Rache genommen, und ihnen diese fast ovidische Verwandlung angedichtet.

Die Stadt Wesel oder Oberwesel selbst liegt auf dem linken Rheinufer, einige Stunden unter Bacharach, und war in der römischen Periode ein Kastell und eine Poststation. Es scheint, daß schon zu der Zeit sich eine Christen-Versammlung darin gebildet habe, denn einige Geschichtsforscher wollen behaupten, daß Mammea, die Mutter Alexanders Severus und ihre heimliche Beschützerin, von den heidnischen Soldaten allda ermordet worden sey. Unter der fränkischen Monarchie erhob dieser Ort sich zu

einer Stadt mit Mauern und Burgrecht. Sie stand lange unter der Verwaltung der Grafen von Trachgau, und als die alte Gauverfassung aufgelöst wurde, erhielt sich die Familie von Arnstein noch in dem Besitze der Reichsvogtei.

Indessen haben sich die Herren von Schönberg das Burggrafenrecht in der Stadt erworben, und dieselbe eine Zeitlang regiert. Als die Bürger von der an dem Rhein unter den Städten auflebenden Freiheitsliebe belebt, deren Herrschaft fernerhin nicht mehr anerkennen wollten, baueten die Schönberger ihr Stammschloß außer den Mauern der Stadt auf den Berg, wo man noch die stolzen Ruinen sieht. Die Bürger versuchten es mehrmalen, sie davon zu vertreiben; allein sie behaupteten sich in ihrer Herrschaft, und hielten von da herab die Stadt im Zaume. Uebrigens haben sie viel zur Vertheidigung und Verschönerung von Wesel beigetragen, und sowohl die Liebfrauen- als Martinskirche kann sich ihrer Wohlthaten rühmen. Noch sieht man dort ihre Bildnisse und Begräbnisse. Den Chor der erstern kann man als ein Meisterstück der gothischen Baukunst ansehen. So waren also die Herren von Schönberg in und um Wesel mächtig, als sie während der Kriege der Hohenstaufen die Partei gegen Friedrich II. ergriffen, und dadurch den Zorn dieses Kaisers über sich zogen. Er belagerte die Stadt und ihre Burg, und eroberte sie, unterstützt von den Bürgern, welche ihre Herrschaft haßten. Die Herren von Schönberg verloren nun die Herrschaft, welche sie in Wesel hatten, und der Kaiser erhob dieselbe zu einer Reichsstadt, deren Freiheiten hernach Wilhelm im Jahre 1252 bestätigte.

Von dieser Zeit an regierte sich das gemeine Wesen durch seine eigenen Obrigkeiten. Es theilte sich in Zünfte und einen Stadtrath ab. An seine Spitze wählte es sich einen Schultheißen und Bürgermeister. Aus den in der Stadt noch prangenden Kirchen, Thürmen und Mauern kann man auf eine beträchtliche Bevölkerung, auf einen nicht unbedeutenden Handel und Wohlstand schließen. Auch mußte die Gemeinde sehr zahlreich und muthig geworden seyn, indem die Grafen von Katzenellenbogen sich unter sie als Bürger aufnehmen ließen, und sie sich gegen andere mächtige Fürsten vertheidigen konnte. So erhielt sich Wesel als eine freie Reichsstadt in seiner Unabhängigkeit bis auf das Jahr 1312, wo sie von Kaiser Heinrich VII. mit Boppart, als eine Reichspfandschaft an den Erzbischof und Kurfürsten von Trier, Balduin, übergeben wurde.

Man kann sich leicht vorstellen, daß dieser Uebergang von einer freien Verwaltung zu einer bischöflichen Unterwürfigkeit den Bürgern nicht angenehm war. Sie rüsteten sich daher, und wollten sich mit Gewalt der Herrschaft Balduins entziehen; allein dieser mächtige Fürst gab gleich bei dem Antritt seiner Regierung ein so abschreckendes Beispiel an den Bürgern von Trier, Mainz und Erfurt, daß sie vor der Hand den Ausbruch der Empörung unterdrückten, und eine günstigere Zeit zur Wiederherstellung ihrer Freiheit abwarteten.

Auch unter dem gewaltigen Kurfürsten Kuno durften sie es nicht wagen, die Waffen zu ergreifen; denn dieser herrschte mächtig an dem ganzen Rheine hinunter. Als aber unter dessen Nachfolger, Werner von Falkenstein-Königstein, die Parteien sowohl in dem Kapitel als unter den Landständen den Gemeinden einen freiern

Spielraum gestatteten, empörten sich die Weseler im Jahr 1323 öffentlich, und erklärten die Herrschaft von Trier als eine widerrechtliche Anmaßung gegen ihre, von Kaiser Friedrich II. erhaltenen Freiheiten. Werner konnte diesen Aufruhr nicht mit gleichgültigen Augen ansehen, denn auch andere Städte seines Erzstiftes würden dies Beispiel nachgeahmt haben. Er zog also ein mächtiges Heer von eigenen und fremden Truppen zusammen, und rückte damit vor die Stadt, um ihre Unterwürfigkeit mit Gewalt zu erzwingen. Die Bürger ließen sich durch seine Macht nicht abschrecken; sie zogen ihm vielmehr, in Rotten abgetheilt, mit ihren Stadtfahnen muthig entgegen, und schlugen seine Truppen mehrmalen von ihren Ringmauern weg, wenn sie sich denselben näherten. Der Erzbischof legte hierauf Bollwerke um die Stadt an, um sie noch enger einzuschließen; allein die Bürger machten auch auf dieselbe öftere Ausfälle, zerstörten sie, und die Kämpfe dabei waren eben so blutig als hartnäckig.

So hatte die Belagerung schon über ein Jahr gedauert, ohne daß der Weseler erschüttert worden wäre. Da ließ Werner endlich auch den Rhein sperren, und ihnen alle Lebensmittel abschneiden. Seine Truppen verwüsteten die Felder und Weinberge, und nahmen das Vieh hinweg. Unter solchen Umständen mußten sie auf Nachgiebigkeit denken. Sie erkannten die Oberherrschaft der Erzbischöfe von Trier an, erhielten aber ihre alten Freiheiten und ihre bürgerliche Verfassung.

Unter Wesel verschwinden alle freundliche Wohnungen der Menschen, und ihr Anbau. Zwei kahle gräuliche Felsenwände heben sich rechts und links aus dem dunkeln Wasser des Flusses senkrecht empor, und verfinstern das

Licht des Tages. Je weiter man kömmt, je sonderbarer und wechselnder erscheinen die Gestalten der Klippen und Gebirge. Hier stehen sie gleich einem Amphitheater in verzogenen Windungen oder Säulenformen um den Fluß her, dort treten sie mit kühnem Fuße in das tiefe Wasser hinunter, als wollten sie ihm seinen Lauf versperren. Einige eröffnen zwischen ihren geborstenen Massen tiefe Schluchten, aus welchen düstere Gesträuche wachsen; kaum daß sie sich mit ihren herabhangenden Wurzeln an den nackten Steinen erhalten. Einige thürmen sich in mancherlei Gestalten und zerbrochenen Stücken riesenmäßig über die andern her, und täuschen bei dem schnellen Gange der Fahrzeuge so sonderbar das Auge, daß sie zu wanken und herabzustürzen scheinen.

Noch viel seltsamer wird das Farbenspiel, wenn die neigende Sonne dem Schlunde die letzte Beleuchtung gibt. Oben am Gipfel der Berge flimmern noch die Felsenspitzen wie goldene Luftschlösser. Gleich unter ihnen verschmelzen die von den jenseitigen Gebirgen herabfallenden Schatten die Höhlen und Schluchten in ein schauerliches Dunkelblau. Während auf der einen Seite der herankommende Abend alles in einen undeutlichen Duft verhüllt, spielen die Wiederscheine auf dem entgegengesetzten Ufer mit den mannigfaltigsten Farben auf den Felsenstücken. Der nun ganz dunkelgrün gewordene Fluß trägt das Bild des Schattenreichs auf seinem glatten Rücken. Nur da, wo entweder eine Klippe seinen Lauf aufhält, oder wo sich eine mehr erleuchtete Masse in seinen Fluten abspiegelt, wird er zuweilen erhellt, scheint aber gleich wieder das Scheinbild in einem Wirbel zu zertrümmern, und die Stücke mit sich fortzureißen.

Mitten in diesem schauerlichen Schlunde tritt der nackte Lurlei mit seinen gebrochenen übereinander gethürmten Felsen, wie ein Ruin der Natur, hervor, und hemmt den mächtigen Rhein in seinem schnellen Laufe. Er gibt dem ganzen Bilde ein schauerliches, und so zu sagen, beängstigendes Ansehen. Man wünscht, wenn die Schatten des Abends eintreten, aus dieser gefährlichen Felsen- und Wasserkluft erlöst zu seyn; aber da hallt aus ihr eine freundliche Stimme in dreifachem Echo den Vorüberfahrenden entgegen, wenn sie es ansprechen. Dieser Wiederhall lautet nicht, wie ein von dem Felsen abgeprellter Ton, sondern er scheint wie ein Orakel aus einer heiligen Halle hervor zu kommen. Es war also kein Wunder, wenn der romantische Geist der Rheinbewohner ihn als ein Zauberwerk betrachtete, und für die Stimme einer schönen Zauberin hielt. Durch den hervortretenden Lurlei geengt und aufgehalten, scheint der Rhein, wie ein tiefer See, beinahe stille zu stehen, so langsam gehet sein Lauf; wie er sich aber um den Lurlei geschwungen hat, erhält sein bisher geengtes Wasser wieder seinen freien Lauf und er rauscht jetzt über mehrere Felsenwände um so rascher hin, als er bisher zurückgehalten war. Weil hier mehrere Schichten sich hintereinander durch sein Bett ziehen, so nennt man sie die Bank, und sie werden den Schiffern gefährlich. Wild und tosend schießen die schäumenden Fluten über sie hin an das entgegengesetzte Ufer, und bilden, durch die aufstrebenden Felsenwände wieder zurückgeworfen, einen Strudel, der sich bald mit aufgeschwelltem Wasser erhebt, bald zurückgezogen die Gestalt eines Bechers oder Trichters erhält. Das rheinische Volk welches alles in einem wunderbaren Lichte betrachtet,

sagt, daß dieser Strudel mit jenem bei Bingen eine unterirrdische Gemeinschaft habe, und man da öfters die Trümmer der bei Bingen gescheiterten Fahrzeuge habe hervorkommen sehen. Unter diesem Strudel erheitert sich wieder die Ansicht, und das freundliche Licht der Sonne beleuchtet die Gegenstände mit lieblichen Farben. Hier sind die Reitze der schönen Natur mit jenen eines künstlichen Anbaues verbunden, und die regsame Mannigfaltigkeit menschlicher Wohnungen scheint sich mit dem hohen Ernste einer Wildniß zu paaren. Auch hier schieben sich noch die Gebirge in einer anhaltenden Reihe von nackten Felsenmassen hintereinander hervor, und verengen das Flußbett; aber sie sind bald mit grünen Weinbergen, bald mit Obstgärten, bald mit Auen, bald mit Baumreihen unterbrochen, und tragen auf ihren Spitzen oder zwischen ihren Schluchten stolze Schlösser und freundliche Häuser.

In diesem schönen Thale und fast an seine Felsenwände angebaut, liegt rechts St. Goarshausen, links St. Goar. Oberhalb beider Ortschaften trotzen die Ruinen der beiden Schlösser Katzenellnbogen und Rheinfels. Beide Orte haben ihre Nahmen, und letzteres seine Entstehung, dem heiligen Goar zu verdanken, welcher im Jahre 575 in diesem wilden Rheinschlunde seine Zelle aufschlug, um die bei der Bank Schiffbruchleidenden zu retten und den armen Salmenfischern das Wort Gottes zu predigen. Wie ein anderer Johannes in der Wüste saß er unter diesen genügsamen Leuten, und verkündete ihnen das Evangelium, indeß die Männer in ihren kleinen Kähnen auf die Fische lauerten, und die Weiber mit ihren Kindern die Netze strickten. Durch seine Wohltha-

ten und Wunder berühmt, wurde er an den Hof des Königs Siegbert berufen, und nahm diesen Fürsten durch seine Rede und Bescheidenheit so ein, daß er ihn zum Erzbischofe von Trier anstellen wollte. Der demüthige Einsiedler zog aber seine schlechte Zelle am Rhein dem glänzenden Stuhle zu Trier vor. Er ging zurück zu seinen armen Salmenfischern, wo ihn Alter und ein zehrendes Fieber bald auf das Krankenlager warf. Bei seinem Tode empfahl er seine Zelle und sein Begräbniß dem Könige Siegbert, und dieser schickte ihm zwei Priester, welche ihn bei einem großen Zulaufe der Geistlichen und des Volkes zur Erde brachten und bald dabei ein Bethaus stifteten, was mit Gütern und Opfern beschenkt wurde.

Es scheint, daß die rheinischen Fürsten und Völker bei dem Grabe dieses Apostels vorzüglich die unter den Teutschen geheiligte Gastfreundschaft verehren wollten, welche Tugend er hier mit so großem Eifer ausgeübt hatte. Die ersten Wunder, welche seine heiligen Gebeine hier gewirkt, und die ersten Schenkungen, welche Kaiser und Fürsten seiner Kirche gemacht haben, werden den gastlichen Besuchen seiner Zelle zugeschrieben. Schon Pipin bestrafte den Vorsteher der Kirche, weil er seiner Gemahlin Betrade nicht gastfreundschaftlich begegnete, als sie dem heiligen Goar ihre Verehrung erweisen wollte. Eben so wurde hernach Karl der Große selbst bestraft, indem er bei einer Rheinreise an der Zelle des Heiligen leichtsinnig vorbeifuhr, und plötzlich von einem so dicken und finsteren Nebel umgeben wurde, daß er auf offenem Felde zwischen St. Goar und Koblenz übernachten mußte. Dagegen wurden seine Söhne Pipin und Karl an dem Grabe des Heiligen aus den bittersten Feinden in Freunde ver-

wandelt, und seine geliebte Gemahlin Fastrade plötzlich von einer schmerzlichen Krankheit befreit, als sie da Zuflucht suchte. Eingedenk dieser wunderbaren Begebenheiten schenkte der Kaiser dem heiligen Goar den Hof zu Näsen und ließ ihm zu Ehren eine neue Kirche bauen, welche mit aller Pracht von dem Erzbischofe Lullus von Mainz eingeweihet und den Aebten von Prüm unterworfen wurde.

Diese fromme Verehrung der Gastfreundschaft wurde späterhin von dem rheinischen Volke in einer lustigen fortgesetzt. Die Mönche behaupteten, daß Karl der Große nebst seinen andern Schenkungen auch dem Kloster jährlich noch zwanzig Mark hinterlassen habe, um damit die Fremden mit Rheinwein bewirthen zu können. Sie geben ferner vor, daß der dafür jährlich angeschaffte Wein nie ausgehen könnte, ja, daß sogar einmal, als der Pater Kellner den Krahnen am Faß offen gelassen, eine Spinne das Spundloch so dicht verwebt habe, daß kein Tropfen herausgelaufen wäre. Aus diesen Sagen und Stiftungen ist bis auf unsere Zeiten folgender gastlicher Gebrauch in Uebung geblieben. Jeder Fremde, welcher das erstemal zu St. Goar einkehrte, mußte sich sogleich einen Pathen wählen, wenn er gastfreundlich aufgenommen, oder, wie man dort sagt, gehänselt seyn wollte. Dieser legte ihm hierauf ein an dem Zollhause befestigtes messingenes Band um den Hals, mit der Frage: ob er in Wasser oder Wein getauft seyn wolle? Da nun die Antwort meistens für den Wein ausfiel, so mußte er einen Beitrag in die Armenbüchse geben, und dreimal einen mit Wein gefüllten goldnen Becher auf die Gesundheit des Kaisers, des Landesherrn und der Gesellschaft austrinken. Hierauf wurde ihm eine vergoldete Krone aufgesetzt, die Gesetze des lusti-

gen Ordens vorgelesen, und die Fischerei auf dem Lurlei, die Jagd aber auf der Bank als Lehen gegeben. [1] Nach vollendeter Zeremonie mußte er mit Tag-Datum seinen Nahmen in das sogenannte Hänselbuch einschreiben, welches mit der Geschichte dieses gastfreundlichen Gebrauchs manche Sprüche, Reime und Nahmen von vielen Jahrhunderten her enthält.

Die Wallfahrten und Reisen, welche häufig zu dem Grabe des heiligen Goars vorgenommen wurden, vermehrten bald die Häuser und Bewohner des Klosters: auch machte die Anzahl der Mönche und ihre Wirthschaft eine stärkere Ansiedelung nothwendig. Dieser Wohlstand, noch mehr aber die Schätze, welche von frommen Fürsten dem Heiligen geschenkt waren, zogen im Jahre 1136 eine Räuberbande herbei, welche um sicherer stehlen zu können, bei Nachtzeit aus dem Gebüsche hervorbrach und das Kloster in Brand steckte. Die kostbaren Geschenke, die kirchlichen Geräthschaften, die Urkunden, die Bücher, ja selbst die Reliquien des Heiligen wurden ein Raub der Flammen oder der Diebe. Nach diesem Unfalle wurde auf den Trümmern der alten eine neue Kirche gebauet, und das Mönchskloster in ein Kollegiatstift verwandelt. Unter der neuen Kirche wurde zum Andenken des Grabes eine Gruft gewölbet, worin das Bild des heiligen Goar in Lebensgröße steht, mit der Unterschrift: Der Einsiedler St. Goar starb im Jahre 611. [2] Sobald die Kirche wiederhergestellt war, umgaben die Grafen von Arnstein, welche zu der Zeit die Vogtei darüber verwalteten, den Ort mit Mauern und vermehrten ihn durch ihren Hofstaat

1. Das heißt die Fischerei zu Land und die Jagd zu Wasser.
2. S. Goar Monachus obiit DCXI.

mit Einwohnern. Sie erwirkten den Bürgern eine Art von Stadtrecht und verschönerten die Wohnungen und Umgebungen durch ihren öftern Aufenthalt. Nach Abgang des arnsteinischen Geschlechtes kam die Vogtei an die Grafen von Katzenellnbogen. Diese benutzten die bürgerlichen Kriege, welche zu der Zeit zwischen den Hohenstaufen und Welfen am Rhein geführt wurden, zur Erweiterung ihrer Rechte und ihres Gebietes in und um St. Goar. Graf Diether I. hatte zuerst die Partei Ottos gegen Philipp ergriffen, und mußte darob eine harte Belagerung von Werner II. von Bohlanden, welcher die Ansprüche der Hohenstaufen vertheidigte, in St. Goar aushalten. Dieser hatte die Stadt schon durch Geschütz und Mauerbrecher in große Noth gebracht, als die Bürger und Geistlichen statt der Waffen ein Crucifix ergriffen, und damit einen so wunderbaren Schrecken unter die Feinde brachten, daß Werner die Belagerung aufhob, und gleichsam büßend nach dem gelobten Lande zog. Als Graf Diether eines so fürchterlichen Feindes entledigt war, schlug er sich auf die Seite der Hohenstaufen; dafür erhielt er auch von Kaiser Friedrich II. viele Vorrechte und den Zoll zu St. Goar. Durch so große Vortheile bereichert bauete hierauf Graf Diether III. im Jahre 1245 auf der Felsenhöhe über der Stadt das Schloß Rheinfels, und forderte von da herab den ihm vom Kaiser geschenkten Zoll. Ihm aber widersetzten sich die rheinischen Handelsstädte, und belagerten ihn, sechsundzwanzig an der Zahl, in seiner neuerbaueten Festung mehrere Monate lang. Sie umgaben die Feste zu Wasser und zu Lande mit bewaffneten Schiffen und Haufen und schnitten ihr alle Lebensmittel ab. Allein Diether hatte sie auf den Felsen so fest gegründet und mit so reichem Vorrathe ver-

sehen, daß die Verbundenen, ohne ihren Zweck zu erreichen, wieder abziehen, und endlich im Jahre 1255 den rheinischen Bund schließen mußten.[1]

Bald hierauf erhielt Diethers Sohn, Wilhelm, durch seine Gattin Irmengard von Isenburg, die gegen St. Goar über gelegenen Dörfer Bornich, Goarshausen, Patersberg, Offenthal und Werle, und erbaute im Jahr 1284 das Schloß Reichenberg. Da er sich aber in die große Fehde der vier rheinischen Kurfürsten gegen den Kaiser Albert I. einließ, wurde es zerstört, und die von Katzenellenbogen mußten nun den Schutz der Kurfürsten von Trier nachsuchen, welche die Lehenhoheit über die Arnsteinische Verlassenschaft behaupteten. Der mächtige Erzbischof Balduin ließ Reichenberg, wie Montabaur, im orientalischen Stile wieder herstellen, und beliehe damit die Grafen. Sein Nachfolger aber, der kriegerische Kuno, nahm Welmenich wieder für sein Erzstift in Besitz, und befestigte es mit dem Schlosse Thurmberg.

So lange die Grafen von Katzenellenbogen in zwei Linien getheilt waren, hatte jene, welcher die niedere Grafschaft zugefallen war, auf dem Rheinfels und zu St. Goar ihren fürstlichen Sitz genommen, und vieles zur Befestigung und Verschönerung der Stadt beigetragen. Der Zoll, der Salmenfang und die Rheinüberfahrt zogen unter dem Schutze der Festung Einwohner und Gewerbe in die Stadt. So bekam sie durch die Anlage neuer Häuser eine Ausdehnung, welche sich von dem Fuße des Schloßberges bis schier an den Strudel oder die Bank erstreckte.

In Johann III. vereinigten sich beide Zweige wieder, und dieser ließ nun das Schloß Neukatzenellen-

1. Siehe das vierte Buch.

bogen, gemeiniglich die Katz genannt, erbauen. Er wollte dadurch den Nahmen seines Geschlechts auch am Rheine glänzend machen, und die Erzbischöfe von Trier im Zaume halten, welche nun durch den Besitz von Welmenich seine Nachbarn geworden waren. Als daher Kuno von Falkenstein das Schloß Thurmberg über diesem Städtchen befestigte, brüsteten sich dagegen die von Katzenellenbogen mit ihren beiden Festungen oberhalb St. Goar und St. Goarshausen; und nannten Thurmberg nur Spottweise die Maus, welche bald von ihrer Katze gefangen seyn würde. Kuno hatte sich aber durch seinen Muth so viel Ansehen am Rhein erworben, daß sich Katzen und Mäuse vor ihm fürchten mußten. Nachdem er sich einen Coadjutor hatte wählen lassen, nahm er seinen Sitz in Thurmberg. Er starb auch da nach einer zweiundzwanzigjährigen thätigen Regierung, 1388. Seine Leiche wurde zu Koblenz im Castorstifte begraben, sein Eingeweide blieb aber in der Kirche zu Welmenich zurück. Mit Johann's III. Sohn, Philipp dem Aeltern, starb endlich 1470 auch der männliche Stamm der Grafen von Katzenellnbogen ab. Da die traurige Geschichte seines Abgangs sich hauptsächlich auf dem Schlosse Rheinfels zugetragen hat, so wollen wir sie auch hier besonders anführen.

Graf Philipp hatte, wie wir bereits in der Geschichte der obern Grafschaft von Katzenellnbogen erzählt haben, seine Länder durch Klugheit und Gerechtigkeitsliebe zu einem solchen Wohlstand gebracht, deßgleichen sich zu seiner Zeit keiner seiner Nachbarn rühmen konnte. Er selbst galt für den reichsten Herrn am Rheine. So glücklich er aber als Fürst genannt zu werden verdiente, so unglücklich war er als Gatte und Vater. Er hatte Annen

die Tochter des Grafen Ludwigs von Würtemberg geehlicht, und mit ihr einen Sohn, Philipp den Jüngern, und eine Tochter gezeugt, welche den Namen der Mutter erhielt; allein diese häuslicheu Freuden wurden ihm bald durch Zwist und Todesfälle verbittert. Anna war stolz auf ihre Herkunft und von ihrer Mutter der Henriette von Mömpelgart verbildet.[1] Sie begegnete ihrem Gemahl mit Eigensinn, ihren Kindern mit Gleichgültigkeit und ihren Untergebenen mit Härte. Ihr unfreundliches Wesen machte sie ihrem Gatten unerträglich. Er schied sich von ihr bei Tisch und Bett und wies ihr das Schloß Lichtenberg zum Aufenthalte an.

Aber auch dort blieb er nicht von ihren Unarten frei. Sie plagte ihr Gesinde, mißhandelte die Bauern und Hofleute, und überwarf sich endlich mit dem Amtmann des Schlosses, weil er nicht blind ihren Launen fröhnen wollte. Philipp ließ den Zwist durch den Grafen von Isenburg, den Johann von Wallbrun und seinen eigenen Sohn untersuchen. Die aufgebrachte Gräfin warf die ganze Schuld ihres Benehmens auf den Kellner, und gab unter andern vor: »er habe ihr unnatürliche teuflische Künste lehren wollen, »womit sie die Liebe ihres Gemahls wieder gewinnen »könnte.« Aus diesem erdachten Vorwande konnten die Bevollmächtigten wohl sehen, daß verschmähte Liebe die Hauptursache ihrer bösartigen Aufführung sey; sie riethen daher dem Grafen, dem aufgebrachten Weibe nachzugeben, und er versprach durch einen förmlichen Vertrag, daß er ihren Zustand verbessern, auch sie zuweilen besuchen wolle, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingniß, daß er bei ihr zu bleiben nicht verbunden sey.

1. Siehe die Geschichte von Würtemberg.

Man kann sich leicht vorstellen, daß dieser Vertrag die Wünsche der schon in der Jugend verwöhnten Frau nicht befriedigte. Sie zettelte neue Verdrießlichkeiten sowohl auf dem Schlosse als unter ihrer Familie an. Philipp wandte sich demnach an den Pabst Calixt III. und forderte von ihm, da er bei ihr weder seiner Gesundheit, noch seines Lebens mehr sicher sey, Scheidung von Tisch und Bett. Der Pabst trug die Untersuchung einer so verwirrten Sache dem Erzbischofe von Mainz auf, und der häusliche Unfrieden wurde endlich dadurch gehoben, daß Graf Ulrich von Würtemberg sie zu sich nahm, und ihr eine schöne Wohnung in Weiblingen anwies, wo sie bald ihr unglückliches Leben endigte.

Nach dem Tode seiner Gattin hätte Philipp das häusliche Glück wieder bei seinen Kindern finden können; denn sein Sohn Philipp war an Ottilien die Tochter Grafen Heinrichs von Nassau-Dillenburg vermählt, wodurch er Ansprüche auf beträchtliche Länder in den Niederlanden erhielt, seine Tochter Anna hatte Heinrichen IV. Landgrafen von Hessen zum Gemahle, wodurch sie mit einem der ersten Häuser in Teutschland verbunden war; aber auch diese Freude sollte ihm vernichtet werden. Dieser einzige Sohn, auf den er die Fortpflanzung seines alten Geschlechts gegründet, dem er so viele Länder und Schätze erworben hatte, wurde schon im Jahre 1454 zu Brügge in Flandern erstochen, als er mit seinem Oheim dem Grafen Johann von Nassau nach den Niederlanden gezogen war, um dort die Ansprüche seiner Gattin auf die Grafschaft Vianden zu behaupten. Nicht nur, daß dieser frühe Tod seines geliebten einzigen Sohnes den Vater tief kränken mußte, auch die Ungewißheit, wer nach seinem eigenen Hinscheiden seinen Stamm fortsetzen, oder wie er seine

Länder unter seine Tochter Anna und seine Enkelin Ottilia vertheilen mögte, machte ihm großen Kummer.

Aus dieser schmerzlichen Verlegenheit riß ihn eine Zeitlang Friedrich der Siegreiche, Kurfürst von der Pfalz. Dieser suchte nämlich, wie wir bereits angeführt haben, [1] um die Hand Ottiliens für seinen Neffen den Kurprinzen Ludwig an, weil er hoffte, durch diese Verbindung auch die Grafschaft von Katzenellnbogen mit der Rheinpfalz verbinden zu können. Der Antrag schmeichelte auch dem alten Grafen sehr. Er sahe dadurch seine Enkelin auf dem Throne eines mächtigen Kurfürsten glänzen, und erhielt damit die tröstende Aussicht, wenigstens von weiblicher Seite seine Enkel unter die ersten Fürsten Teutschlands zählen zu können. Es schien aber, als wenn ihm diese stolzen Pläne nur darum vorgespiegelt werden sollten, um ihn noch mehr zu kränken und zu demüthigen. Der Kurprinz verwarf mit Widerwillen die Hand Ottiliens und er mußte sie an den Markgrafen von Baden, Christoph, vermählen, wodurch er neue Uneinigkeiten unter seinen Erben zu befürchten hatte.

In diesem Drange häußlicher Mühseligkeiten entschloß sich Philipp, obwohl schon an Jahren ein Greis, eine zweite Gemahlin zu suchen, mit welcher er durch Gottes Hülfe noch einen männlichen Erben zu erzeugen hoffte. Er wählte dazu Annen, eine geborne von Nassau, welche die Wittwe Herzogs Otto von Braunschweig war, und in ihrem ersten Ehestand gelernt hatte, die letzten Tage eines zweiten Gemahls zu erheitern. Allein diese Verbindung war gegen den Vortheil vieler Verwandten und

1. Siehe achtes Buch, Geschichte von Hessen-Darmstadt.

fremden Fürsten, welche nach Philipps Tode dessen Länder theilen wollten. Diese versuchten daher alle, auch unerlaubte Mittel, um sie zu zerreißen, oder wenigstens für sie unschädlich zu machen, und sie fanden auch eins, selbst bei einem Priester. Graf Philipp hatte nämlich zu der Zeit, als er mit seiner neuen Gemahlin glücklich auf Rheinfels lebte, einen Schloßpfaffen, Johann von Bornich genannt, welcher ihm in der Kapelle die Messe las und den Gottesdienst besorgte. Dieser verruchte Bösewicht hatte sich heimlich mit Giftmischerei abgegeben, und war schon mehrmalen zur Vergiftung gedungen worden. An ihm fanden auch jene das Mittel ihres Zweckes, welche des Grafen Philipps Länder und Schätze erhaschen wollten. Der Schloßpfaff wurde bestochen, und er wählte selbst das heilige Meßopfer zur Vollbringung seiner Schandthat. Es war üblich, daß, wenn die Gräfin die Messe hörte, ein Becher voll Wein auf den Altar gestellt wurde, welchen der Priester nach der Wandelung segnete, und ihn ihr sonach zur Ehre des heiligen Johannes zum trinken darreichte. In diesen Wein mischte Bornich Arsenik, und da die Gräfin, als sie den Becher an den Mund setzten wolle, eine gewisse trübe Gährung darin bemerkte, entschuldigte er sich damit, daß vielleicht Unrath hineingefallen seyn möge. Die arglose Gräfin ließ sich durch diese Ausrede beruhigen. Sie trank von dem Weine, fühlte aber bald die Folgen des genommenen Giftes. Sie erkrankte sogleich bis auf den Tod, und der Schloßpfaff bestätigte durch seine schnelle Flucht den Verdacht der Vergiftung.

Philipp fiel dadurch in einen Schmerz, der ihn selbst mit dem Ende seines Lebens bedrohte. Er verließ das Bett seiner vergifteten Gattin nicht, und glaubte sie bei jeder Ohnmacht oder Konvulsion schon verloren. Selbst

die Gegenwart seiner Kinder und Enkel konnten ihn nicht trösten, obwohl seine Tochter Anna mit ihrem Gemahl, Heinrich von Hessen, das Fortdauern seines Stammes wenigstens von weiblicher Seite versprach. Auch hatte sogleich der Vater der vergifteten Gräfin alle Mittel ergriffen, um den Meuchelmörder ausfündig zu machen. Er wurde zu Cölln entdeckt, gefangen und verhört, wo er mit beispielloser Frechheit nicht nur dieses, sondern auch ähnliche Verbrechen eingestand; ohne aber diejenigen zu nennen, welche ihn dazu gedungen hatten. Hierauf wurde er als Priester degradirt, öffentlich seiner geistlichen Zeichen beraubt, und als ein bis zu seinem Tode verstockter Sünder bei dem Galgen lebendig verbrannt.

Indessen hatte die noch blühende Jugend und Leibesstärke der Gräfin die Anfälle des Giftes besiegt. Sie genas allmählig von ihrer Krankheit, konnte aber dem leidenden Grafen keine Kinder mehr geben. Er wandte daher alle seine Liebe und Hoffnung wieder zu seiner Tochter Anna, und diese versüßte ihm seine letzten Tage an der Seite ihres wackern Gatten, des Landgrafen Heinrichs. Blühende Enkel versprach er sich von Beiden als Sprößlinge seines alten Stammes. Dafür segnete er auch sein neues Geschlecht, und setzte seine Tochter als Erbin seiner Länder ein.[1] So kam also St. Goar mit dem Schlosse Rheinfels, und alle Katzenellenbogischen Aemter und Schlösser an das Haus Hessen, welches diese starke Felsenfestung bis auf unsere Zeiten, als eine Schutzwehr der teutschen Rheingrenze bewachte. Es gründete auch da eine neue Linie seines Stammes, welche von dem Schlosse die Hessen-Rheinfelsische genannt wurde.

1. Siehe achtes Buch.

Unter St. Goar und Welmenich zieht eine nackte, steile Felsenwand am Rhein hinab, welche man der reichen Ausbeute an Silber wegen das Ehrenthal nennt. Um dieselbe krümmt sich der Fluß rechts durch einen neuen Umschwung und bildet vor Hirzenach ein kleines Eiland. Oben auf dem Felsen erscheinen sodann die Trümmer von den zwei Schlössern Sternberg und Liebenstein, welche das Volk die Brüder nennet. Unten im Thale tritt auf einer Landspitze die Kirche von Bornhofen hervor. Dieser kleine Strich Landes am Rhein hat bis gegen das vierzehnte Jahrhundert der Familie von Liebenstein gehört, wo sie wahrscheinlich ausgestorben ist. [1] Da aber das rheinische Volk der Entstehung oder Vernichtung von Kirchen und Schlössern immer seltsame Geschichten anzudichten pflegte, so geschah dieses um so mehr hier, weil zwischen beiden Schlössern noch eine dicke Mauer zu sehen ist, und Hanns Brömser von Rüdesheim Sternberg eine Zeitlang besessen, und die Kirche von Bornhofen wirklich erbauet hat. Hier erhalten wir also in der Volkssage den zweiten Theil der Legende von Nothgottes.

Zu jener Zeit nämlich, als die heiligen Bernard und Hildegard den Kreuzzug am Rhein predigten, lebte in der alten Stammburg zu Sterneberg ein Ritter, welcher zwei Söhne hatte. Sie waren die Zöglinge seiner Tapferkeit, der Stolz seines Stammes, die blühende Hoffnung seiner alten Tage. Mit diesen ließ er ein Fräulein aufwachsen, das die Erbin vieler Güter war, und nebst der Schönheit ihrer Gestalt alle die Reize der Sittsamkeit und Sanftmuth besaß, welche damals die geschätztern Tugenden des weiblichen Geschlechts waren. Der Alte wollte einem sei-

1. Sie war die rheinische nicht die schwäbische.

ner Söhne diesen Schatz zuwenden, und um alle nachbarliche Freier zu verscheuchen, gab er sie für ihre Schwester aus.

Die Zeit nahete, wo ein reiferes Alter zwischen den jungen Leuten eine Verbindung möglich machte. Das Fräulein sollte unter seinen Söhnen wählen; allein der ältere trat, obwohl das Mädchen einen starken Eindruck auf sein Herz gemacht hatte, mit edler Resignation zurück, sey es weil er höhere Absichten hatte, oder weil er sie in den Armen seines jüngern Bruders glücklicher glaubte. Dem erfahrnen Alten wollte dieser Entschluß nicht ganz gefallen; da aber die drei sogenannten Geschwister damit zufrieden waren, wurde das Eheverlöbniß mit dem Jüngern festgesetzt. Beide Söhne baueten nun als Zeichen ewiger Freundschaft und Eintracht zwei neue Schlösser dicht neben einander, und nannten das eine Sternberg, das andere Liebenstein. Das Volk aber nannte sie der seltsamen Lage und Geschichte wegen, die Brüder.

Indeß kam der heilige Bernard nach Teutschland, um einen neuen Kreuzzug zu predigen. Die Ritter vom Rhein und Main zogen haufenweis nach Frankfurt, wo dieser neue Prophet vom Kaiser Konrad selbst dem Volke vorgetragen wurde. Seine Reden ergriffen die Zuhörer mit einem heiligen Enthusiasmus. Bald prangte auf allen Burgen des Rheins die Kreuzfahne, und auf dem Flusse schwammen Schiffe herauf und hinunter, die Schaaren der Ritter tragend, welche nach dem gelobten Lande ziehen wollten. Diese fromme Schwärmerei drang auch zu der Wohnung der beiden Brüder. Der ältere hatte sich die Laufbahn seines Ruhms schon im teutschen Reiche eröffnet; aber den jüngern spornte gewaltig der Ruf der Ehre und der Christenheit. Er wollte bei dem allgemeinen Auf-

gebote deutscher Ritterschaft nicht in einer wollüstigen Ruhe zu Hause sitzen; er dachte bei diesem Zuge Ruhm für diese und Verdienste für jene Welt zu erwerben. Er nahm Abschied von seiner liebenden aber frommen Braut, und ließ sie mit dem ältern Bruder zurück.

Dieser versuchte alles, um ihre Leiden erträglicher zu machen. So sehr er sie auch liebte und die Geschäfte der Fürstenhöfe ihn fesselten, dachte er dabei doch nur an die Pflichten der Freundschaft. Sie lasen zusammen die Briefe ihres Geliebten, trösteten sich mit seiner baldigen und ruhmvollen Rückkunft, unterhielten sich über die Gegenstände ihres künftigen häuslichen Glückes. Er begleitete sie auf kleinen Reisen und Spaziergängen am Rhein, er trug mit ihr die sich jetzt schon verdoppelnden Leiden ihres Standes. Kurz es umschlang beide unbemerkt das zärtlichste und reinste Band der wechselseitigen Ergebenheit. Der Vater war indeß gestorben, und hatte noch auf seinem Todtenbette die Schritte mißbilligt, welche seine Söhne thaten; des ältern, weil er das Mädchen ausgeschlagen, des jüngern, weil er es verlassen hatte. Er starb in Sorgen über das Glück seiner Kinder.

Um diese Zeit entdeckte der zurückgebliebene Bruder die Keime einer Neigung in der Seele seiner Anvertrauten, welche ihm mehr als Freundschaft schien; allein da sie selbst nicht wußte, was in ihr vorging, ließ er es dabei bewenden, um sie nicht noch unruhiger und aufmerksamer zu machen. Er schützte eine nothwendige Reise zu den Fürsten vor, und entfernte sich von ihr. Allein diese Trennung geschah schon zu spät. Thränen stürzten ihr aus den Augen als er Abschied nahm. Sie konnte den Ausbruch ihres Schmerzes selbst nicht mehr in dem Kreise der Weiber zurückhalten, so schüchtern und behutsam sie

auch war. Er mußte ihr versprechen, bald wieder zurück zu kommen.

Während der Zeit liefen verschiedene Nachrichten ein, daß ihr Bräutigam in der Schlacht bei Nizea geblieben sey; und da sie so lange keine Briefe von ihm erhalten hatte, fing sie selbst an, der Sage Glauben beizumessen. Sie beweinte den Tod ihres Geliebten, schwur seinem Andenken ewige Treue, und dünkte sich schon eine Wittwe zu seyn. Der ältere Bruder dachte an nichts weniger, als sich diese Umstände zu Nutze zu machen, obwohl er jetzt seiner Liebe unbeschränktere Grenzen steckte. Auch er ehrte das Andenken seines Bruders, und äußerte nur geschwisterliche Neigungen gegen sie. Sie lebten so in stiller, sanfter Zufriedenheit, ohne weiter zu untersuchen, wie es mit ihren Herzen stünde. Sie vergaßen die Bitterkeit der vorigen Zeiten, fanden sich in diesem reinern Verhältnisse glücklich, als auf einmal die Nachricht erscholl, daß der Bruder noch lebe und mit einer Griechin aus Konstantinopel verheirathet nach Teutschland käme.

Wie ein Donnerschlag traf diese Post das Herz der beiden Gebliebenen. Der Bruder fing an zu toben und zu wüthen, die Braut versank in starre Gefühllosigkeit. Die geschwisterliche Eintracht verwandelte sich in den feindlichsten Haß, und die Burg des Friedens wurde der Kampfplatz der erbittertsten Fehde. Der Kreuzfahrer war wirklich mit seiner orientalischen Geliebten zurück gekommen, und glaubte bei seiner Braut die Gefälligkeit der Gräfin von Gleichen zu finden. Allein der Bruder verschloß ihm Thor und Burg, die Geliebte Herz und Kammer. Der brüderliche Kampf begann nun mit aller der Wuth und Rachlust, welche diesen Zeiten eigen war. Das väterliche Haus wurde von Grund aus zerstört, und

zwischen beide Schlösser jene Mauer erbaut, deren Trümmer man noch erblickt, welche die Scheidewand der kämpfenden Brüder und ihrer Liebe seyn sollte. Der ältere wohnte in Liebenstein, der jüngere in Sternberg. In der erstern Burg herrschte das Glück der wahren Liebe, in der andern strahlte der Stern der Schönheit.

Nach langem blutigen Kampfe stellten sich die Rechte der Natur wieder ein. Es wurde unter beiden verglichen, daß keiner die Braut und ihre Erbe haben, und, wie zu den Zeiten ihrer Kindheit, nur geschwisterliche Liebe zwischen ihnen herrschen sollte. Das Mädchen, von Gram und Kummer geschwächt, entsagte der Welt. Sie brachte die wenigen Tage ihres unglücklichen Lebens in einem Kloster zu, und hinterließ alle ihre Güter der Kirche und den Armen.

Indeß lebte der jüngere Bruder mit großem Glanze in den Armen seiner Griechin. Sie war eine der schönsten Weiber des blühenden Konstantinopel, und besaß bei einem glänzenden Witze die feine Koketterie des orientalischen Hofes. Die Ritter und Grafen der Nachbarschaft drängten sich um sie her; und da ihre Neigungen in dem freien Konstantinopel keines Zwanges gewohnt waren, entwickelte sich auch mehr ihr natürlicher Hang zu gefallen. Sternberg wurde bald der Sitz der feinen Welt und Galanterie am ganzen Rheine.

Unter diesen Umständen fand der ältere Bruder Gelegenheit, an seinem jüngern eine edle Rache zu nehmen. Er wußte, daß seine Leidenschaft nur sinnliche Neigung zum Grunde gehabt hatte. Er kannte die Griechin als ein feines, gefallsüchtiges Weib, und schmeichelte jetzt selbst ihrer Eitelkeit. Es kostete ihn freilich viele Mühe

und Gewandtheit, beiden seinen Plan zu verbergen; aber endlich siegte er über die weibliche Schwäche. Er brachte es dahin, daß er seinem Bruder deutliche Beweise von der Leichtfertigkeit seiner Geliebten geben konnte. Wie von der Hand des Todes ergriffen, stand starr und wüthend der Betrogene vor dem beschämenden Freunde. Thränen der Reue und des tiefsten Schmerzes rollten ihm die Wangen herab. Er sah, welchen Schatz er gleichsam von sich geworfen hatte, um sich dafür eitles Flittergold zu erkaufen. Er wollte die Griechin ermorden, sie aber entfloh. Die Eintracht wurde hergestellt, und zwischen den beiden ewige Bruderliebe angelobt. Durch diese traurige Geschichte ist das Geschlecht ausgestorben, und nichts mehr davon übrig als jene Scheidemauer, als Zeichen einer der blutigsten Fehden, so seit dem Morde Abels zwischen Brüdern gefochten wurde.

Nachdem also die alte Familie ausgestorben war, theilten sich die Freiherren von Schenk und die Herren Brömser von Rüdesheim in ihre Güter und Schlösser. Jene erhielten Liebenstein, diese Sternberg als trierische Lehen. Ob letztere ihre Rechte von der Mechtild von Liebenstein, Siegfrieds Gattin, oder von Maria, einer Baierin von Boppart, und Gemahlin Dietrichs herleiteten, kann genealogisch nicht wohl bewiesen werden. Allein die Grafen von Katzenellnbogen machten als Erben der Isenburger auf Sternberg Ansprüche, und wollten es durch Waffenmacht von Reichenberg und Rheinfels her wegnehmen. Gieselbrecht aber, der tapfere Ritter von Rüdesheim, vertheidigte seine Rechte mit dem Degen

in der Faust, und focht siegreich in dieser Fehde gegen die von Katzenellnbogen und ihre Helfer die Grafen von Isenburg zu Grensau und die Grafen von Wied.[1]

Dessen Sohn Hans III. Brömser von Rüdesheim erbte mit dem Schlosse auch die väterliche Tapferkeit und Fehde. Von seiner wackern Gattin Erlande von der Sparr zum Kampfe ermuntert, schlug er die von Katzenellnbogen nicht nur von Sternberg weg, sondern nahm auch den Grafen Dietrich von Weilnau, welcher zu der Zeit Hauptmann des Schlosses Reichenberg war, nebst einem von Schönborn gefangen und brachte sie siegreich nach Rüdesheim. Beide wurden lange auf der Brömserburg verwahrt, bis sie endlich durch ein hartes Lösegeld wieder in Freiheit gesetzt wurden. Ritter Hans hat hierauf, vermuthlich im Andenken an seinen wackeren Ahnen Hans II., oder auch um Gott für die erhaltenen Siege zu danken, im Jahr 1390 drei Kirchen erbauen lassen, nämlich die Pfarrkirche zu Rüdesheim selbst, die Nothgottes im Walde hinter Rüdesheim, und Bornhofen unter Sternberg.

Es ist auch, sagt dir oben angeführte Handschrift weiter, Frau Erland ein tapfer Weib gewesen und hat nach ihres Herrn Tode viele Fehden und Widerwärtigkeiten ausgestanden; doch weniges verloren. Sie hat auch viel wunderlicher Schriften hinterlassen, darunter befindet sich eine, mit ihrem Siegel bedruckt, in welcher sie allen Kaisern, Königen, Fürsten, Grafen, Freien,

1. Das meiste davon aus der im eilften Buche, Seite 121. angeführten handschriftlichen Geschichte der Herren Brömser von Rüdesheim.

Rittern und Knechten klagt, daß sie von zwei vom Adel zu Gaulsheim ohnabgesagt angegriffen und ihre armen Leute gebrannt worden. Darum sie vermeinte, daß sie wider Ehre gehandelt. Derowegen hat sie ihre Wappen mahlen, und selbe das unterst zu oberst gekehrt, an den Brief genähet an allen Orten anschlagen lassen. Nebst dem Schlosse Sternberg am Rhein besaß Johann noch Starkenfels an der Mosel und Winterberg im Lande von Jülich. Beide erstern sind als Lehen dem Erzstifte von Trier anheim gefallen, Bornhofen aber von dem Kurfürsten von Trier, Johann Hugo von Orsbeck, den Capuzinern übergeben worden. Diese erhielten am Gnadenbilde bis auf unsere Zeiten häufige Wallfahrten.

Nach einer kleinen Krümmung, welche der Rhein unterhalb dieser einsamen Kirche macht, sieht man in einem dunkeln Gebirgsthale Boppart liegen. Keine Stadt am Rhein hat mit ihren alten Thürmen und Häusern zugleich die alten Sitten und Gebräuche länger erhalten als diese. Wenn man von dem zierlichen St. Goar von oben, oder dem prächtigen Coblenz von unten den Rhein herauf kommt, so kontrastirt dieses alte dunkle Städtchen gar sonderbar mit dem, was man bisher gesehen hat. Boppart war schon unter den Römern unter dem Nahmen Bodobriga eine ansehnliche Festung und Poststation. Die jetzigen Stadtmauern scheinen auf den Grund des alten Kastells erbaut zu seyn. Unter den Franken wuchs sie zu einer beträchtlichen Gemeinde heran. Der da angelegte Königshof und die häufigen Reichs- und Fürstenversammlungen, welche hier gehalten wurden, zogen Einwohner sowohl edlen als gemeinen Geschlechtes in ihre Ringmauern,

und die Gemeinde wurde von Kaiser und Fürsten mit Freiheiten und Stadtrechten begabt.

Nach Aufhebung der kaiserlichen Vogteigewalt erhob sich Boppart zu einer Reichsstadt. Es scheint aber, daß die Ritter oder Patrizier anfänglich allein die Gemeinde verwaltet haben, worunter die Baier von Boppart wohl die meiste Gewalt hatten. Im zwölften Jahrhundert nahmen auch die Bürger Theil an der Regierung durch ihre Zünfte; denn von dieser Zeit an finden wir sie von bürgerlichen Obrigkeiten verwaltet. Als die Stadt im Jahre 1312 mit Wesel an den Kurfürsten von Trier, Balduin, übergeben wurde, empörten sich die Bürger, und wollten ihre reichsstädtischen Freiheiten mit dem Degen in der Faust vertheidigen. Sie befestigten ihre Stadt mit neuen Bollwerken, und erwarteten so mit Standhaftigkeit den mächtigen Fürsten, welchem sich nun auch schon Mainz, Wesel und Trier unterworfen hatten. Mit einem großen Heerhaufen von trierischen und mainzischen Truppen, denn er war zu gleicher Zeit Administrator des mainzer Erzstiftes, kam Balduin vor die Stadt, und umgab sie mit Reisigen und Geschoß; die Bürger schlugen aber seine ersten Angriffe muthig zurück, und trotzten von ihren starken Mauern und Thürmen. Da ließ der Kurfürst sein Geschütz näher rücken, und schloß sie zu Wasser und zu Land ein; aber auch jetzt konnte er sie noch nicht zur Nachgiebigkeit zwingen. Erst nachdem er ihre Häuser zerschossen, und ihre Vorstadt in Brand gesteckt hatte, übergaben sie sich ihm mit der Bitte, daß er ihnen wenigstens ihre bürgerliche Verfassung erhalten möge.

Die Bürger mußten auf diese Art der Gewalt eines mächtigen Fürsten weichen; sie waren aber nur so lange

folgsam, als Balduin und Kuno lebten. Unter der Regierung Johanns, aus dem markgräflichen Hause Baden, empörten sie sich aufs neue. Da dieser Herr wegen seiner fürstlichen Geburt einen großen Aufwand machen mußte, und auch seinen Vetter Jacob, gegen eine mächtige Partei im Domkapitel, zu seinem Coadjutor eingesetzt hatte, erweckte er unter den Landständen ein großes Mißvergnügen. Diese Gährung wollten die von Boppart benutzen, um wieder ihre vorige Freiheit zu erringen. Sie empörten sich 1497 gegen die bischöfliche Herrschaft, befestigten ihre Stadt, und trotzten von ihren Mauern herab dem mächtigen Heere, mit welchem Johannes sie umgeben hatte.

Die Bürger schlugen anfänglich alle Angriffe auf ihre Bollwerke und Thore zu Wasser und zu Land ab, auch machten sie kühne Ausfälle auf die Haufen der Belagerer. Indeß aber hatte der Erzbischof eine wichtige Verstärkung von Truppen von seinem Bruder, dem Markgrafen Christoph, erhalten, und schnitt der Stadt nun alle Lebensmittel und Zufuhr ab. Dabei wurde von den Anhöhen, welche sie umgeben, auf die Häuser geschossen. Mangel an Unterhalt und die Furcht, ihre Stadt in einen Aschenhaufen verwandelt zu sehen, zwangen endlich die Bürger sich zu unterwerfen. Sie erkannten die Oberherrschaft von Trier an, behielten aber ihre Verfassung und ihre Rechte auf den Landtägen; allein diese Unterwürfigkeit war doch mehr erzwungen, als freiwillig, denn als im Jahre 1501 auch der Adel die Fahne des Aufruhrs gegen seinen Erzbischof erhob, ließen sie den Johann von Elz ohne Gegenwehr in ihre Stadt ziehen, und dieser besetzte mit seinen Haufen die Thore und Thürme. Erst nachdem

die Kurfürsten ihre Truppen verstärkt und die Reichsgerichte die nöthige Gesetzlichkeit eingeführt hatten, blieben die Bürger von Boppart dem Erzstifte von Trier treu und gehorsam.

Gleich unterhalb Boppart dehnt sich der Rhein ostwärts so sonderbar in ein Thal hinein, daß er seinen Lauf wieder zurück zu nehmen scheint. Dieses Thal nennt man den Hamm. Es ist mit mehreren Ortschaften besetzt, deren Nahmen sich mit Spei enden. Auf den Höhen erblickt man Schlösser und Höfe, welche ehemals Rittern oder geistlichen Stiftern gehörten. Am Ende desselben wendet sich der Fluß wieder nach Norden, und nun erscheinen die vier Städtchen und Schlösser, Braubach, Lahnstein, Rense und Kapellen, wovon jedes kaum eine Viertelstunde von dem andern entfernt, einem der vier rheinischen Kurfürsten gehörte. Auf dem rechten Rheinufer war Braubach pfälzisches Lehen, Lahnstein mainzisch; auf dem linken Rense cöllnisch, Capellen trierisch. Es ließ sich hier mitten im Rheine ein Punkt auffinden, wo die in einem Schiffe sitzenden Kurfürsten, jeder auf seinem eigenen Gebiete mit dem andern sprechen konnte.

Braubach ist vermuthlich unter der fränkischen Monarchie angelegt worden, und gehörte zu dem Hainrichgau. Es muß bald zu einem beträchtlichen Orte angewachsen und befestigt gewesen seyn, indem Kaiser Heinrich IV. gegen seinen Sohn darin Schutz fand, und der Abt von Ursberg im Jahr 1203 davon Meldung thut. Die gräfliche und vogteiliche Gewalt darüber übten zuerst die Grafen von Arnstein. Von diesen kam sie, unter der Oberlehnhoheit der Pfalzgrafen, an die von Eppstein, welche

selbige den Grafen von Katzenellnbogen verkauften; von letztern endlich, wie wir gehört haben an Hessen. Nach den Trümmern und alten Gemäuern zu urtheilen, war diese Stadt sonst längs dem Rheine hin mehr ausgedehnt, als sie jetzt ist. Ihre Bürgerschaft hatte sich wichtige Freiheiten und Stadtrechte erworben. Die Grafen herrschten uneingeschränkt nur auf dem Schlosse, welches dem heiligen Schutzpatron zu Ehren die Marrburg genannt wurde. Im Jahre 1613 entstand ein fürchterlicher Brand in der Stadt, welcher mit dem Rathhause auch die wichtigsten Urkunden in Asche verwandelte. Daher fehlen dem Geschichtsforscher die Nachrichten über ihren Ursprung und ihre Begebenheiten.

Lahnstein mit seinem Bergschlosse Lahneck war eine Grenzfestung des alten Hainrichs am Ausflusse der Lahn in den Rhein. Oda, die Gemahlin Kaiser Arnulfs hat es dem Erzbischof von Mainz, Hatto, übergeben. Diese kaiserliche Schenkung bestätigte im Jahr 978 der Kaiser Otto II. dem Erzstifte. Die Erzbischöfe von Mainz kauften die vogteilichen Rechte darüber den Nassauern ab, welche selbige von den Arnsteinern ererbt hatten. Als der Mainzer Kurstaat seine Verfassung erhielt, wurde aus dem Gebiete von Lahnstein ein Oberamt gebildet, und da das alte Schloß Lahneck verfallen war, bauete Kurfürst Theodorich ein neues am Rhein.

Ueber Rense behaupteten schon seit dem zehnten Jahrhunderte die Erzbischöfe von Cölln die Oberherrschaft, obwohl das Städtchen selbst seine eigene Verwaltung, und viele Freiheiten erworben hatte. Wenn sie dieses Städtchen im Drange der bürgerlichen Kriege eine Zeitlang an

Hessen verpfändet hatten, so waren sie doch darauf bedacht, es wieder für ihr Erzstift einzulösen.

Kapellen erhielten die Erzbischöfe von Trier vermuthlich mit der Stadt Coblenz und ihrem Burgbanne. Arnold II. erbauete das Schloß Stolzenfels, dessen herrliche Trümmer noch über dem niedrigen Städtchen glänzen. Von dieser Zeit an wurde Kapellen als eine Vormauer und Vorstadt von Coblenz angesehen. Der Erzbischof Heinrich von Vinstingen gab im Jahre 1275 den Einwohnern die Rechte der Bürger von Coblenz. Demnach erschienen sie durch ihre Stellvertreter auf den Landtägen des Erzstiftes und wählten unter sich ihren Rath und Bürgermeister.

Unter diesen vier Städtchen machten die rheinischen Kurfürsten, da sie alle Gewalt im Reiche zu ordnen hatten, Rense zum gemeinschaftlichen Orte ihrer Zusammenkünfte. Ihre Macht zu beurkunden, ließ der Kurfürst von Mainz, Peter, im Nahmen der Kurfürsten des Reichs, nahe bei diesem Städtchen, auf einer angenehmen, von hohen Bäumen beschatteten Wiese, eine achteckige Bühne von Steinen aufführen, und nannte sie den Königstuhl.[1] Es waren darauf acht Sitze angebracht, nämlich einer für den Kaiser und sieben für die sieben Kurfürsten. Was zuvor durch heimliche und besondere Schreiben oder Unterredungen abgehandelt werden mußte, wurde jetzt wieder nach altteutscher Art unter freiem Himmel abgethan. Auf diesem Königstuhle wurden Heinrich VII., Ludwig

1. Nach Bodmann hat er zuvor bei Mosbach, Mainz gegenüber, gestanden.

der Bayer, **Karl IV.**, **Wenzel** von Böhmen und **Rupert** von der Pfalz zu Kaisern gewählt oder auch wieder von dem Throne gestoßen; dagegen wurde auch darauf im Jahr 1338 der erste merkwürdige Kurverein abgeschlossen, welcher der Grund zu den künftigen Reichsgesetzen war.

Eine Viertelstunde unterhalb Kapellen eröffnet sich zwischen dem Renatusberg und Ehrenbreitstein das schöne fruchtbare Maifeld oder der Maiengau, und bei dem Ausfluß der Mosel in den Rhein liegt das alte römische Castell Confluentes, die heutige Stadt Coblenz.[1] Das Maifeld erhielt seinen Nahmen entweder von der blühenden Gegend, oder wahrscheinlicher von den alten Mai-Versammlungen des teutschen Volkes, deren mehrere hier gehalten wurden. Der Gausitz oder das Gaumal mag zu Maien, oder, ehe dort eine Kirche errichtet war, zu Münster Maienfeld gehalten worden seyn. Zu Coblenz und Andernach waren königliche Palläste. Eine Zeitlang gehörte es zu dem Herzogthum von Lothringen.

Das Land selbst ist das schönste Moselthal, gegen Westen von den waldigen Gebirgen des Hundsrücks, gegen Norden von dem herrlichen Rheine begränzt. Bei Coblenz scheint die Natur umher wieder die sanftere Schönheit eines blühenden Gartens angenommen zu haben, um den Ernst der rauheren Schönheit zwischen Bingen und Braubach zu mäßigen. Der Boden des Maifeldes ist zu allen Arten von Pflanzungen tauglich. Wein- und Obst-

1. Coblenz gehörte eigentlich noch in den Trachgau, welchen die Mosel von dem Maifelde schied.

gärten, Getraide- und Hanffelder, Wiesen und Auen wechseln in den mannichfaltigsten Versuchen. Auch zeugen die ihm nahen Bäder von Körlich und Dünstein, nebst dem See bei Lag, von unterirrdischen Reichthümern. Doch ehe wir die Geschichte des Maifeldes und der Stadt Coblenz erzählen, müssen wir zuvor jene des alten Erzstiftes und Kurthums von Trier vornehmen, wovon jene nur ein Theil ist.

Grafen von

Graf von Spanhei
vig von Stromber

Hildesheim, † 1174.

a, Abtissin zu Di
1112. — 11

pertsberg, † 1177
ligen Hildegard.

Gottfried, 1197 –
ihr zweiter

Sayn. Heinr Eberhard von Sayn,
— 1277. genannt von Eberstein, 1247 — 1253.

Dietrich rich II. Eberhard,
1276 — 1300. 1266 — 1303.
mer Linie.

ch 1349. Gottfrie III. 1389. Gerhard. Eberhard.
129 * 1349. 1349.
Gema *
Mecht † 1340,
Gräfin iznach.
Loß

Dietric einrich und Johann.
von H
Loß, 1

Gottfr Elisabeth,
seinen Gemahlin Johanns IV.
Erb von Starkenburg,
1381.

Zwölftes Buch.

Rheinische Geschichte

von

Kur-Trier und Isenburg-Wied.

Reihefolge der Bischöfe und Erzbischöfe von Trier.

Jahrhundert n. Chr. Geb.		Sterbe-Jahr.
I.	1. Eucherius. 2. Valerius. 3. Maternus	
II.	4. Auspicius. 5. Celsus. 6. Felix I. 7. Mansuetus. 8. Clemens.	190.
III.	9. Moses. 10. Martinus I. 11. Anastasius. 12. Andreas. 13. Rusticus. 14. Autor I. 15. Mauritius. 16. Fortunatus. 17. Cassianus. 18. Marcus. 19. Avitus. 20. Marcellus . . .	
IV.	21. Metropolus. 22. Severinus. 23. Florentius. 24. Martinus. II. 25. Maximinus I. 26. Valentius. 27. Agritius unter Konstantin und der Kaiserin Helena . . .	336.
	28. Maximinus II., bei ihm der heilige Athanasius flüchtig.	351.
	29. Paulinus, von Constantin II. ins Elend verwiesen	358.
	30. Bonosus. 31. Britto. 32. Felix II.	398.
V.	33. Mauritius II. 34. Leontius. 35. Autor II. 36. Severus. 37. Cyrillus. 38. Humerius. 39. Emerus. 40. Marcus. 41. Volusius. 42. Melatus. 43. Modestus. 44. Maximianus	

Reihefolge der Bischöfe und Erzbischöfe von Trier.

Jahrhundert n. Chr. Geb.		Sterbe-Jahr.
VI.	45. Fibicius. 46. Abrunculus. 47. Nicetius. 48. Rusticus II. . .	573.
	49. Magnerich. 50. Gangrich . . .	
VII.	51. Severinus. 52. Seband. 52. Modwald stiftet St. Maria zur Scheuren und Maria zum Palzel	656.
	53. Numerianus. 54. Basinus. 55. Leutwin. 56. Clotolf. 57. Hidulf	
VIII.	58. Wiemand. 59. Richbold. 60. Wazo	
IX.	61. Amalrich. 62. Hetto weihet die Kirche zu St. Castor in Coblenz . . .	850.
	63. Thietbot.	860.
	64. Berthold	882.
X.	65. Ratbot	908.
	66. Rupert	936.
	67. Heinrich I.	965.
	68. Theodorich	975.
	69. Ekbert.	994.
XI.	70. Ludolf	1008.
	71. Adelbert I. abgesetzt.	1012.
	72. Megingand, saß zu Coblenz, starb	1016.
	73. Poppo erhält von Kaiser Heinrich II. Coblenz	1047.
	74. Eberhard, Pfalzgraf	1066.

Reihefolge der Erzbischöfe und Kurfürsten von Trier.

Jahrhundert n. Chr. Geb.		Sterbe-Jahr.
XI.	75. Kuno, Graf von Pfallingen. Von den Trierern ermordet	1066.
	76. Udo, Graf von Nellenburg. . . .	1078.
XII.	77. Egilbert, Domprobst zu Passau . .	1101.
	78. Bruno, Graf von Laufen, stellt die Florinskirche wieder her	1124.
	79. Gottfried, verjagt	1124.
	80. Meginher . . . . : : . . .	1130.
	81. Adelbert II. von Monstreil, ein wackrer Fürst	1152.
	82. Hillin, ein kluger Fürst, befestigte Ehrenbreitstein	1169.
	83. Arnold I.	1183.
XIII.	84. Johann I., Kanzler Heinrichs VI. .	1212.
	85. Theodorich II., Graf von Wied . .	1242.
	86. Arnold II., Graf von Isenburg, befestigt Coblenz	1259.
	87. Heinrich II. von Vinstingen, belagert Coblenz	1286.
	88. Boemund I. von Weinsberg . . .	1286.
XIV.	89. Diether von Nassau, ein Bruder Kaiser Adolphs	1307.
	90. Balduin, Graf von Luxemburg, ein großer Fürst	1354.
	91. Boemund II. Graf von Saarbrücken	1367.
	92. Kuno von Falkenstein, ein tapfrer Fürst	1388.
XV.	93. Werner von Falkenstein-Königstein .	1418.
	94. Otto von Ziegenhein	1430.

Reihefolge der Erzbischöfe und Kurfürsten von Trier.

Jahrhundert n. Chr. Geb.		Sterbe-Jahr.
XV.	95. Raban von Helmstätt, Bischof von Speier, legt nieder	1459.
	96. Jacob I. von Sierek	1456.
XVI.	97. Johann II. Markgraf von Baden, stiftet die Universität und bauet das Schloß zu Körlich	1503.
	98. Jacob II. Markgraf von Baden . .	1511.
	99. Richard von Greiffenklau, bekämpft die Bauern	1531.
	100. Johann III. von Mezenhausen . .	1540.
	101. Johann Ludwig von Hagen . . .	1547.
	102. Johann IV. Graf von Isenburg . .	1556.
	103. Johann V. von Leyen	1567.
	104. Jacob III. von Elz, unterwirft sich Trier, Maximin und Prüm	1581.
	105. Johann VI. von Schönberg. . . .	1599.
XVII.	106. Lothar von Metternich	1623.
	107. Philipp Christoph von Sötern, Bischof zu Speier, lebt im 30jährigen Kriege, wird in die Acht erklärt und gefangen, starb	1652.
	108. Karl Kaspar von der Leyen, ein wackerer Patriot	1676.
XVIII.	109. Johann Hugo von Arsbeck . . .	1711.
	110. Karl Herzog von Lothringen. . . .	1715.
	111. Franz Ludwig, Pfalzgraf hernach Erzbischof von Mainz	1729.
	112. Franz Georg von Schönborn. . .	1756.
	113. Johann Philipp von Walderdorf.	1768.
XIX.	114. Clemens Wenzeslaus, Prinz von Sachsen	1812.

Rheinische Geschichte

von

Trier und Coblenz.

Die Trierer rühmten sich, ihre ersten Bischöfe Eucherius, Valerius und Maternus aus der Schule der Apostel erhalten zu haben. Schon in der römischen Periode erscheinen die Bischöfe Marcellus, Mariminus und Agritius als Metropoliten; aber ihr Kirchensprengel war nur auf die erste belgische Provinz eingeschränkt. Denn längs dem Rheine hin erstreckte sich das geistliche Gebiet der Erzbischöfe von Mainz und von Cölln. Durch die apostolischen Predigten der trierischen Apostel Castor, Goar und Lubentius wurde die trierische Diöces über das Land der alten Trebirer bis an den Rhein ausgebreitet. Metz, Tull und Verdun blieben ihre alten Suffraganate; aber die ersten und Hauptkirchen des Erzstiftes selbst wurden in Trier und Coblenz angelegt.

Die Geschichte der ersten trierischen Heiligen ist während des Mittelalters sehr entstellt worden; daß aber Marcellus mit seinen Gesellen unter der Regierung der Kaiser Diocletian und Maximian auf Befehl des Riccius Varus den Märtyrertod erduldet, daß Paulinus von den Arianern verjagt, daß die heiligen Goar und Castor an dem Rheine, der heilige Lubentius über dem Rheine an der Lahn das Evangelium gepredigt haben, wird durch alle Urkunden und Alterthümer bestätigt. In einer Stadt wie Trier, wohin der Sitz der Regierung und selbst die Anwesenheit der Kaiser so viele Menschen versammelt hatte, gab es gewiß auch Christen und christliche Kirchen. Schon in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt, zur Zeit des Kaisers Maximian, welcher da wohnte, hatte sich ihre Religion sogar bis an den Hof und über die ersten Staats- und Stadtbeamten verbreitet. Mauritius, Tyrsus und Secundus waren Hauptleute der Legionen, Marcellus und Paulinus, Bischöfe und Vorsteher, Palmatius, Hormisdas und Constanz waren Consuln, Papyrius, Jovianus und Maxentius, Senatoren und ansehnliche Männer. Es scheint sogar, daß die Familie des Constantinus sich hauptsächlich durch die Christen und christliche Legionen, welche um und in Trier lagen, auf den kaiserlichen Thron geschwungen habe. Aus Dankbarkeit machte dieser Fürst ihre Religion zur herrschenden. Seine Mutter Helena berief hierauf den heiligen Agritius von Antiochia, um das unter den vorigen Kaisern verfolgte Christenthum wieder zu stärken. Unter der Leitung dieses Bischofs und seines Schülers Johannes, gründete sie mehrere Kirchen an der Mosel und an dem Rhein, welche meistens den Heiligen geweihet waren,

die dort den Märtyrertod erlitten haben. Unter dieselben, wenigstens unter die ältesten, kann man füglich jene zu Trier zählen, welche dem heiligen Petrus, dem heiligen Johann und dem heiligen Paulinus zu Ehren errichtet wurden. Erstere wurde die Cathedral oder Domkirche, weil die ersten Bischöfe der Stadt, Eucherius und Maternus für Schüler des heiligen Petrus gehalten wurden; die zweite wurde hernach als eine reiche Abtei dem heiligen Maximinus zu Ehren geweihet; letztere wurde zu den heiligen Märtyrern genannt, welche den christlichen Glauben mit ihrem Blute versiegelt hatten. Helena soll diesen Kirchen die Kaiserpalläste eingeräumt, und sie mit einem Stücke vom Kreuze des Heilands, mit seinem Rocke und einem der Nägel beschenkt haben, womit er an das Kreuz geschlagen war.[1] So wurde die Kirche von Trier schon in den ersten christlichen Jahrhunderten so heilig und hochgeachtet, daß sich die großen Kirchenlehrer Lactantius, Athanasius, Ambrosius, Hieronimus und Augustinus in ihrer Schule gebildet worden zu seyn, rühmten.

Dieser Wohlstand dauerte aber nur so lange, als der große Constantin und seine fromme Mutter lebten. Sie hatten die Christen gegen die Verfolgungen der Heyden geschützt; aber nach ihrem Tode, da diese nun keine äußere Feinde mehr zu befürchten hatten, bekriegten und verfolgten sie sich einander selbst. Der Streit des Arius und Athanasius, des Ithacius und Priscillianus entzweite die Kirchen im Oriente und Occidente; und

1. Diese Reliquien mit dem Stabe des heiligen Petrus werden noch in Trier verehrt. Helena soll das heilige Kreuz wieder gefunden haben.

Trier wurde der Schauplatz ihrer wechselseitigen Verfolgungen. Athanasius wurde von Alexandria nach Trier, Paulinus von Trier nach Phrygien in das Elend geschickt. Die Wuth der Parteien ging bald so weit, daß der Kaiser Maximus das Todesurtheil über alle die aussprach, welche der Meinung des Priscillianus anhingen. Die Schriterhaufen für die unglücklichen Ketzer rauchten schon in und um Trier, als der duldsame Bischof Martinus auftrat, und den kaiserlichen Präfekten also anredete: »Ich »bitte dich im Nahmen des Gekreuzigten, von dem Blut»vergießen dieser Unglücklichen abzustehen. Es ist ja genug, »daß sie bereits durch den bischöflichen Spruch als Ketzer »erklärt, und aus der Kirche gestoßen sind. Es würde »wahrhaftig ein neues und unerhörtes Unrecht seyn, »wenn ein weltlicher Richter in Kirchensachen Urtheil »sprechen wollte.« Durch diese wahrhaft christlichen Worte und Gesinnungen brachte es Martinus dahin, daß die weltliche Verfolgung gegen die Priscillianisten aufhörte. Selbst der Kaiser Maximus gab ihm das Wort, daß er ferner kein Todesurtheil an den Ketzern vollziehen lassen wolle. Allein diese christliche Verschonung der Unglücklichen dauerte nur so lange, als der heilige Bischof in Trier und um den Kaiser war. Sobald er den Hof verlassen hatte, wurde Maximus durch die fanatischen Bischöfe, Magnus und Rufus wieder auf andere Gesinnungen gebracht. Er gab dem Evodius, seinem prätorianischen Präfekten in Trier, die Befehle, das Todesurtheil zu vollziehen, und dieser harte Mann ließ den Priscillianus mit seinen Anhängern hinrichten.

Bald nach dieser Verfolgung wurde der traurige Zustand der trierischen Kirche durch die Einfälle der Barbaren in das römische Reich noch kläglicher, und die rö-

mischen Anmaßer, welche in Trier lagen, führten ihn selbst durch ihre Laster herbei. Als im Jahr 411 die Franken die Länder des untern Rheins und der Mosel bedrohten, herrschte in Trier Jovinus [1] als Kaiser, und drückte das Volk durch Gewalt und Wollust zugleich. Er hatte nämlich bemerkt, daß einer der Senatoren, Lucius mit Nahmen, mit einer sehr schönen Frau beglückt war. Diese dachte der mächtige Wollüstling in seinem Garn zu fangen. Um dazu eine schickliche Gelegenheit zu finden, gab er vor, er sey krank, und bedeutete den Senatoren, daß sie ihm ihre Weiber zum Besuche schicken möchten. Als er nun des Lucius Gattin in unschuldiger Theilnahme und allein vor seinem Bette fand, zog er sie zu sich und schändete sie mit Gewalt. Nicht genug, diese schändliche Nothzucht verübt zu haben, rühmte er sich noch derselben; denn da er am andern Morgen von seinem Bette aufgestanden, und die Senatoren zum Besuche gekommen waren, sagte er höhnend zum Lucius: »du hast ein schönes, warmes Bad, und wäschst dich mit »kaltem Wasser.« Diese freche Rede schleuderte Eifersucht und Rache in die Brust des beleidigten Senators. Er stellte mit andern Mißvergnügten gegen den Tirannen eine Verschwörung an, und da sie selbst nicht mächtig genug waren, ihn zu bestrafen, riefen sie die Franken herbei, und überlieferten ihnen die Stadt. Raub, Mord, Brand und Verwüstung waren nun die schrecklichen Folgen eines begangenen Verbrechens. Trier wurde mehrmal von den Franken geplündert und zerstört, Christen und Heyden vertrieben oder hingeschlachtet, Kirche und

1. Einige Geschichtschreiber nennen ihn Avitus.

Erzbisthum verlassen, bis endlich Klodwig bei Zulpich siegte, und der christlichen Religion wieder Schutz gab.

Nachdem hierauf die fränkischen Könige ihre Feinde in Gallien und Teutschland bezwungen hatten, dachten sie auch auf die Wiederherstellung der rheinischen Kirchen und Bisthümer, und Dagobert erscheint auch hier, wie zu Straßburg, Speier und Mainz, als ihr Wohlthäter oder Stifter. Zu dieser Zeit saßen heilige und fromme Bischöfe auf dem Erzstuhle zu Trier. So gefällig sie sich gegen die fränkischen Könige bewiesen, wenn sie deren Gnade für ihre Kirchen auflehten, so strenge waren sie, wenn sie deren Laster bestrafen mußten. Die Bischöfe Magnerich und Modwald stifteten, durch die Freigebigkeit des Königs Dagobert unterstützt, die Kirchen der heiligen Maria zu den Scheuern oder Aehren, zu St. Symphorin und zu Pfalzel, wo ehemals römische Gebäude gestanden hatten. Bei den zwei Erstern wurde Irmina, die Schwester des Königs, und Severa, die des Bischofs, als Vorsteherinnen angestellt. Dagegen schloß der Bischof Nicetius, die Könige Theutbert und Klothar von der Christengemeinde aus, als sie durch öffentliche Laster dem Volke Aergerniß gaben. Durch solche eifrige Seelenhirten breitete sich das geistliche Gebiet der Erzbischöfe von Trier über die Gauen an der Mosel, an der Saar, an dem rechten und linken Rheinufer aus.

Schon gegen das zehnte Jahrhundert wurde die Diözes, wie die übrigen am Rheine in Archidiakonate und Dekanate abgetheilt, welche an die Hauptkirchen derselben, nämlich an St. Peter oder die Domkirche in Trier, St. Agatha in Longwig, St. Castor in Carden, St. Mauritius in Toley, und St. Lubentius

in Dietkirchen gebunden waren.[1] Dazu kamen noch die zwei fürstlichen Abteien zu St. Maximin in Trier und zu St. Salvator in Prüm, wovon erstere Helena, Constantins Mutter, letztere Bertrade, Pipins Gattin, gestiftet hat. Die fränkischen Könige und Fürstinnen beschenkten diese Kirchen mit großen Gütern und Herrlichkeiten, und die trierischen Erzbischöfe erstreckten schon im zehnten Jahrhundert ihre geistliche und weltliche Gerichtsbarkeit über einen großen Theil des Moselgaues, des Saargaues, des Bliesgaues, Caresgaues, Bedgaues, des Hundsrücks und des Maifeldes. Die Erweiterung ihres weltlichen Gebietes an dem Rhein wurde aber durch einen bürgerlichen Krieg verursacht.

Unter der Regierung des Erzbischofs Luthold zeichnete sich der Probst von St. Paulin, Adelbert von Luxemburg, als ein unternehmender mächtiger Prälat aus. Er war Herr von Saarburg, Bernkastel, Rüthen und anderen Schlössern, und übte, mit Nachsicht des Bischofs, sowohl in der Stadt als auf dem Lande, eine ungewöhnliche Gewalt aus. Als Luthold 1008 mit Tode abgegangen war, rückte er mit bewaffneten Söldnern in Trier ein, besetzte die Thore und den Pallast, und ließ die Moselbrücke befestigen, in Hoffnung, auch ohne die Beistimmung der Bürger und der Klerisei sich auf den erzbischöflichen Stuhl zu schwingen. Er zählte dabei auf den Schutz Kaiser Heinrichs II.,

1. Ich habe hier, wie in allen vorigen rheinischen Diöcesen, die Benennung Dekanat beibehalten, weil ich sie schon in sehr alten Urkunden fand. In dem eilften und zwölften Jahrhundert wurden die Landdechanten auch Erzpriester Archipresbiteri genannt. Siehe darüber ausführlich Würdweins Dioecesis moguntina und auch Hontheims Hist. trevir.

welcher seine Schwester Kunigunde geheirathet hatte; dieser aber war ein zu gerechter Fürst, als daß er eine so offenbare Gewaltthat, auch selbst bei seinem Verwandten, zugelassen hätte. Er entsetzte ihn vielmehr der angemaßten Würde, und gab sie, auf Anrathen des Erzbischofs Willigis, an Maingoz oder Megingaud den Probst von Mainz. [1]. Um dessen Wahl zu behaupten, ließ er eine hinlängliche Anzahl von Truppen gen Trier ziehen, und den widerspenstigen Adelbert belagern. Die kaiserlichen Völker versuchten alles, was man von erfahrnen Kriegern fordern konnte; sie besetzten alle Wege und Ausgänge, schnitten den Belagerten die Lebensmittel ab, verwüsteten die Felder und Weinberge um die Stadt, und drangen selbst an verschiedenen Orten in dieselbe; allein Adelbert, welcher die Pfalz behauptete, war nicht zu bezwingen. Er schlug alle Angriffe muthig zurück, und nahm bei einem Ausfalle den Belagerern selbst das Schlachtvieh weg, welches sie weit von den Vogesen her zusammengetrieben hatten.

Heinrich ließ hierauf von den zertrümmerten Häusern der Stadt Maschinen errichten um dem Schlosse näher zu kommen, aber auch diese zerstörte Adalbert durch Feuer und Hacken. Da also der Kaiser sahe, daß er gegen diesen entschlossenen Prälaten nichts ausrichten könnte, zog er, nachdem er die Moselbrücke in Brand gesteckt hatte, von Trier ab, und räumte seinem Günstlinge Megingaud den kaiserlichen Pallast in Coblenz zu seinem erzbischöflichen Sitze ein, welchen er hernach auch dessen Nachfolger Poppo mit der Stadt und ihrem Burgbanne

1. Vielleicht der nämliche, von dem noch eine Thüre am Dom zu Mainz vorhanden ist. Siehe neuntes Buch, Seite 350.

schenkte. So kam auch Coblenz unter die weltliche Herrschaft der trierischen Erzbischöfe und ihr Gebiet erstreckte sich schon von der Saar längs der Mosel herab bis über den Rhein.

Diesem so beträchtlichen Anwachse der trierischen Macht widersetzten sich hauptsächlich die Grafen von Luxemburg und die Pfalzgrafen bei Rhein. Jene waren die nächsten Nachbarn des Erzstiftes und hatten zu der Zeit, wie wir an Adalbert gesehen haben, einen mächtigen Anhang in Trier selbst; diese besaßen beträchtliche Güter in der trierischen Diözes und leiteten von der alten Pfalz oder dem sogenannten Pfalzel bei der Stadt ihre gräfliche Gewalt her. Der Erzbischof Poppo hatte kaum sein Gebiet bis zum Rheine verbreitet, als die luxemburgische Partei darauf dachte, seine Gewalt an der Mosel zu brechen. Zu der Zeit nämlich war der heilige Simeon, ein Mönch vom Berge Sinai, nach Trier gekommen, und hatte den Erzbischof durch sein frommes Leben so begeistert, daß er mit ihm nach dem gelobten Lande zog, um das heilige Grab Christi zu besuchen. Diese Wallfahrt sahen die Luxemburger als die günstigste Gelegenheit an, wodurch sie ihre Macht in und um Trier wieder erweitern könnten. Graf Adalbert, der Probst von Paulin, hatte noch die Schlösser Bernkastel, Rüden und Pfalzel besetzt, und Graf Gieselbert fiel in das trierische Gebiet ein, und besetzte es mit seinen Truppen. Poppo aber, ein eben so frommer Bischof als wackerer Fürst, war kaum aus Palästina zurückgekommen, als er, um diesen Friedensbruch zu bestrafen, einen großen Heerhaufen zusammenzog, um damit die Luxemburger aus seinem Gebiete zu treiben; diese aber waren so mächtig an Ländern und Leuten, daß sie der Erzbischof mehr durch die List

seiner Hauptleute, als die Macht seiner Truppen bezähmen konnte. Der Krieg wurde zu der Zeit, wie bei der Belagerung von Troja, meistens mit einzelnen Gefechten und Listen geführt. Zweikämpfe, Einfälle, Stürme, Brand und Hinterhalt machen seine Begebenheiten aus. Poppo hatte einen Anführer, Stiko mit Nahmen, welcher in dieser Kriegsart besonders geschickt war. Wenn es ihm, der festen Schlösser wegen, nicht gelingen konnte, durch offene Fehde zu siegen, bediente er sich meistens einer List. So brachte er, unter dem Vorwande eines Geschenkes, mehrere seiner Reisigen in Weinschläuchen auf die Burg, welche Graf Adalbert behauptete. Diese brachen alsdann aus denselben hervor und lieferten ihm selbige mit ihrem Herrn in die Hände.

So lange Poppo regierte, war das Erzstift geschützt, denn er hatte seinem Erzstifte, wie Willigis von Mainz, Gesetze gegeben. Nach seinem Tode, 1047, erhob sich aber wieder die luxemburgische Partei in Trier, und die Wahlen der Bischöfe wurden durch Zwiespalt und bürgerliche Kriege geschändet. Graf Konrad von Luxemburg warf den Nachfolger Poppos, Eberhard, hinterlistig nieder, als dieser seinen Kirchsprengel visitirte, und behandelte ihn während der Gefangenschaft so unmenschlich, daß er, kaum wieder in Freiheit gesetzt, nach einigen Jahren dahin starb. Als hierauf der mächtige Erzbischof von Cölln Hanno II. den Trierern seinen Neffen Kuno aufbringen wollte, ermordeten sie selbigen, nachdem sie ihn zuvor gefangen und von einem Felsen gestürzt hatten. Unter dessen Nachfolgern Uto, Egelbert, Bruno, Gottfried und Meginher war das Erzstift und die Stadt ein Spiel und Raub der Ritter und Parteien geworden; seine Erzbischöfe kannten keine andere Mittel

zur Ruhe mehr, als Bannstrahlen und wechselseitige Beschimpfungen.

In dieser Verwirrung schlug der Pabst Innocenz II. den Wählenden Adelberten den Bischof von Metz zu ihrem Regenten vor, weil er ihn als einen wackern und eifrigen Vertheidiger seiner Rechte kannte. Ein Theil des Domkapitels nahm diesen Prälaten an, aber die Bürger von Trier, an deren Spitze der Burggraf Ludwig stand, widersetzten sich der Wahl und stürmten die Häuser der Domherren, welche den päbstlichen Vorschlag befördert hatten. Sie warfen sogar die Gesandten des Kapitels bei der Conzner Brücke nieder, auf daß sie dem Neugewählten seine Erhebung nicht verkündigen sollten. Adelbert hatte nicht so bald diesen Unfug vernommen, als er mit seinen Reisigen gen Trier zog, und sich mit gewaffneter Hand Gehorsam verschaffte. Sein Einzug in die Stadt glich mehr dem Triumphe eines römischen Imperators, als jenem, welchen Christus auf einer Eselin in Jerusalem hielt. Er wuste sowohl die Bürger als den Burggrafen im Zaume zu halten, und letztern brachte er durch seine Strenge dahin, daß er ihn kniefällig um Verzeihung bitten mußte.

Nachdem er seine Rechte in dem Erzstifte kräftig behauptet hatte, suchte er auch seinen Einfluß in dem Reiche zu vermehren. Nach dem Tode des Kaisers Lothar brachte er es durch seine Klugheit dahin, daß sein Freund Konrad III. von Hohenstaufen zu Coblenz an dessen Stelle erwählt wurde. Ob dieser Wahl wurde Heinrich der Stolze Herzog von Sachsen und Baiern des Kaisers Feind. Als nun die Sache bei Hersfeld durch eine förmliche Schlacht entschieden werden sollte, trat Adalbert an der Spitze seines mit Weinfässern und Geldwägen bewaffne-

ten Haufens vor die Schlachtordnung, und verwandelte mit fröhlichem Zutrinken und Geschenken die Feinde in Freunde. Statt Blut wurde hier Wein vergossen, und statt der Rüstwägen rasselten Goldwägen; ein für alle Zeiten wünschenswerthes Mittel, um den Frieden zu schließen.

Die großen Verdienste, welche sich der Erzbischof dadurch bei dem Kaiser erworben hatte, ließ er sich von ihm auch reichlich belohnen. Durch die bisherigen Fehden und bürgerlichen Kriege war sein Erzstift verschuldet, und dessen Güter so verschleudert, daß er bei dem Antritte seiner Regierung nicht einmal seine fürstliche Tafel unterhalten konnte. Er bat also den Kaiser, die reiche Abtei von St. Maximin seiner Kirche einzuverleiben; und sein Wunsch wurde erfüllt. Dieser Vermehrung seiner Herrschaft widersetzten sich die Mönche, welche landesherrliche Rechte erworben hatten, und riefen den Grafen Heinrich von Luxemburg als ihren Kirchenvogt zu Hülfe. Um ihrem Ansuchen noch mehr Gewicht zu geben, brachten sie die ansehnlichen Schätze ihres Klosters mit, und machten ihm begreiflich, daß er bei dieser Gelegenheit seine eigenen Länder erweitern, und seinen Einfluß auf das Stift vermehren könnte. Da Adalbert sich zu der Zeit an dem kaiserlichen Hofe aufhielt, war Heinrich desto leichter zu der vorgeschlagenen Fehde zu bereden. Er fiel mit 1500 Mann in das Erzstift ein, und würde wahrscheinlich Trier selbst überrumpelt haben, wenn ihn nicht Graf Friedrich, dem der Bischof während seiner Abwesenheit die Verwaltung übertragen hatte, zurückgehalten hätte. Als Adalbert diesen Einfall in seine Länder hörte, verließ er in Eile den kaiserlichen Hof, um seine Hauptstadt zu retten. Gleich nach seiner Zurückkunft ließ er die Mauern und

Bollwerke verbessern. Er bot seine Dienstmannen und Kriegsknechte auf, und rückte mit starken Haufen seinen Feinden entgegen. Nach einigen blutigen Gefechten nahm er Roulemont, Manderscheid, Echternach, und über dreißig feste Schlösser ein. Er trieb den Grafen aus Pfalzel und Wittlich, welches dieser in Brand gesteckt hatte. Endlich erreichte er ihn bei Himmerod, wo er ihm eine Schlacht lieferte, und sein Heer gänzlich zerstreute.

Nachdem er diesen Krieg glücklich geendigt hatte, wurde er im Jahre 1148 in einen neuen mit dem mächtigsten Fürsten am Rheine, dem Pfalzgrafen Herrmann II., verwickelt, dessen Thaten wir bereits beschrieben haben. [1] Dieser den geistlichen Staaten so gefährliche Feind hatte dem Grafen Otto vom Rheine sein Schloß Triß widerrechtlich hinweggenommen, und es mit starken Bollwerken befestigen lassen, um von da aus seine alten Ansprüche auf die Länder an der Mosel desto geltender machen zu können. Adalbert, der die Gefahr beherzigte, welche dadurch seinem Erzstifte erwachsen könnte, ließ sich das Recht auf das Schloß von dem Grafen übertragen, und sammelte so viel von seinen Reisigen, als er aufbringen konnte, um die Pfalzgräflichen daraus zu vertreiben. Herrmann aber hatte die Burg bereits mit einer so starken Besatzung belegt, und sie mit so festen Mauern umgeben, daß sie ohne ein beträchtliches Heer und eine lange Belagerung nicht wohl zu nehmen war. Nichts desto weniger ließ sich der Erzbischof nicht davon abschrecken, und umgab sie mit seinen Truppen im festen Entschlusse, sie zu erobern.

1. Siehe achtes Buch.

Auf die Nachricht dieses kühnen Unternehmens zog der Pfalzgraf seine zerstreueten Haufen zusammen, und rückte mit ihnen zum Entsatz heran. Adalbert hatte nun einen gefährlichen und blutigen Kampf zu bestehen. Auf der einen Seite zog ein mächtiges Heer gegen ihn an, von dem tapfern Pfalzgrafen selbst angeführt, auf der andern drohte ihm eine zahlreiche Besatzung in den Rücken zu fallen. Unter diesen Umständen nahm er seine Zuflucht auch zu den geistlichen Waffen, da ihm die weltlichen nicht mehr stark genug schienen. Nachdem er seine Schlacht mit eben so viel Muth als Gegenwart des Geistes in doppelter Fronte geordnet hatte, trat er mit einem Kruzifix in der einen, und mit der Stiftsfahne in der andern Hand vor seine Schaaren, und redete sie also an: »Ihr Freunde des heiligen Petrus! Ihr wackern »Vertheidiger seiner Kirche! die ihr heute euern sterblichen »Körper für Gott und die gerechte Sache dem feindlichen »Schwerte entgegensetzt, habt Vertrauen auf euern heili»gen Schutzpatron. Er wird euch mit einem großen »Haufen von himmlischen Heerschaaren beistehen, und mit »unsichtbaren Schildern bedecken. Ihr könnt des Sieges «gewiß seyn. Sehet hier das Zeichen des heiligen Kreu»zes, dieses den Feinden Christi und seiner Kirche so »fürchterliche Panier. Auf dieses Kreuz hat mir der »Pfalzgraf Treue geschworen, und ich habe ihn zum Be»schützer unserer Kirche gemacht. Ich werde es ihm im »Kampfe vor die Augen halten, und ihn damit, als dem »Zeichen seiner Untreue, schrecken. Auf! meine lieben »Kinder, die ihr euer Blut und Leben für die Verthei»digung der Kirche aufopfert! Bereitet eure Herzen zum »Kampfe! Ich ertheile euch die Nachlassung euerer Sün»den, auf daß, wenn ihr heute euer zeitliches Leben ver-

»kieren sollt, eure Seele zu einem ewigen und glücklichern » übergehe. Auf diese Rede gab er dem Grafen von Namur die Stiftsfahne, er aber hielt das Crucifix in die Höhe und führte so seine Leute gegen den Feind an. Als Herrmann diesen sonderbaren Angriff sahe, fiel auf einmal sein Muth, oder vielmehr der seiner Truppen. Er und seine Kriegsknechte glaubten den Erzengel Michael mit den himmlischen Heerschaaren gegen sich anrücken zu sehen. Eine abergläubische Ehrfurcht bemeisterte sich ihrer Herzen. Sie legten vor dem Kreuze die Waffen nieder, und übergaben die Festung. Adelbert hatte auf diese Weise die mächtigsten Feinde seines Erzstiftes gedemüthigt, und hinterließ es mit neuen Gütern und neuen Burgen bereichert seinem Nachfolger, dem friedlichen Hillin.

Es ist zuweilen Vortheil eines Staates, wenn auf einen kriegerischen Fürsten ein friedeliebender folgt. Dieser kann durch kluge Unterhandlungen die Feinde besänftigen, welche jener durch seine Waffen erbittert hatte. Hillin benutzte die Furcht, welche sein Vorfahrer den Nachbarn des Erzstiftes eingeflößt hatte, und gewann durch friedliche Verträge, was jenem mit dem Schwerte nicht gelingen wollte. Die Grafen von Luremburg, von Sayn, von Wied, von Nassau, und die Pfalzgrafen ließen sich seine billigen Vorschläge gefallen, und er erhielt die Abtei von St. Marimin, die Burgen Manderscheid, Nassau, Dhaun, Billich, Scheuern, Sayn und Triß entweder als wirkliche Herrschaften für sein Erzstift oder doch wenigstens als stiftische Lehen. Obwohl er aber den Krieg, so viel er konnte, zu vermeiden suchte, so befestigte er doch seine Burgen und Schlösser so, als wollte er einen führen. Er ließ die Festungen Dries, Manderscheid und den stolzen

Ehrenbreitstein mit neuen Thürmen und Bollwerken vermehren. Damit letztere auch bei der längsten Belagerung aushalten könne, ließ er mit großen Kosten jene Cisterne graben, welche der Besatzung hinlängliches Wasser gab. Seine Zeughäuser füllte er mit allen Arten von Waffen, seine Besitzungen und Rechte ließ er sich von dem Kaiser bestätigen.

Nach der kräftigen Regierung Adalberts und Hillins erhob die luxemburgische Partei wieder ihr Haupt im Kapitel und in der Stadt. Der Bischof Arnold, welcher 1169 auf letzteren folgte, war noch nicht einmal begraben, als sie schon eine ihrer Kreaturen, den Diakon Folmar, auf den ledigen Stuhl heben wollten. Ihr aber widersetzte sich ein großer Theil des Kapitels und wählte, unterstützt von dem Pfalzgrafen Rudolph, ihren Domprobst. Darob gab es einen heftigen Streit zwischen beiden Parteien, und da keine der andern weichen wollte, lenkte man die Wahl auf Werner von Bohlanden, in Hoffnung, dadurch die Stimmen zu vertheilen. Dieser aber wollte die Sache dem Kaiser zur Entscheidung vorgelegt haben.

Unter solchen wechselseitigen Einwendungen hatte Heinrich von Luxemburg die Ritter und das Volk gewonnen und Folmar bestand darauf, daß die Wahl nach geistlichen Rechten sogleich vollzogen werden müßte. Nach vielen Unterredungen und langem Wortwechsel wurde endlich die neunte Chorstunde oder sogenannte Nona zur Zeit bestimmt, wo die Domherren sich noch einmal zur Wahl versammeln sollten. Während dieses Aufschubs brachte der Graf von Luxemburg seine Anhänger zusammen, und da die Glieder der Gegenpartei nicht gerade mit dem

Glockenschlage eingetroffen waren, ließ er Folmarn in Geschwindigkeit wählen, und auf den erzbischöflichen Stuhl setzen. Der Domprobst Rudolph, Werner von Bohlanden und der Pfalzgraf ergrimmten, als sie nach ihrem Eintritte in das Kapitelhaus die Wahl so eilfertig vollzogen sahen. Sie erklärten sie für gesetzwidrig und nichtig. Sie brachten ihre Klage bei dem Kaiser an, Folmar aber ging zu dem Pabste, um sich von diesem bestätigen zu lassen. Der Kaiser unterstützte Rudolphen, der Pabst Folmarn. So wurde diese zwiespaltige Wahl ein bürgerlicher Krieg. Zum Unglück fiel der Streit gerade in jene Zeit, wo die Päbste und Kaiser selbst einander bekriegten. Dadurch stieg die Unruhe und Verwirrung in dem Erzstifte so weit, daß am Ende beide Nebenbuhler vom bischöflichen Stuhle getrieben, und des Kaisers Hofkanzler, Johannes I., an deren Stelle gesetzt wurde.

Dieser bürgerliche Krieg vermogte eine Zeitlang den Parteigeist zum Schweigen zu bringen, da Johann die Stadt Trier befestiget, und die Vogteirechte über sein Erzstift im Jahre 1197 von den Pfalzgrafen zurückerhalten hatte. Theodorich von Wied, des Johannes Nachfolger, wurde ohne Unruhen gewählt; aber nach seinem Tode 1242 brachen sie wieder desto verwüstender aus. Sein Neffe Arnold von Isenburg hatte den größten Theil der Stimmen und den Beifall des Volkes erhalten. Ihm widersetzte sich Rudolph von Brücke, der Probst von St. Paulin, mit seiner Partei. Dieser verließ sich auf die Unterstützung des Kaisers Friedrich II., welchen der Vetter und Beförderer Arnolds, Siegfried von Mainz, beleidigt hatte. Der Kaiser gab ihm auch wirklich die Regalien, und er besetzte mit seinen Rittern und

Anhängern die Stadt. Die Rache, welche er an seinem Nebenbuhler nahm, war eben so hart als niederträchtig. Er fiel in die Häuser der Domherren ein, welche diesen gewählt hatten, und gab sie der Plünderung des Pöbels preis. Er ließ den Archidiakon Theodorich von Hagen mit vielem Spotte über den Gerümpelmarkt führen, und gefangen setzen. Diese unwürdige Behandlung brachte das trierische Volk auf, und Arnold von Isenburg war so glücklich, seinen Nebenbuhler wieder aus der Stadt zu treiben. Hierauf drangen die Truppen des Herzogs von Lothringen, des Grafen von Sayn und die ganze luxemburgische Partei in das Erzstift, und verwüsteten es mit Feuer und Schwert. Nur die Bürger von Trier blieben noch ihrem gewählten Erzbischofe treu. Sie vertheidigten ihn mit seltenem Muthe. Sie befestigten und beschirmten die Schlösser, welche noch nicht von fremden Truppen eingenommen waren. Die Pfalz wurde von ihnen besetzt und die Hülfstruppen des Erzbischofs heimlich durch die Muspfort dahin eingelassen. Von da aus machten sie mehrere Ausfälle, wodurch sie die Feinde zurückschlugen, und selbst den Neffen Rudolphs und den Probst von Prüm gefangen nahmen. Ergrimmt über diesen hartnäckigen Widerstand versuchte der Graf von Luxemburg einen förmlichen Sturm auf die Pfalz. Er sammelte um sie her die Tapfersten seiner Ritter und Krieger, ließ Wurfmaschinen und Sturmböcke anlegen, und berennte sie einen ganzen Tag und eine ganze Nacht hindurch; aber die muthigen Bürger schlugen alle seine Angriffe zurück. Nach so vielen Verwüstungen und fruchtlosen Versuchen gab endlich Rudolph nach. In Nievels, einem Orte zwei Stunden von Trier, wurde ein Vergleich abgeschlossen,

vermöge welches er Arnolden das Erzstift überließ, sich aber nur das Schloß Saarburg vorbehielt, worin er auch bald sein unruhiges Leben beschloß.

Nun war dieser Wahlstreit zwar geendigt, allein der bürgerliche Krieg hatte so viel Elend über das Erzstift gebracht, daß Arnold noch lange mit diesem Uebel zu kämpfen hatte. Er mußte die Feinde seiner Kirche, welche die Verwirrung benutzt hatten, entweder mit gewaffneter Hand oder durch kluge Verträge von seinem Gebiete entfernen. Ein Theil der Ritter und Unterthanen, welche bisher den Parteien gedient hatten, wollten sich nicht mehr den Landesgesetzen unterwerfen. Unter diesen übte ein gewisser Zorno Grausamkeiten aus, welche alle die Uebel überstiegen, wodurch bisher das Erzstift gequält wurde. Er raubte dem armen Landmann seine Früchte, und steckte ihm seine Hütte über dem Kopfe an. Unschuldige Jungfrauen nothzüchtigte er, und schwangere Weiber ließ er mit Spott auf seiner Burg in Kindesnöthen sterben. Die Geistlichen, welche er gefangen hatte, wurden in finstere Löcher geworfen, und alles niedergemetzelt, was sich ihm widersetzte. Arnold hatte noch zwei Jahre mit ihm Krieg zu führen, und mußte den Kurfürsten von Kölln zu Hülfe rufen, um das Ungeheuer zu bändigen. Dennoch konnten diese Unglücksfälle weder den Parteien des Kapitels noch der Stände zur Warnung dienen.

Nach dem Tode Arnolds, 1259, theilten sich die Domherren von neuem in der Wahl, und brachten das Erzstift von neuem an den Rand des Verderbens. Ein Theil wollte Arnolden von Schleida, der andere Heinrichen von Bohlanden auf den Stuhl erheben. Da sie nicht einig werden konnten, brachten sie ihren Streit vor den römischen Stuhl. Der Pabst verwarf beide, und

setzte ihnen den Dechanten von Metz, **Heinrich II.** von Finstingen, zum Erzbischofe. Dieser wußte, wie Adalbert I, das Heft der Regierung mit Kraft zu führen. Er zerstörte die Raubschlösser, von welchen aus der bürgerliche Krieg unterhalten wurde, und befestigte die seinigen, um jene im Zaume zu halten. Er brachte Coblenz, welches sich während der Zwiespalt, wie andere Städte am Rheine, unabhängig machen wollte, unter seine Botmäßigkeit, und legte da eine bischöfliche Burg an. Maien, Bernkastel, Saarburg, Manderscheid, Montabauer und Ehrenbreitstein, erhielten unter ihm neue Bollwerke. Die Grafen von Veldenz, Zweibrücken, Saarwerden und die Raugrafen nebst vierunddreißig Rittern wurden seine Vasallen. Er sammelte sich einen Schatz von 14380 trierischen Pfunden, und kaufte damit eine Menge Güter und Rechte für sein Erzstift.

Nach seinem Tode 1286 verfiel das Kapitel und das Erzstift in neuen Streit durch die zwiespaltige Wahl **Boemunds I.** von Wransberg gegen **Gerharden** von Eppstein, und Heinrichs von Virneburg gegen **Diethern** von Nassau. Letzterer mußte, gleich nach seiner Bestätigung vom Pabste, die Waffen ergreifen, um einen auswärtigen und bürgerlichen Krieg zugleich zu kämpfen. Durch die zwiespaltigen Wahlen kühn gemacht, war Heinrich von Luxemburg 1300 in das trierische Gebiet gefallen, um seine Moselzölle zu behaupten, und die Bürger von Coblenz hatten sich von neuem empört. Der Luxemburger hatte schon viele Schlösser eingenommen, und seine Truppen bis nahe an Trier geführt, als selbige durch eine nächtliche Erscheinung in einen solchen Schrecken versetzt wurden, daß sie sich in der Dunkelheit und Verwirrung einander selbst anfielen und ermordeten. Die Bürger von

Trier hielten diesen Vorfall für eine Schickung Gottes und ihres Schutzpatrons des heiligen Petrus, welcher hier die Luxemburger, wie ehemals den Attila vor Rom, geschreckt habe; und verglichen die Niederlage mit jener Senaheribs. Die Begebenheit mag sich nun verhalten, wie sie will, so befreite sie Diethern von einem gefährlichen Feinde, und er konnte nun seine Macht gegen Coblenz wenden, um die aufrührerischen Bürger zu bekämpfen.

Unter den ehemaligen trierischen Städten, welche längs dem Rheine hinab lagen, war Coblenz unstreitig die größte und mächtigste. Sie stritt sogar öfters mit Trier um den Vorzug der Residenz, und die Erzbischöfe wohnten auch lieber in einer Stadt, welche so schön gelegen war, und ihnen eine freundlichere Unterhaltung verschaffte, als in Trier, wo sie durch ihr Kapitel und die Bürgerschaft zugleich beschränkt wurden. Obwohl aber der Aufenthalt ihrer Fürsten die Coblenzer stolz machte, und sie selbige öfters in ihren Streitigkeiten mit der Hauptstadt unterstützten, so bezeigten sie sich doch jederzeit eifersüchtig auf ihre Freiheiten und ihre Vorrechte. Denn schon unter den Römern war Coblenz eine Hauptfestung und Gewerbstadt am Zusammenflusse des Rheins und der Mosel geworden. Das römische Kastell hatte zwar bei weitem den Umfang nicht, welchen diese Stadt jetzt einnimmt; allein der Zusammenfluß zweier so beträchtlicher Flüsse, des Rheins und der Mosel, zog in und um dasselbe Handel und Gewerbe, welche dadurch belebt wurden, daß es zwischen Mainz und Cölln ein Ruhepunkt war, und die doppelte Ueberfahrt ein beständiges Zuströmen von Menschen verursachte. Ob das Kleine- oder Lützel-Coblenz über der Mosel von den Rö-

mern als ein Brückenkopf angelegt wurde, kann durch historische Gründe nicht bewiesen werden; daß aber schon unter denselben das Christenthum in Coblenz Wurzel gefaßt, und folglich die Christen eine Kirche oder Versammlung gehabt haben, beweisen die Legenden des heiligen Goar, Lubentius und Castor, und selbst die bereits schon angeführte Geschichte von Trier.

Während der großen Völkerwanderung scheint diese Festung mehr als andere am Rheine verschont geblieben zu seyn; denn nicht nur beweist eine Stelle des Ammianus Marcellinus, daß der Kaiser Julian sie noch in gutem Stande gefunden habe; auch von den teutschen Königen wird sie in Urkunden noch immer ein Kastellum genannt. Unter der fränkischen Monarchie bekam Coblenz einen neuen Glanz. Es wurden darin ein königlicher Pallast und von den trierischen Erzbischöfen drei Kirchen gegründet, nämlich die zur Lieben Frauen, zu St. Florin und zu St. Castor. Die vielen Fürsten- und Reichsversammlungen, welche da gehalten wurden, und der öftere Aufenthalt der Könige zog Handel und Gewerbe herbei, und die noch bestehenden Nahmen, der alte Graben und der alte Hof, beweisen, daß man sie durch Gebäude erweitert, und mit neuen Ringmauern umgeben habe. [1]

Durch die Theilung der fränkischen Monarchie nach dem Friedensschlusse von Verdun kam das trierische Land und folglich auch Coblenz an Lothringen; es wurde aber durch Otto den Großen dem teutschen Reiche wieder einverleibt, und der Pallast von Coblenz mit den königlichen

1. Siehe umständlicher hiervon Günthers topographische Geschichte von Coblenz.

Rechten von Heinrich II. an den trierischen Erzbischof Poppo verschenkt. Dessen Nachfolger übertrugen die Kirchenvogtei an die Pfalzgrafen bei Rhein, welche die Grafen von Arnstein damit beliehen haben. Von diesen kam sie an die Nassauer, und letztere gaben sie 1253 wieder Pfandweis dem Erzbischof Arnold I. zurück. Durch diese Ereignisse bekam die Stadt ohngefähr folgende Verfassung.

Die Erzbischöfe von Trier übten durch einen Vogt oder Amtmann die Landeshoheit aus; aber die Bürgerschaft behauptete unter derselben ihre alten Freiheiten und Rechte. Sie war in Edle und gemeine Bürger abgetheilt. Erstere wuchsen auf die Zahl von dreiundzwanzig an, wovon besonders die vom Burgthor, von der Arken, von Bachheim und vom Kirchhofe genannt von Saale, als die ältesten vorkommen. Die Gemeinen machten wieder sieben Zünfte, nämlich die der Metzger, Weber, Bäcker, Schuster, Schmiede, Lohgerber und Weingartsleute aus. Die Stadt-Obrigkeit bestand zu der Zeit, bis zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts, aus einem Schultheißen, den Rittern, dem Vogte und den Schöffen. Der Schultheiß war im Schöffengerichte die erste Person, und hatte als solche den Vorsitz; der Vogt mußte die Rechte des Landesherrn wahren. Alle Urkunden wurden von gedachter Stadt-Obrigkeit ausgefertigt. Die Schöffen scheinen mit den Rittern den Stadtrath gebildet zu haben. Sie hatten ein gemeinschaftliches Rathhaus, welches man Montreal nannte. Die Gemeinen nahmen anfänglich noch wenig Antheil an der Regierung; als aber durch die Bündnisse der rheinischen Städte der Geist der Demokratie

alle Zünfte belebte, wurden auch die Zünftigen in den Rath genommen, und dem Stadtschultheißen noch zwei Bürgermeister an die Seite gesetzt.

Unter dieser gemäßigten Regierung nahm sowohl der Wohlstand als die Bevölkerung der Stadt zu. Viele Bürger siedelten sich außerhalb der alten Mauern an; die Gründung neuer Kirchen, Klöster und Armenhäuser vermehrten ihren Umfang. Sowohl die Erzbischöfe als die Bürgerschaft mußten daher auf die Erweiterung und Befestigung der Stadt Bedacht nehmen. In dieser Zeit, 1281, faßte der Erzbischof Arnold, aus dem Geschlechte deren von Isenburg, den Gedanken, Coblenz durch neue Mauern und Bollwerke gegen auswärtige Feinde, und seine Herrschaft darin durch eine neue Burg, zu befestigen. Die Bürgerschaft, welcher diese Absicht nur zur Hälfte mitgetheilt wurde, ließ sich gerne eine Abgabe, welche man das Ungeld nannte, gefallen, um durch solche Schutzwehren gegen die Anfälle ihrer Feinde und Räuber sicher zu seyn; und Arnold begann sogleich den neuen Bau. Die Hauptsteine wurden unter dem Ehrenbreitsteine, die Tugsteine zu Andernach gebrochen, der Kalch von Diez und Mainz herbeigeführt, das Holz aus dem Stadtwalde gefällt, und so stiegen allbereits die Fundamente der Mauer unter Leitung des Steinmetzen Frodogar aus der Erde hervor.

Indeß sahen die Bürger bald ein, daß Arnold mit der Befestigung ihrer Stadt auch durch ein Schloß seine Herrschaft befestigen wollte; sie widersetzten sich daher diesem Baue, und beriefen sich auf ihre alten Freiheiten. Dieser Streit würde zu einem gefährlichen Aufruhr gekommen seyn, wenn der Erzbischof nicht seinem Vorhaben

Einhalt gethan hätte. Damit verzögerte sich auch der Bau der Mauern, und die Stadt wurde unter seiner Regierung, wie der Stadtschreiber Peter Maier sagt, nur zum Theil befestigt.

Unter seinem Nachfolger Heinrich II. erneuerten die Geistlichen, die Schöffen, die Ritter und Bürger von Coblenz die Auflage des Ungeldes, und so wurde durch dessen und des Domkapitels von Trier Bewilligung der Bau fortgesetzt. Die neuen Plätze und Straßen wurden mit der alten Stadt vereinigt, und beide von der Moselspitze weit in das Land hinaus bis schier an Oberwerth mit neuen Mauern, Bollwerken, Thürmen und Thoren umgeben. Während dieser den Bürgern so gefälligen Arbeit bemerkten einige unter ihnen (wahrscheinlich waren es Heinrich und Konrad von Boß, Gobelin von Pessel und Jordan von Wildungen), daß auch Heinrich, wie seine Vorfahrer, die Absicht habe, sich ein Zwingschloß zu erbauen. Durch diese unruhigen Ritter aufgereizt, versammelten sie sich in Haufen, jagten die erzbischöflichen Beamten und Werkleute zur Stadt hinaus, verschlossen dem Landesherrn selbst ihre Thore, und griffen endlich zu den Waffen, um sich dem Schloßbaue zu widersetzen, und ihre alten Freiheiten zu behaupten.

Als Heinrich von diesem Aufstande Nachricht erhielt, bot er sogleich seine Lehnleute und Reisigen auf und zog mit einem starken Heere gen Coblenz, um die aufrührerischen Bürger zu züchtigen. Diese aber gingen mit ihren Fahnen und Waffen dem erzbischöflichen Haufen entgegen, und hielten sie in manchen Gefechten von ihrem Burgbanne zurück. Zwei Jahre lang dauerte der bürgerliche Krieg, ehe es dem Erzbischof nur gelingen konnte, sie in ihre Mauern zu-

rückzutreiben. Nach einer blutigen Schlacht umgab er die Stadt mit einem großen Heere, und zwang die Bürger durch Hunger, daß sie sich ergeben mußten. Die Anführer wurden theils am Leben, theils mit Verbannung bestraft; er aber erbauete eine feste Burg zwischen dem Rheine und der Mosel, wodurch er die Widerspenstigen im Zaume hielt.

Die geschreckten Bürger mußten vor der Hand der Gewalt weichen; als aber nach Heinrichs Tode das Erzstift von neuem durch zwiespaltige Wahlen zerrissen wurde, ergriffen sie wieder die Waffen, und der Erzbischof Diether mußte sie noch einmal belagern, um sie zu einer gänzlichen Unterwürfigkeit zu bringen. Die Bürger erkannten nun die Oberherrschaft der Erzbischöfe an, behielten aber ihre vorige Stadtverfassung und das Recht der Landstandschaft. Sie wählten sich, wie zuvor, ihren Stadtrath und ihre Bürgermeister. Sie theilten sich in Zünfte und Rotten, und zogen so unter ihren Hauptleuten in das Feld, wenn irgend ein Feind die Stadt bedrohte.

Bei einem so anhaltenden Zwiespalt und bürgerlichen Kriege hätte man glauben sollen, daß das Erzstift gänzlich zerrissen und eine Beute seiner Feinde geworden wäre; allein es wurde während dieser Zeit nicht nur erhalten, sondern noch vermehrt und gestärkt. Der beständige Kampf und die Ränke der Wahlen brachten Männer von Geist und Kraft auf den erzbischöflichen Stuhl, und diese zeigten sich, wie die Regenten aller Wahl- und Freistaaten, eben so staatsklug in Geschäften, als tapfer im Kriege. Poppo, Adalbert, Hillin, Arnold, Heinrich und Diether waren Fürsten, wie die Siegfriede und Adolphe von

Mainz, welche mit Waffen und Friedensschlüssen wechselten, um ihre Herrschaft zu erweitern.

Während dieser Zeit der bürgerlichen Kriege hatte kein auswärtiges Fürstenhaus einen größern Einfluß auf die Stadt und das Domkapitel, als das der Luxemburger. Mehrmalen mußten die Erzbischöfe ihre Waffen gegen sie ergreifen, und sie aus ihren Ländern vertreiben; aber bei jeder neuen Bischofswahl herrschten sie wieder mit verstärkter Kraft in der Stadt und in dem Lande. Nach langen Unruhen und zwiespaltigen Wahlen gelang es endlich 1307 denselben, einen Fürsten aus ihrem eigenen Hause auf den erzbischöflichen Stuhl zu erheben, und dieser war Balduin, welchen sein Freund Peter von Aichspalt dem kranken Pabste empfohlen hatte.[1] Listig und geschmeidig in Unterhandlungen, aber kühn und tapfer in den Fehden; stolz und gebieterisch gegen seine Feinde, aber großmüthig und belohnend gegen die, welche ihm wohlwollten; sparsam und pünktlich in seiner Verwaltung, aber prächtig und freigebig an seinem Hofe, hat er die meisten geistlichen Staaten am Rheine unter seine Herrschaft gebracht, und sie ihren Feinden und Nachbarn fürchterlich gemacht.

Balduin zeichnete gleich den Anfang seiner Regierung dadurch aus, daß er derselben Gehorsam und Ehrfurcht zu verschaffen wußte. Der Adel war damals noch im Besitze wichtiger Vorrechte; und die Städte, durch den rheinischen Bund gestärkt und kühn gemacht, strebten nach einer gänzlichen Unabhängigkeit. Dieser Geist des Widerspruchs war um so mehr in dem Erzstifte von Trier zu

1. Siehe die Geschichte von Mainz.

befürchten, als dort die Kurfürsten durch Landstände beschränkt waren. Die Erzbischöfe hatten sich zwar viele Städte und reiche Herrschaften erworben; allein erstere behaupteten, durch ihre Mitschwestern am Rheine aufer-weckt, ihre alten Freiheiten, und in letztern der Adel seine alten Vorrechte und Würde. Mit diesen vereinigten sich das Domkapitel und die Aebte der reichen Klöster, und so bildeten sich neben der Landeshoheit auch Landstände, ohne deren Bewilligung und Zuthun keine Veränderung in der Landesverfassung gemacht, keine Veräußerungen oder Vertauschungen unternommen, und keine neue Ab-gaben angelegt werden konnten. Die Landstände waren zusammengesetzt aus dem Domkapitel und dem Adel des Erzstiftes, aus den Aebten von St. Maximin, von Lag, von St. Märgen, St. Martin, von Sayn und Himmerode; aus den Dechanten der Stifter von St. Florin, St. Paulin, St. Simeon, St. Ca-stor in Coblenz und Carden, Münster-Maienfeld, Pfalzel und Tollei, aus den Landdechanten von Trier, Kylberg, Pisport, Zell, Perl, Merzig, Wittlig, Ditkirchen, Engers, Ochtendonk und Boppart; endlich aus den Deputirten der Städte Trier, Coblenz, Boppart, Wesel, Zell, Cochem, Montabauer, Limburg, Bernkastell, Witlich, Münster-Majenfeld, Majen, Saarburg und Pfalzel.

Diese Städte hatten alle ihre eigene Verwaltung durch Bürgermeister, Schultheisen und einen Rath. Trier, Coblenz, Wesel, Boppart und Limburg wählten sich selbst ihre Obrigkeiten; sie führten Krieg mit ihren Nachbarn und selbst mit ihren Kurfürsten. Sie wurden

sogar eine Zeitlang als freie Reichsstädte angesehen. Cochem, Münster-Maienfeld, Wittlich und Zell hatten wenigstens eine freie Munizipalverfassung, und Bernkastel, Saarburg, Pfalzel und Montabauer waren aus Festungen und Burgen hervorgegangen, worin die Adlichen und Burgmänner immer einen wichtigen Einfluß behaupteten. Man müßte wieder in der schon besondern Geschichte dieses Erzstiftes eine besondere Geschichte der Städte schreiben, um die einzelnen Begebenheiten dieser kleinen Republiken und ihr Streben nach Freiheit gehörig darzustellen.

Aus dieser Schilderung der trierischen Landstände und ihrer Vorrechte siehet man, daß Balduin eine schwere Aufgabe hatte, wenn er seine Herrschaften behaupten wollte; allein seine Klugheit und starker Geist überwand alle Hindernisse. Da er befürchten mußte, daß Trier, als die Hauptstadt seines Erzstiftes, das Herz seiner Macht schwächen könnte, wenn es sich seinen Anstalten widerspenstig zeigte, so schreckte er dessen muthige Bürger zuerst durch sein Waffenglück; dann gewann er sie durch verschiedene Vorrechte und Begünstigungen, welche er ihnen entweder selbst gab, oder bei den Kaisern erwirkte. [1] Die Städte Wesel und Boppart hielt er, wie wir gehört haben, mit gewaffneter Hand im Zaume, und die Vogtei über Limburg ließ er sich von dem Grafen von Isenburg abtreten. Da er an Mainz und Boppart ein abschreckendes Beispiel von Bestrafung gegeben hatte, blieben die alten Städte seines Erzstiftes in Ruhe, und nahmen seine Gesetze um so williger an, als sie weise

1. Z. B. die Zoll- und Meßgerechtigkeiten rc.

waren; und er sie mit gleichem Muthe gegen Räubereien und Faustrecht schützte.

Die Adelichen sahen diese Demüthigung der Städte anfänglich mit Wohlgefallen an, weil sie deren Freiheiten und Bündnisse haßten; da aber Balduins Macht dadurch täglich größer und fürchterlicher geworden war, so ergriffen sie endlich selbst die Waffen, um diese zu beschränken. Die Edlen von Elz, von Ehrenberg, von Waldeck und von Schöneck stellten sich an die Spitze der trierischen Ritterschaft. Sie versammelten um sich her ihre reisigen Knechte, befestigten ihre Schlösser und Burgen, und wollten einem Kurfürsten trotzen, welcher bereits sein Ansehen am ganzen Rhein befestigt hatte. Bei dem ersten Ausbruche ihres Aufstandes rückte ihnen Balduin sogleich mit seinen marschfertigen Truppen entgegen, nahm ihnen ihre Schlösser weg, und bauete ihnen zum Trotz die Vesten Wildenau und Baldenelz, welches letztere seinen Nahmen erhielt.

Während der muthige Kurfürst seine inneren Feinde bekämpft und gedemüthigt hatte, ließ er seine siegreichen Waffen die äußeren fühlen. Die Pfalzgrafen, die Grafen von Sponheim, von Wied, von Sayn, von Westerburg und von Isenburg beneideten seine Größe und sein Glück. Sie fielen öfters seine Länder und Unterthanen an, und erstere rüsteten sich, um ihn mit gesammter Macht zu bekriegen. Balduin war aber zu vorsichtig und bereitet, als daß er erst den Angriff hätte abwarten sollen. Er rückte vielmehr mit seinen rüstigen Truppen in ihre eignen Länder ein, schreckte Kreuznach, Sprendlingen, Spanheim und andere Ortschaften mit bewaffneter Hand, und würde in seinen Siegen und Er-

oberungen noch weiter gegangen seyn, wenn ihn nicht seine Nichte, die Gräfin von Spanheim, zurückgehalten hätte.[1] Besänftigt durch deren Bitte zog er von dem Schlosse Kastelaun weg, und wandte seine Waffen auf das rechte Rheinufer, wo die Grafen Reiner und Johann von Westerburg seine Länder und den Fluß unsicher gemacht hatten. Er nahm ihnen ihre Burgen weg, zerstörte einige, und ließ ihnen zum Trotz neue Festungen bauen, welche, wie Baldenelz, von seinem Nahmen Baldenstein und Baldeneck genannt wurden.

Die herrlichen Thaten machten ihn am ganzen Rheine herab geehrt und gefürchtet. Die Hochstifter von Mainz, von Cölln, von Speier, von Straßburg und von Metz suchten um seinen Schutz nach, und die Kapitel von Mainz, Speier und Worms wählten ihn zum Verwalter ihrer Hochstifter; er aber seinen Bruder Heinrich VII. zum römischen Kaiser. Ich habe es bereits in der Geschichte von Mainz angeführt, mit welcher Klugheit und Kühnheit er die Geschäfte des Reichs und des Mainzer Erzstiftes verwaltet habe; jetzt da er die Macht seines Hauses und seiner Staaten befestigt hatte, wollte er auch den Frieden durch Gesetze erhalten. Auf dem Königsstuhle zu Rense gründete er den Kurverein, aus welchem hernach die goldene Bulle als ein allgemeines Reichsgesetz hervorgegangen ist. Er befestigte seine Burgen, und ließ deren neue anlegen, wovon mehere, wie wir gehört haben, seinen Nahmen trugen. Zu Coblenz bauete er eine Brücke über die Mosel, und Ehrenbreitstein stärkte er durch neue Bollwerke. Den Adel des Erzstiftes wußte er durch Waffen, die Bürger durch Gesetze in Ordnung zu halten. Selbst

1. Siehe voriges Buch, die Geschichte von Spanheim.

auf hohen Schulen gebildet, ließ er für seine Staaten ein Gesetzbuch verfertigen, wornach gerichtet werden sollte. »Die vorzüglichste Tugend,« sagte er im Eingange, »ist »die Gerechtigkeit, welche jedem das Seinige zutheilt, »die Verbrechen zurückhält, die Fehler verbessert, und »selbst zu neuen Tugenden entflammt.« Er theilte sein Gebiet in Aemter und Gerichte ein, und vermehrte es theils durch Waffen, theils durch Verträge mit neuen Schlössern und Distrikten Die Aemter waren überhaupt längs der Mosel und dem Rheine hin in das obere und untere Erzstift eingetheilt. Zum erstern gehörten die Aemter Pfalzel, St. Maximin, Pauliner Probstei, Saarburg, Grünberg, St. Wendel, Schmidburg, Wittlich, Hunoldstein, Baldenau, Welschbilig, Kylburg, Schönecken, Schönberg, Hillesheim, Dhaun, Manderscheid, Ulmen, Cochem, Zell und Baldeneck; zum letztern Ehrenbreitstein mit Coblenz, Amt Bergpflege, Engers, Vallendar, Grenzau, Hersberg, Hammerstein, Mayen, Münstermayenfeld, Boppart, Welmich oder Wesel, Montabauer, Limburg und Camberg. Ueber alle seine Einkünfte, Lehen und Gerechtsame ließ er sich ein genaues mit den Urkunden belegtes Verzeichniß machen, wovon er ein Exemplar dem Domkapitel, ein anderes seiner Kammer mittheilte, und ein drittes für sich selbst in seinem Kabinette hielt. [1] Obwohl seine Regierung sich mehr durch fürstliche Verhandlungen und Fehden, als geistliche Verrichtungen ausgezeichnet, so war er doch auch für eine bessere Verfassung seiner Diözese und einen würdigen Gottesdienst besorgt. Von dem Pabste ließ er sich

1. Viele davon waren noch von seiner eigenen Hand geschrieben im Archive von Trier.

viele Vorrechte, von dem Kaiser viele Güter für seine Kirche geben. Er erließ mehrere Verordnungen über die Sitten der Klerisei, und eine neue Agende über den Gottesdienst und die jährlichen Diözesanfeste. *Durch diese kluge Verwaltung hatte er die trierischen Länder um ein Drittheil, seine Einkünfte um die Hälfte vermehrt.* Ordnung und Pracht herrschten an seinem Hofe; Festungen und Truppen schützten seine Staaten; Thätigkeit und Pünktlichkeit belebten seine Beamten, und sein Name wurde an dem ganzen Rheinstrome geehrt oder gefürchtet. In seine Fußstapfen trat Kuno von Falkenstein, welchen sein Nachfolger Boemund zu seinem Koadjutor, und folglich zum künftigen Erzbischof und Kurfürsten, gewählt hatte.

Wie Balduin zeitlich Kurfürst von Trier und Verwalter der Hochstifter von Mainz, Speier und Straßburg war, so regierte Kuno die drei geistlichen Kurthümer Mainz, Trier und Cölln fast zu gleicher Zeit. Der ganze Rhein von Speier bis nach Holland schien seiner Herrschaft und seinen Waffen unterworfen zu seyn. Ehe er Erzbischof von Trier geworden war, hatten ihn die Domherren von Mainz zum Verwalter ihres Erzstiftes gewählt. Auf dieser Stelle zeigte er schon alle die großen Eigenschaften, wodurch er hernach so fürchterlich wurde. Durch kluge Sparsamkeit tilgte er die Schuldenlast, wodurch der Mainzer Kurstaat bedrückt wurde. Er bekriegte die Landgrafen von Thüringen und Hessen, welche die Mainzer Länder angefallen hatten, und zwang letztern zu Entrichtung von tausend Mark jährlichen Tributs. Als der Pabst dem gebannten Erzbischofe Heinrich, Gerlachen von Nassau entgegengesetzt hatte, vertheidigte er nicht nur des erstern Rechte, sondern er fiel mit gewaffneter Hand selbst

in die nassauischen Länder ein, und verwüstete deren Festungen und Städte. [1]

So berühmt und fürchterlich hatte sich Kuno gemacht, als er seinem Gegner Gerlach, durch Vermittelung Kaiser Karls IV., das Mainzische Kurthum überließ, um die Verwaltung des Trierischen zu übernehmen. Das erste Unternehmen seiner Regierung war, daß er, wie sein großer Vorfahr Balduin, den Raubadel und die rebellischen Bürger bändigte. Mit Hülfe des Herzogs von Luxemburg bekriegte und bestrafte er einen Ritter, welcher die ganze Gegend mit einem Haufen zaumloser Buben unsicher machte. Die Bürger von Trier mußten ihm, vermöge eines kaiserlichen Machtspruchs, jährlich 3000 Pfund Heller entrichten. Er zwang die Grafen von Wied und von Isenburg, daß sie ihm Driersdorf und Engers überlassen mußten, und legte allda Festungen an, wovon letztere seinen Namen Kunoengers trug. In Limburg erwarb er sich zuerst das Stadtvogteirecht, dann die Herrschaft selbst. Kaiser Karl IV. gab ihm den gänzlichen Besitz der wichtigen Festung Hammerstein; und König Wenzel, als Herzog von Luxemburg, die Herrschaft Schönecken. Die Domherren von Cölln wählten ihn, wie jene von Mainz, zum Administrator ihres Erzstiftes, und er wußte es gegen innere und äußere Feinde zu stärken und zu schirmen. [2] Da sein Alter nicht mehr zuließ, seine Länder mit eigner Kraft zu verwalten, gab er sich seinen Vetter **Werner** zum Koadjutor, und starb auf dem Schlosse Kunoburg, ober Welmich, welches er selbst erbauet hatte.

1. Siehe die Geschichte von Kur-Mainz.
2. Siehe die Geschichte von Kur-Cölln.

In dem schauerlichen Rheinthale unterhalb St. Goar, sieht man die Trümmer dieser Burg. Sie stehen noch, und trotzen der Zeit, wie das Andenken ihres Erbauers, des großen Kuno. Von ihm sagt die Limburger Chronik: »Es war Herr Kuno ein herrlicher starker Mann, wohl-»gestalt von Leib und groß von allen Gliedern. Er hatte »ein groß Haupt, mit einem sträubigen weiten und brau-»nen Haar; ein breites Angesicht mit pausenden Backen, »einen scharfen männlichen Blick, einen bescheidenen Mund, »die Lippen gewissermaßen dick, die Nase breit mit geron-»nenen Nasenlöchern, sie war in der Mitte eingedrückt, »mit einem großen Kinn und einer hohen Stirne. Er »hatte auch eine breite Brust, und stand auf seinen Bei-»nen wie ein Löwe. Er hatte gütliche Gebehrden gegen »seine Freunde und jeden seiner Unterthanen; wenn er »aber zornig wurde, dann schlotterten und pauseten ihm »die Backen, und das stand ihm weislich und herrlich »wohl an, wie Meister Aristoteles spricht:

»Wer nicht zuweilen zürnen kann,
»Der ist ein Narr, kein weiser Mann.«

Die Regierung der Erzbischöfe Balduin und Kuno ist eigentlich der Zeitpunkt in der trierischen Geschichte, wo das Gebiet des Erzstiftes und Kurthums auch auf der rechten Rheinseite ausgebreitet wurde, wir müssen daher zuvor jene des Lahn- und Engersgaues berühren, und des Ursprungs oder der Thaten der Fürstenhäuser und Städte gedenken, welche sich dort angesiedelt haben, und entweder des Erzstiftes Freunde oder Feinde waren.

Geschichte von Isenburg, Wied und Limburg.

Unter dem herrlichen Ehrenbreitstein erweitert sich allgemach der bisher geengte Bergschlund des Rheins bis gen Andernach fast zu einer fruchtbaren, freundlichen Ebene, welche man auf dem linken Ufer ehemals das Maienfeld, auf dem rechten den Engersgau nannte. Ersteres erhielt wahrscheinlich den Nahmen von den alten Maifeldern oder National-Versammlungen; ob letzterer den seinigen von dem Hauptorte Engers, oder dieser den seinen von ihm erhalten habe, kann man nicht darthun. nach der gemeinen teutschen Gau-Benennung sollte er von dem Flüßchen Wied, welches ihn durchströmt, der Wiedgau geheißen haben; wenigstens nannten sich seine künftigen Stamm-Dynasten die Grafen von Wied; allein wir finden in den Urkunden mehrere Gauen, welche nicht gerade von Flüssen und Gebirgen, sondern von Städten oder andern Gegenständen ihre Nahmen erhalten haben; so mag es auch hier gegangen seyn.

Das Maienfeld ist von Coblenz bis Andernach ein schönes fruchtbares Thal von der untern Mosel durchströmt und zu allen Anpflanzungen tauglich. Der ihm gegenüber gelegene Engersgau ist längs dem Rheine hin nicht minder ergiebig; aber wo sich gegen Norden hin die Berge erheben, gleicht er seinem Nachbarn dem Haynrich. Er ist mit Wäldern bedeckt. Aus seinen Schachten gräbt man Eisen und Steinkohlen. Der letzte Graf, welchen wir von dem salischen Geschlechte in dem Engersgaue antreffen, war Otto von Hammerstein, woraus man schließen könnte, daß diese mächtige Familie auch hier das

Grafenamt verwaltet habe. Als dessen Söhnlein im Jahr 1036 verstorben waren, erschienen die Grafen von Wied, von Isenburg und von Sayn in dem Engersgaue. Die Ersteren setzten ihr Stammschloß an die Wiedbach, wovon sie auch den Nahmen führen; die Zweiten haben ihren Sitz Isenburg oder Eisenburg auf einen felsigen Hügel gegründet, welcher mit hohen Waldungen umgeben, Eisen in seinem Schooße trägt; die letztern aber ihren an der Saynbach mit gleichem Nahmen. Von diesen Grafen kommen schon in den ersten Turnieren, also gegen das Jahr 958, ein Johann von Eisenburg und ein Schweigart von Sayn vor. Ob ihre Ahnen das Grafenamt im Engersgaue verwaltet haben, läßt sich aus den Urkunden nicht wohl darthun, daß sie aber ansehnliche Dynasten müssen gewesen seyn, ergiebt sich aus ihren künftigen Würden und Besitzungen.

Stammtafel der alten Grafen von Sayn.

N. Graf von Sayn.

N. Graf von Sayn. | Gerhard, Probst zu Bonn, 1136 — 1160. | Ida, Gemahlin Grafen Gerhards von Jülich, 1131 — 1134.

(Kinder des N. Graf von Sayn:)

Eberhard I. 1145—1189. | Heinrich I. 1152—1202. | Bruno IV., Erzbischof von Cölln, 1205 — † 1208. | Gerlach, Probst zu St. Gereon, 1215.

(Kinder Eberhards I.:)

Eberhard II. 1200. | Heinrich II. † 1246, letzter Graf des alten Stammes. | Adelheid, Gemahlin Grafen Johannes I. von Spanheim. (Siehe die Spanheimische Stammtafel.)

(Kinder Eberhards II.:)

Heinrich III. 1202. | Eberhard III. Heermeister in Preußen, † 1258.

Der erste Graf von Isenburg, welchen wir mit Gewißheit nennen können, ist Rheinbold oder Rheinhold I. Er kommt vom Jahre 1075 bis zu dem Jahre 1119 in den Urkunden vor. Seine Söhne oder Enkel waren Gerlach I. welcher eine von den sieben Gräfinnen von Arnstein heirathete, und durch sie deren reiche Erbschaft an sein Haus brachte, Rheinbold II., dessen Sohn gleichen Nahmens, nach den Arnsteinern das Grafenamt im Hainrich verwaltete, und Siegfried, welcher für den Stammvater derer von Westerburg gehalten wird, und dessen Nachkommen, Henrich und Dietrich, die Linien von Westerburg und Runkel gegründet haben sollen.

Gerlachs I. Sohn, Gerlach II., ehelichte die Erbin von Covern, und erhielt dadurch seinem Stamme eine Zeitlang deren Güter und Herrschaften jenseits des Rheins. Sein anderer Sohn, Bruno, aber brachte durch seine Vermählung mit der Tochter des letzten Grafen von Wied Dietrichs den größten Theil dieser Grafschaft auf seine Nachkommen. Einige Geschichtsforscher wollen die Grafen von Wied von einem gewissen Wido, welcher im Jahr 800 in der Geschichte vorkömmt, abstammen lassen; auch wird noch vom Jahre 899 ein gewisser Widianus genannt; aber die Nahmen Wido oder Guido kommen auch bei andern Geschlechtern vor. Ich sehe auch nicht ein, warum die Alterthumsforscher sich so oft mit hergerissenen Nahmen quälen, wo die Natur der Dinge einen deutlichen Fingerzeig gibt. Die Grafen von Wied leiten, wo nicht ihren Ursprung, doch gewiß ihre Nahmen von der den Engersgau durchströhmenden Wiedbach her, an welchem sie ihr Stammhaus erbauet haben. Mettfried, Reichwein oder Richwin und Diether, welche vom Jahr 1093 bis 1112 in der Geschichte vor-

kommen, sind wohl die ersten Grafen dieses alten Geschlechts, die wir mit Gewißheit nennen können. Richwin hatte auch einige Herrschaften jenseits des Rheins an der Mosel besessen, woher er sich einen Herrn von Kempenich nannte. Mettfried war mit Osterlinden, einer vermuthlichen Base Heinrichs des Löwen, vermählt. Von ihnen stammen Arnold, der Erzbischof von Cölln, Ludwig und Lambert; welcher letztere von seiner Gemahlin oder Mutter Nurenburg oder Neurenburg erbte. Seine Enkelin Mathilde, eine Wittwe Heinrichs von Sayn, hat, wie Mathilde von Este die römische, so die köllnische Kirche mit ihrem Erbe beschenkt. Sie hinterließ dem Erzstifte im Jahre 1275 den ganzen Antheil ihrer Grafschaft, welcher Altwied genannt wurde, und die Schlösser und Ortschaften Altwied, Linz, Wiedheyn, Neuenstadt, Aspach und andere umfaßte. Dem gemäß blieb also nur noch der Dietrichische oder Neuwiedsche Zweig übrig, aber auch dieser starb im Jahre mit Dietrich III. aus, und seine Herrschaften kamen gegen das Jahr 1190 durch seine Tochter größtentheils an Bruno von Isenburg, welcher sie geheirathet hatte.

Durch diesen Anwachs von neuen Ländern und Herrschaften wurde jetzt der Isenburgische Stamm in zwei Zweige getheilt, nämlich den Gerlachischen oder Alt-Isenburgischen und den Brunoischen und jetzt Isenburg-Wiedischen. Von ersterem erhielt Friedrich I. Covern, Heinrich II. durch seine Gemahlin Ahrenfels und Gerlach IV. Limburg. Der erstere Zweig ist mit der Gräfin Kunigunde ausgestorben, deren Gemahl Johann Graf von Sayn Covern im Jahre 1347 an Balduin von Trier verkaufte. Von der ahren-

fessischen Linie heirathete Lother oder Ludwig Heilwigen von Büdingen, und erhielt dadurch deren Länder am Maine und in der Wetterau. Seine Nachkommen stifteten demnach die altgrenzgauische und büdingische Linien; wovon die erstere im Jahr 1439 mit Philipp II. ausstarb; die letztere aber bis auf unsere Zeiten am Main ihre Herrschaften hat. Der limburgische Zweig hat seine Rechte auf Limburg, wie der Coverniſche, an die Erzbischöfe von Trier, Balduin und Kuno, übertragen, und ging im Jahre 1408 mit Gerlach VII. ab; der bruneische Zweig herrschte also noch allein an dem Rheine.

Nachdem Bruno II. die wiedischen Länder durch seine Mutter ererbt hatte, theilte er mit seinem Bruder Dietrich die elterliche Verlassenschaft also, daß er die Grafschaft Neuwied, sein Bruder aber die altisenburgischen oder jetzt neugrenzgauischen Herrschaften erhielt. Der ersteren Enkelin, Constantia, brachte nach dem Tode ihres Vaters Johann dessen Länder im Jahre 1454 an Dietrich von Runkel, und man nannte deren Nachkommen die Grafen von Neuwied oder Wied-Runkel. Dietrichs Enkel, welche meistens den Nahmen Salentin trugen, nannten ihren Stamm den Salentinischen oder neugrenzgauischen. Als dieser im Jahr 1664 abstarb, fiel ein großer Theil seiner Güter an die Grafen von Wied-Runkel. Der büdingische Zweig hat sich aber bis auf unsere Zeiten unter dem Nahmen von Isenburg an dem Maine erhalten.

Dieses isenburgisch-wied-runkelsche Geschlecht herrschte also gegen das eilfte und zwölfte Jahrhundert mächtig im Haynrich, im Engers- und Lahngaue. Es hat den Erz-

stiftern von Mainz, Trier und Cölln kräftige Fürsten gegeben, oder selbige bekriegt. Wir haben bereits in der Geschichte von Mainz die Thaten Diethers, und in jener von Trier die Thaten Arnolds von Isenburg angegeben. In der Geschichte von Cölln erscheinen Arnold, Hermann und Friedrich von Wied, Siegfried von Westerburg und Salentin von Isenburg als wackere Fürsten. Die weltlichen Grafen dieses Stammes haben es mit mächtigen Fürsten und Herren aufgenommen, und den rheinischen Städten Furcht eingeflößt. Sie wurden aber tiefer in das Land hinein gedrückt, als die Erzbischöfe von Trier, zuerst ihre geistliche dann ihre weltliche Herrschaft, auch auf dem rechten Rheinufer festgründen wollten.

Schon gegen das sechste Jahrhundert nach Christi Geburt haben die heiligen Lubentius und Goar das Evangelium am Rhein, der Lahn und der Wied gepredigt, und dadurch das geistliche Gebiet des Erzstiftes von Trier im Haynrich, Lahngau und Engersgau verbreitet. Goar errichtete, wie wir bereits angeführt haben, den Sitz seines Apostolats bei dem Strudel am Rhein, wo er noch seinen Nahmen trägt; Lubentius aber seinen entweder in dem alten Haine zu Dietkirchen oder bei dem alten Gaumale, welchem er, der heiligen Jungfrau zu Ehren, den Nahmen Marienfels gab. Indeß hatte diese geistliche Gerichtsbarkeit noch keine weltliche begründen können. Es wird zwar in den Urkunden angeführt, daß Kaiser Konrad II. der Kirche von Trier die Grafschaft von Marienfels geschenkt, und Heinrich III. im Jahre 1039 diese Schenkung bestätigt habe. Vermuthlich aber gründen sich diese Gunstbriefe auf die früheren Schenkungen Kaiser Konrads I., welcher die der trieri-

schen Diözesangewalt unterworfene Kirche zu Weilburg gestiftet hat. So lange das Haus von Arnstein das Grafenamt in dem Haynrich verwaltete, blieb es auch im Besitze der gaugräflichen Rechte. Erst nachdem mit Ludwig III. dieses alte Geschlecht ausgestorben, und ihr Stammschloß in eine Kirche verwandelt war, erhob sich auch die weltliche Gewalt der trierischen Erzbischöfe in diesen Gauen. Hillin hatte sich schon durch Tausch das Lehenrecht über das Stammschloß der Grafen von Nassau erworben. Seine Nachfolger Arnold I. und Heinrich II. erhoben sich als Lehenherren über die arnsteinischen Güter, welche denen von Isenburg und Katzenellnbogen zugefallen waren; Boemund I. erbaute das Schloß Montabauer oder vielmehr Monstabor, nachdem er von den Kreuzzügen zurückkam, im orientalischen Stile: vorzüglich aber verbreiteten Balduin und Kuno ihre Herrschaft auf dem rechten Rheinufer, als sie von dem limburgischen Zweige der Isenburger die Vogteirechte in dieser Stadt erhalten hatten. Gegen sie nun kämpften die Grafen und Herren aus dem alten isenburg-wiedischen Geschlechte, die von Grensau, von Westerburg, von Schadeck und von Engers.

Unter ihnen zeichneten sich zu der Zeit vorzüglich Rheinhard und Johann von Westerburg sowohl durch Kühnheit als listige Ueberfälle aus. Ersterer war, wie die Limburger Chronik sagt, ein kluger Ritter, keck und hurtig von Leib, Stimme und Gestalt. Er wußte sich des Schlosses Grensau wieder durch List zu bemächtigen, welches ihnen Balduin zuvor abgenommen hatte. Da der Kurfürst gerade zu der Zeit abwesend, und mit dem Kaiser Ludwig in keinem guten Vernehmen war, neckte er von dieser Burg herab die Bewohner des Erzstiftes und vorzüglich die von Coblenz durch Streifzüge und Hinweg-

nahme ihrer Schiffe und Waaren auf dem Rheine. Die Bürger, durch ihre vorigen Kriege schon in Waffen geübt, konnten diese Anfälle nicht länger ertragen. Sie vereinigten sich also den 20. April 1347 unter ihren Hauptleuten, und zogen mit Fahnen und Geschütz gen Grensau, um den Grafen für seine Räubereien zu züchtigen. Dieser aber hatte nicht sobald durch heimliche Kundschaft Nachricht erhalten, daß die Coblenzer ihn belagern wollten, als er sich mit seinen Rittern und Reisigen in einen Hinterhalt legte, um sie unbemerkt zu überfallen. Die Coblenzer dachten an nichts weniger, als daß Rheinhard schon gegen sie gerüstet sey. Sie zogen gutes Muths, noch ohne Ordnung einzeln und zerstreut mit umgekehrten Waffen den Berg vor Vallendar hinauf, als plötzlich der Graf mit seinen Rittern aus dem Gebüsche hervorgesprengt kam, über sie herfiel, und ihnen eine so blutige Schlacht lieferte, daß über hundertundzweiundsiebenzig auf dem Platze blieben, ohne die, welche auf dem Rückzuge umgekommen waren.

Indeß kamen die Bürger von Andernach angezogen, um die Coblenzer zu unterstützen. Da aber Rheinhard diese schon geschlagen hatte, rückte er auch gegen jene vor, welche nicht so stark waren, und trieb sie bis unter ihre Stadt zurück. Bei Unkel kam es zu einem neuen Treffen, wo der Graf auch die von Andernach überwunden hat. In beiden Städten wurde zum Andenken der Erschlagenen jährlich eine Seelenmesse gehalten, und die Coblenzer rühmten noch lange an diesem Tage die Patrioten, welche so tapfer für ihr Vaterland gestritten hatten. Es scheint, daß Rheinhard wegen dieses Friedensbruches vor ein Rittergericht nach Limburg beschieden wurde. Er erschien auch daselbst, aber von seinen Reisigen begleitet,

welche vor der Stadt lagen, und sich zu jeder Stunde um sein Befinden erkundigten. Die Bürger von Limburg waren daher unter Waffen getreten, um Gewalt mit Gewalt abzuhalten. Als nun unser Herr von Limburg, sagt die Chronik, zu Gerichte ging, trug man ihm einen Scepterstab vor, und er hatte einen Mantel um, violenfarbig und gefüttert mit kleinem Spalt von köstlichem Gefrinze, gleich wie die Könige pflegen zu gehen. Ihm folgte seine Mannschaft Paar und Paar, und die Edelleute, welche zu der Zeit Burgrecht hatten. Da aber die Richter selbst Ritter waren, und Rheinhard seine Reisigen zur Unterstützung hatte, wurde er frei gesprochen.

Ein so parteiisches Urtheil war nicht fähig, den kriegslustigen Grafen von fernern Unternehmungen gegen das Erzstift von Trier und seine Nachbarn abzuhalten. So lange er noch von den festen Burgen von Engers, Grensau und Isenburg die Gegenden des Rheins und die Schiffahrt auf dem Flusse belästigen konnte, setzte er seine Fehden fort, und er schien jetzt um so mächtiger, weil er zwei Siege gegen zwei volkreiche Städte erhalten hatte. Die Erzbischöfe von Trier, Balduin und Kuno, mußten daher zahlreiche Heere gegen ihn anrücken lassen, um ihn zu bändigen. Ersterer überfiel die Festung Grensau und zerstörte sie von Grund aus; letzterer nahm Engers ein, und bauete da ein neues Schloß, was er Kuno-engers nannte. Da die Isenburger durch den Verlust dieser Festungen von dem Rheine verdrängt waren, zogen sie sich an die Lahn zurück, und Limburg wurde jetzt der Schauplatz des verwüstenden Krieges.

Aller Wahrscheinlichkeit nach war auf der Höhe an der Lahn, wo jetzt die schöne Kirche zum heiligen Georg

steht, schon unter der fränkischen Monarchie eine feste Burg angelegt, welche man Lindburg oder Limburg nannte. Als Graf Konrad der Kurzbold die Kirche gestiftet hatte, siedelten sich neben den alten Burgmännern und Einwohnern noch eine Menge anderer Leute hier an, welche der Wohlstand des Stiftes und der Edlen herbei gezogen hatte. Der Weg, welcher von Frankfurt über die Lahn nach Cölln führt, machte den Ort zu einer Niederlage des Fuhrwesens und der Waaren zwischen beiden reichen Handelsstädten. Das dadurch vermehrte Verkehr von Limburg lockte viele edlen Geschlechter in seine Ringmauern, welche sich Edelhöfe erbauten, und nach Absterben des arnsteinischen Geschlechtes unter der gräflichen Herrschaft des limburgischen Zweiges von Isenburg die Gemeinde verwalteten.

Nach dem schrecklichen Brande vom Jahre 1385, wodurch der größte Theil der Ritterwohnungen in Aschenhaufen verwandelt wurde, zogen viele adlichen Familien aus der Stadt und baueten sich auf dem freien Lande feste Schlösser. Da nun der kriegerische Geist der Ritterschaft sich nicht mehr mit den friedlichen Gewerben der Bürger vertragen konnte, so bemeisterten sich diese nach und nach des Stadtregiments, und ließen es durch einen gewählten Rath und Bürgermeister verwalten. Indeß behielten die Herren von Limburg aus dem isenburger Stamme ihre alten Vogteirechte, unter welchen die Stadtschöffen zu Gericht saßen. So war die Verfassung der Stadt, als sich die mächtigen Kurfürsten von Trier, Balduin und Kuno, in ihre Angelegenheiten mischten, und selbst von den Isenburgern, limburgischen Zweiges, die Anwartschaft auf ihre Gerichtsbarkeit zu erwerben wußten.

Man kann sich leicht vorstellen, daß ein solcher Vorrang den beiden andern Zweigen dieses alten Fürstenhauses, nämlich denen von Isenburg und Westerburg nicht gefallen konnte. Auch die Grafen von Diez machten von den Arnsteinern her noch Ansprüche auf die Stadt. Die Erzbischöfe von Trier mußten sich daher beständig mit ihnen herumschlagen, und sie wurden von den Bürgern unterstützt, welche so kriegerische Nachbarn befürchteten. Man kann es noch in der Limburger Chronik lesen, wie wacker die Limburger ihre Rechte, sowohl gegen ihre Oberherren, als gegen ihre äußeren Feinde vertheidigt haben.

Schon im Jahr 1348 wurden sie mit den Grafen von Diez in einen Krieg verwickelt, wodurch sie diesem mächtigen Hause ein Ende machten. Durchgängig wird Weikard, welcher in oben angeführter Urkunde des Bischofs Azecho als Gaugraf vom Lahngau vorkömmt, für den Stifter der Grafen von Diez gehalten. Sein Enkel Emmerich oder Embricho bauete das Schloß gleiches Nahmens, und Gerhard I. eine Kirche dabei. Beide vermehrten die Einwohner zu einer Stadt. Letzterer und sein Bruder Heinrich III. theilten sich wieder in zwei Linien, nämlich die Diezische und Weilnauische. Den Ausgang des Stammes erzählt die Limburger Chronik also: Markolf Dadener, ein Bürger von Limburg, der ein herrlicher Mann war, wollte zu Langscheid Tag leisten, und nahm zu seinem Schutze einige seiner Gesellen und Söldner mit. Als sie auf die Straße nach Neuendiez kamen, begegnete ihnen Arnold Dymar von Lorch, mit sechs Knechten, welche an selbigem Tage bei dem Grafen von Diez zu Gast waren. Da diese zu der Zeit mit der Stadt Limburg in Feindschaft stunden, fiel sie Markolf

mit seinen Gesellen an, warf sie nieder, und ließ dem Grafen von Diez sagen: daß er einen Ritter gefangen habe, der heute mit ihm zu Mittag gespeist hätte.

Hierauf ließ der Graf Markolfen bitten, ihm den Gefangenen auszuliefern; als aber dieser mit seinen Gesellen gen Freyendiez gekommen war, hörten sie die Sturmglocke erschallen, und plötzlich rückte ihnen der junge Graf Gerhard mit Rittern und Knechten entgegen, um den Gefangenen mit Gewalt zu nehmen. Markolf fand sich vor der Hand nicht stark genug, um mit einem so mächtigen Haufen anzubinden; er schickte daher eilend zwei Söldner nach Limburg, um Hülfe zu fordern. Auf diese Nachricht ertönte die Sturmglocke. Die Bürger greifen zu den Waffen. Sie laufen dem Feinde entgegen, die nervigten Metzger voran. Der Streit beginnt. Die Knechte des gefangenen Ritters werden zusammengehauen. Man dringt in die Schaaren des Grafen, und er selbst wirdso gefährlich verwundet, daß er bald seinen Geist aufgab.

Die Stadt mußte zwar diesen Streit mit 1000 Gulden und einem Sühnaltar in ihrer Kirche büßen, wo für die Seele des Gebliebenen gebetet wurde; allein die Blüthe des Diezischen Stammes war weggemähet. Bald nach seinem Tode wurde auch sein Bruder vom Ritter Friedrich von Dern erstochen, und nun ruhte das alte herrliche Geschlecht nur noch auf einem einzigen Zweige, seinem Sohne Gerhard VII. Dieser war, wie die Limburger Chronik weiter sagt, ein gar schöner Ritter von Gestalt und Angesicht und männlich von Thaten. Dazu hatte er ein so schönes Weib, wie keine zu der Zeit in allen Landen gefunden wurde. Sie war die Tochter des tapfern Reinhards von Westerburg, der die Coblenzer und Andernacher geschla-

gen hatte. Aber von diesem schönen Paare wollte kein männlicher Zweig ausgehen. Gerhard hinterließ nur zwei Töchter, wovon die ältere, Guta, an Adolph von Nassau-Dillenburg, die jüngere an einen von Wildenburg verheirathet war. Diesen ließ er sein Erbe von Kaiser Karl IV. sichern, und so kam der größere Theil davon, und sein Stammschloß Diez, an die von Nassau.

Der Untergang des Diezischen Zweiges der alten Lahngrafen ist schön und herrlich, wie der Untergang der Sonne nach einem Frühlingstage, aber jener des Weilnauischen wie das Vorübergehen einer Lufterscheinung; sie glänzet eine Zeitlang und verschwindet. Die von Diez haben nicht nur ihre alten Herrschaften rühmlich vertheidigt, sondern neue Schlösser und die Städte Kirchberg und Camberg erbauet.[1] Die von Weilnau aber lebten so unmännlich und liederlich, daß sie den größten Theil ihrer Güter verkaufen mußten, und zu dem Zustande gemeiner Ritter herabgesunken sind. Doch wir kommen zu der Geschichte von Limburg zurück.

Als die Erzbischöfe von Trier, Balduin und Kuno, die Anwartschaft auf das Vogteirecht dieser Stadt erworben hatten, waren sie darauf bedacht, die Gegenden des Lahngaues, Hainrichs und Engersgaues gegen die Ueberfälle und Raubzüge der benachbarten Grafen zu schützen. Sie zerstörten nicht nur deren Schlösser, von welchen

1. Camberg war kaum erbauet; als es durch eine nächtliche Ueberrumpelung von denen von Welsdorf mit einer gänzlichen Zerstörung bedroht wurde. Es wurde, wie Rom durch Gänse, so durch das Geschrei der Atzeln erweckt, welche in seinem Zwinger lagen, und bei Annäherung der Feinde ein schreckliches Geschrei machten.

herab die Wege und Flüsse unsicher gemacht wurden, sondern verhüteten auch, daß deren neue errichtet wurden. Um diese Zeit bauete sich der Graf Philipp von Isenburg eine Feste, nahe bei Limburg, welche er seiner Gemahlin Margaretha zu Lieb, Gretenstein nannte. Er wollte ihr darin einen Wittwensitz befestigen; und da die Burg fertig war, hielt er ein großes Fest, und bewirthete darin seine Freunde und Ritter mit Imsen und gutem Wein. Er wähnte, wie die Chronik sagt, daß er sich allda wohl genistet habe, aber die Bürger von Limburg wollten einen so gefährlichen Nachbarn nicht in der Nähe ihrer Stadt haben, und setzten sich wider den Bau. Da kam Kuno von Falkenstein, der Beschirmer des Erzstiftes von Trier, mit einem beträchtlichen Haufen seiner Leute, und nahm zu sich die Bürger von Limburg, welche unter dem Geläute der Glocken 1800 Mann wohl bewaffnet gegen Gretenstein anrückten. Als sie vor die Festung kamen, legten sie sich sogleich zum Sturme an, aber die Ritter und Knechte, welche Philipp auf sein Haus genommen hatte, wehrten sich tapfer, und warfen Steine unter die, welche sich den Mauern genähert hatten. Kuno selbst wurde bei diesem Angriffe verwundet, und die Trierischen zurückgeschlagen.

Hierauf rannte ein Amtmann des Erzstiftes unter die Haufen, und sprach zu den Bürgern von Limburg: »Sie »sollten hervortreten, und sich zu einem neuen Sturme »anschicken;« ihm aber antwortete der Bürgermeister Boppe: »Wir sind darum hierher gekommen, daß wir »stürmen wollen; aber ihr dürft nicht gedenken, daß man »den Graben mit uns Limburgern allein ausfüllen werde. »Ritter und Knechte sollen zu uns treten, so wollen wir »uns vermengen, und nicht die Hintersten bleiben« Da

der trierische Amtmann und die Ritter diese Antwort hörten, wurden sie fast beschämt. Sie fielen sogleich mit den Bürgern das Schloß an, und keiner gab dem andern nach. Sie stürmten und obsiegten beide von der Stund an, und gewannen Gretenstein in einem halben Tage.

Dieser Bürgermeister Boppe wußte die Freiheiten seiner Stadt nach der Hand mit eben so viel Muth gegen Kuno selbst, als gegen ihre Nachbarn zu vertheidigen. Als dieser mit dem Erzbischofe von Cölln und andern Herren nach Limburg gekommen war, um kraft des erworbenen Vogteiamtes über einen von einem Bürger begangenen Mord zu richten, wurden die Schöffen gefragt: »Was ihrer Herrschaft zu Limburg Recht und Freiheit »wäre.« Auf diese schlüpfrige Frage baten sie sich Bedenkzeit aus, und als sie darob Rath gehalten hatten, kamen sie zurück, und Boppe sprach gar herrlich: »Wir »weisen vor ein Recht, daß das Gericht unseren Herrn »und gnädiger Obrigkeit ist über Hals und Haupt, jedoch »daß die Herrn an keinen Bürger von Limburg greifen »noch tasten sollen; es haben dann die Schöffen zuvor »erst ausgewiesen und Recht gesprochen.« Als man ihm hierauf noch mehrere verfängliche Fragen vorlegte, welchen er mit eben so viel Muth als Klugheit ausgewichen war, sagte er endlich: »Wir Schöffen von Limburg weisen und »sprechen kein Urtheil auf Gutdünken oder Willkühr: mehr »kann ich nicht sagen. Amen.« Da diese Fragen also geschehen und geendet waren, standen die Fürsten, die Grafen und Edelleute auf, und verwunderten sich über die große Vorsichtigkeit und Weisheit der Schöffen. Einer sahe den andern an, als wollte er sagen: »Der Fuchs, »den wir meinten zu fangen, ist uns entsprungen.« Sie

bezeigten den Schöffen viele Ehre, und zogen ab. Davon, sagt die Chronik, gedenkt Jung und Alt, und ist unsern Kindern eine gute Mähre.

Bald darauf im Jahre 1358 kam an die Stadt die Warnung: daß die von Westerburg, Reiffenberg und Katzenellnbogen sie berennen wollten. Auf diese Nachricht machten sich die Söldner mit einigen Bürgern des Nachts auf und ritten gen Blauenroth um die Feinde zu beobachten. Als die Westerburger merkten, daß die Limburger auf ihrer Hut seyen, zogen sie sich eine Strecke zurück, und Graf Johann von Katzenellnbogen trennte sich von ihnen, weil er nicht der Stadt Feind seyn wollte. Die übrigen warteten nur die künftige Nacht ab, um die Stadt zu überrumpeln. Da Eberhard der Wächter von dem Thurme herab bemerkte, daß sie sich bei eintretender Dunkelheit wieder der Stadt näherten, rief er dem Stadtschultheisen Hartung zu: »Ich sehe die Feinde über »die Eule kommen.« Auf diese Meldung ließ der Schultheis die Sturmglocke ertönen. Die Bürger griffen zu den Waffen, und zogen zu der Hammerpforte hinaus dem Feinde entgegen. Sie waren kaum bis an den Galgenberg gekommen, als sie die westerburgischen Reisigen gerüstet, und zum Kampfe bereit fanden. Dieser Anblick konnte ihren Muth nicht zurückhalten. Sie griffen selbige sogleich an, und die Metzger hieben so kräftig in die Haufen ein, daß die Zäune umher von ihren Gewehren erklungen. Nach einem blutigen Gefechte trieben sie die Feinde zurück. Viele von den Bürgern wurden verwundet, aber keiner blieb todt. Das wollte Gott, sagt die Chronik, und unser Patron der heilige Georg, der uns ferner Beistand thun wolle. Der tapfere Schultheiß Hartung hatte bei diesem Ueberfalle alles gethan, was man

von einem guten Bürger und klugen Anführer erwarten konnte. Bald darauf fiel er aber in einer andern Fehde der Stadt gegen die von Metrenberg. Er erkaufte hier seinen Mitbürgern den Sieg durch seinen Heldentod.

Im Jahr 1380 führte eine Liebesgeschichte einen Krieg über Limburg herbei, welcher dieser Stadt das Schicksal von Troja zu bereiten schien. Zu der Zeit nämlich lebte auf dem Schlosse von Isenburg ein überaus schönes und anmuthiges Fräulein, welche zugleich die Erbin großer Güter war.[1] Um sie buhlten mehrere Grafen und Ritter der Nachbarschaft, unter andern Diether von Staffel und Johann von Heiresbach, Hauptmann von Limburg. Letzterer zog mit seinen Freunden Johann Breder, Konrad dem Schultheißen, und Zacharias von Heiresbach auf das Schloß um seiner Geliebten den Hof zu machen. Als sie auf den Weg kamen, der von Bendorf dahin führt, trafen sie auf Diethern von Staffel, welcher ihnen den Vorsprung abgewinnen wollte. Der von Heiresbach hatte kaum seinen Nebenbuhler erblickt, als er von Eifersucht und Ehrgeitz zugleich getrieben, sein Schwert zog, und ihm einen so kräftigen Streich über den Kopf gab, daß er zu Boden fiel, und den Geist aufgab.

Dieser Mord verursachte einen gewaltigen Aufstand im Lahngaue. Die von Staffel boten ihre Freunde und Leute auf, und zogen vor Limburg, um den Mörder zu bestrafen. Am St. Bonifaciustage drangen sie mit Rit-

1. Die Geschichte gibt nicht an, aus welchem Geschlechte sie gewesen sey. Schwerlich war sie eine geborne Isenburgerin, sonst hätten gemeine Ritter nicht um sie gefreiet.

tern und Reisigen gegen Sonnenaufgang in die Vorstadt und über die Lahnbrücke, und steckten sie in Brand. Auf diesen unverhofften Anfall liefen die Bürger mit Waffen und Löschwerk dem Feinde entgegen, und schlugen ihn wieder über die Brücke zurück. Der Krieg wurde hierauf auf dem freien Felde fortgesetzt. Die Bürger nahmen hundert Knechte in Sold, und fielen nun selbst in die Länder ihrer Feinde. Man verbrannte sich wechselweis Häuser, Aecker und Höfe, bis der mächtige Kuno eintrat, und Frieden gebot.

Während dieser Fehden und bürgerlichen Gährungen behaupteten sich die Erzbischöfe von Trier im Besitze von Limburg, Engers und Grenzau; und herrschten von Wesel bis Andernach an den beiden Ufern des Rheins hinab. Die Grafen von Isenburg verließen ihren ursprünglichen Stammsitz im Engersgau, und stifteten einen neuen am Main und in der Wetterau. Die Grafen von Sayn zogen sich gegen Norden zurück, aber die von Wied-Runkel behaupteten sich am schönen Flusse bis auf unsere Zeiten. Unter ihren Enkeln sind Neuwied am Rhein und Offenbach am Main die Sitze beider Zweige, die Zuflucht fleißiger Bürger und der Gewerbe geworden. Alle Arten von Bekenntnisse haben dort Schutz und Unterstützung gefunden. Wir kommen nun zur Geschichte von Trier und Coblenz zurück.

Nach der kräftigen Regierung der luxemburgischen Partei stellte sich wieder der alte Zwiespalt im Kapitel, und der bürgerliche Krieg im Erzstifte ein. Der Geist des Aufruhrs erhob um so mehr sein Haupt, als er bisher durch kräftige Fürsten im Zaume gehalten war. Der Nachfolger Werners von Königstein, Otto von Ziegen-

hayn, war ein frommer, eifriger Erzbischof, und wollte die ungeistlichen Sitten und Gebräuche seiner Domherren und Mönche reformiren. Dieses gelang ihm auch mit den Abteien von St. Maximin und St. Mathias; als er aber auch hinter das Domkapitel und die adlichen Stifter rückte, widersetzten sich diese seinen heilsamen Reformen mit einer solchen Erbitterung, als wenn er in ihre heiligsten Rechte Eingriffe gewagt hätte. Selbst der päbstliche Legat und englische Prinz Heinrich, welchen er zu Hülfe gerufen hatte, konnte gegen diese unsittlichen Geistlichen nichts ausrichten. Otto starb unter diesen Verdrießlichkeiten und hinterließ statt einer Reform die Zwiespalt und den bürgerlichen Krieg im Kapitel und Erzstifte.

Nachdem Otto zu Coblenz verschieden war, versammelten sich die Domherren zu Trier, und der größere Theil davon wählte Jacob I. von Sirk, den Domkustos. Dieser Wahl widersetzten sich der Domprobst und der größte Theil des Adels, und erhob Ulrichen von Manderscheid. Unterstützt von dem Grafen von Virnenburg besetzte seine Partei sogleich das Erzstift. Fremde fochten nun wieder gegen Fremde, Trierer gegen Trierer, und der bürgerliche Krieg flammte schon in allen Theilen des Erzstiftes. Da verwarf der Pabst die Wahl beider Parteien, und setzte ihnen den Bischof von Speier, Raban, zum Verwalter. Ulrich aber ließ sich durch diese päbstliche Verordnung nicht schrecken, und wollte Trier, welches ihm nicht gewogen war, zur Nachtszeit überrumpeln; da ihm dieses aber nicht geglückt war, so umgab er die Stadt mit seinem und seiner Verbundenen Heere, und hetzte sogar die Amtleute des Erzstiftes auf, um seine Sache zu unterstützen. Im Jahr 1433 am Palmensonntag hatten

sich seine Truppen von allen Seiten her um die Mauern versammelt, ringsumher Sturmböcke und Geschütz aufgerichtet, und drohten die Stadt von Grund aus zu zerstören. In dieser Noth thaten die Bürger alles, was man von wackern Leuten erwarten kann, welche für Haus und Hof fechten. Die Zünfte versammelten sich unter ihren Hauptleuten, und bewachten wechselweis die Mauern und die Thore. Die gefährlichen Orte wurden befestigt und neue Bollwerke um die Stadt angelegt. Dreihundert Reuter waren aufgenommen, um die Ausfälle zu unterstützen und dem Feinde Abbruch zu thun. Edle und Gemeine eiferten um die Wette, die Angriffe zurückzuschlagen, und obwohl die Stadt durch das Geschütz, welches Ulrich auf der Anhöhe des Martinsbergs hatte errichten lassen, acht Tage hintereinader beschossen und zerstört wurde, so hielten sich die Bürger doch so standhaft hinter ihren Mauern, daß Ulrich abziehen, und sich mit der Verwüstung des Erzstiftes begnügen mußte.

Während dieses bürgerlichen Krieges wurde das Erzstift von heimischen und fremden Feinden zugleich verwüstet, und in eine Schuldenlast von einer halben Million Gulden versetzt. Raban sah nun selbst ein, daß es besser sey, seine Verwaltung einer der Parteien zu überlassen, und trat seine Rechte darauf im Jahr 1439 an den Jacob von Sirk um 60,000 Gulden ab; allein auch dieser konnte die Ruhe nicht ganz herstellen. Der Adel, viele Städte und Domherren empörten sich gegen ihn, und er mußte theils Geld, theils Waffen ergreifen, um sie zu bändigen. In dieser betrübten Lage vertrauete er am meisten auf seine treuen Bürger von Trier. Um sie sich noch mehr zu gewinnen, gestattete er ihnen große Freiheiten,

und verschaffte sich vom Pabste die Erlaubniß, in dieser Hauptstadt seines Erzstiftes ein Gymnasium und eine Universität errichten zu dürfen. Aber sein im Jahr 1456 erfolgter Tod hinderte ihn an der Ausführung dieser edlen Unternehmungen.

Durch die zwiespaltige Wahl Ulrichs von Manderscheid und Jacobs von Sirk war das Erzstift so zerrüttet und der Empörungsgeist unter seinen verschiedenen Ständen so genährt worden, daß nach des letztern Tod der Bürgerkrieg wieder in lichte Flammen aufzuschlagen drohte, wenn das Domkapitel über die Wahl eines neuen Erzbischofs uneinig blieb. Ein großer Theil der trierischen Stände machten daher schon bei Lebzeiten Jacobs einen Vertrag miteinander, vermöge dessen sie sich wechselseitig angelobten, nicht eher einem Erzbischof den Huldigungseid abzulegen, ehe er von der Mehrheit der Domkapitularen gewählt, vom Pabste und Kaiser bestätigt sey. Unter solchen Gesinnungen der Stände versammelte sich nach dem Tode Jacobs das Domkapitel zur Wahl. Ein Theil der Domherren brachte Diethern von Isenburg in Vorschlag; der bei weitem größere Theil aber Johann den Markgrafen von Baden. Da also die Wahl nicht einstimmig vorgegangen war, wollten die Stände ihrem Vertrage gemäß dem letztern nicht eher den Eid der Treue leisten, bevor er die Bestätigung des Pabstes und Kaisers eingeholt habe.

Während dieser Streitigkeiten kam sowohl die päbstliche Bestätigung als das Pallium an, und sogleich huldigten dem Neuerwählten ein großer Theil des Kapitels und der Ritterschaft und die Hauptstädte des Erzstiftes, Trier, Coblenz, Boppart, Wesel, Limburg und Monta-

bauer. Hierauf reisete Johann selbst zu dem Kaiser, und ließ sich von ihm auch mit den Regalien belehnen. So von allen Seiten als rechtmäßiger Erzbischof und Kurfürst anerkannt, kam er nach Trier zurück, und hielt da, um dem Volke und Adel zugleich Ehrfurcht einzuflößen, einen herrlichen Einzug. Umgeben von vielen Kurfürsten, Fürsten, Grafen und Rittern, glänzend durch Kleidung und anderm Geschmeide ritt der junge, schöne Fürst auf einem prächtigen Pferde in die Stadt, und die Domherren, Adelichen und Bürger von seiner Partei begrüßten ihn unter Pauken- und Trompetenschall mit lautem Beifall. Um das Fest noch mehr zu verherrlichen und seine hohe Geburt zu beurkunden, vermählte er sogleich zu Coblenz seinen Vetter Christoph mit Ottilien, der Miterbin von Katzenellenbogen [1] und seine Baase Cymburg an den Grafen von Nassau.

Dieses glänzenden Anfangs seiner Regierung ohngeachtet konnte es dem jungen Fürsten nicht an Feinden und Mißvergnügten fehlen, besonders in einem Lande, worin Empörung und Bürgerkrieg bisher gehegt wurden. Selbst der Glanz seiner Geburt und seines Hofes erweckten ihm Neider unter dem Adel und in den Städten. [2] Wir haben es bereits schon in der Geschichte von Boppart ange-

1. Siehe die Geschichte von Katzenellenbogen-Hessen.

2. Von seiner Pracht und Herrlichkeit gab er Beweise, als ihn im Jahr 1473 der Kaiser Friedrich III. und Karl von Burgund besuchten. Da wurde schon die Vermählung Maximilianus I. mit Maria der Erbin von Burgund beschlossen. Siehe fünftes Buch.

führt, wie viele Macht und Gewalt er dort anwenden mußte, um die aufrühreriſchen Bürger und Adelichen zu beſtrafen. Da ſie durch offene Gewalt ſeinen Waffen nicht widerſtehen konnten, dachten ſie auf heimliche Verſchwörungen, und wollten ihn einsmals auf dem Schloſſe zu Cochem mit untergelegtem Pulver in die Luft ſprengen. Um daher gegen ſo viele Feinde von Innen und Außen ſicher zu ſeyn, ſchloß er Bündniſſe mit ſeinen mächtigen Nachbarn, den Kurfürſten von Mainz und der Pfalz, mit den Herzogen von Lothringen und Burgund, und ſeinen eigenen Brüdern und Vettern den Markgrafen von Baden. Er befeſtigte hierauf ſeine Schlöſſer mit neuen Bollwerken und Thürmen, und ſchärfte die Gerechtigkeitspflege, welche unter den bürgerlichen Kriegen außer Achtung gekommen war. Ueberzeugt, daß Wiſſenſchaften und Geiſtesbildung die rohe Kraft und Unbändigkeit eines Volkes mehr beſänftigen, als Gewalt, verbeſſerte er die Lehre in den Schulen, die Zucht in den Klöſtern, und errichtete die Univerſität in Trier, zu welcher ſein Vorfahrer ſchon den Grund gelegt hatte. Nebſt der Geiſtesbildung ſeiner Unterthanen beförderte er auch die Pflege und Heilung ihrer Körper. Er verwendete ſich beſonders für Anſtellung geſchickter Aerzte bei Hof und der Univerſität. Die verfallenen Bäder zu Bärtlich ließ er prächtig herſtellen, und den Brunnen auf dem Ehrenbreitſtein vollenden. Die Stadt verſchönerte er durch neue Gebäude, und Körlich durch ein neues Luſtſchloß. Um endlich dieſe heilſamen Anſtalten auch noch nach ſeinem Tode zu erhalten, ließ er im Jahr 1497 ſeinen Neffen, Jacob II., zu ſeinem Coadjutor wählen, welcher ihm auch im Jahre 1503 nach-

folgte. Beide badische Fürsten würden das Erzstift von Trier wieder zu dem Wohlstande gebracht haben, wohin es durch Balduin und Kuno gekommen war, wenn nicht ein Streit, fürchterlicher als alle vorhergegangenen, die ganze Christenheit entzweiet hätte: Luthers Reformation.

ſenbur

n, 935.
75 — 11

1138 —
1197, G

Br

J
Anaſ

Dreizehntes Buch.

Rheinische Geschichte

von

Kur-Cölln, Jülich, Cleve und Berg.

Reihefolge der Bischöfe und Erzbischöfe von Cölln.

Jahrhundert n. Chr. Geb.		Sterbe-Jahr.
I.	1. Matrenus, ein Jünger des Apostels Petrus	
II.	— — starb	115.
III. u. IV.	Die folgenden Bischöfe sind nicht bekannt.	
V.	7. Euphrates wurde verdammt	348.
VI.	8. Severin. 9. Evergilaus wurde ermordet	440.
	10. Solanus. 11. Domitianus. 12. Carentius. 13. Simonius.	
VII.	14. Ehrengisel. 15. Remedius. 16. Kunibert. 17. Bokald	638.
	18. Stephan. 19. Adelwin. 20. Guiso. 21. Anno I. 22. Pharmund	
VIII.	23. Agilolf I., wurde ermordet	717.
	24. Regenfried	745.
	25. Agilolf II.	747.
	26. Hildebert	757.
	27. Bartholin	772.
	28. Rheinbold I., wurde ermordet	782.
IX.	29. Hildebold	832.
	30. Hattebold	850.
	31. Günther	870.
	32. Willebert	890.
X.	33. Herrmann I.	925.
	34. Wichfried	953.
	35. Bruno I., ein Sohn Heinrichs I., erhebt Stadt und Erzstift	965.

Reihefolge der Bischöfe und Erzbischöfe von Cölln.

Jahrhundert n. Chr. Geb.		Sterbe-Jahr.
X.	36. Volkmar	969.
	37. Gero, Markgraf von der Lausiz . .	970.
	38. Walram I.	984.
	39. Everger	997.
XI.	40. Heribert, Graf von Rothenburg .	1022.
	41. Piligrin	1036.
	42. Hermann II., Pfalzgraf	1055.
	43. Anno II. von Sonnenberg, Heinrichs IV. Vormund	1075.
	44. Hidolf	1079.
	45. Siegwin	1089.
	46. Hermann III., Graf von Northeim.	1099.
XII.	47. Friedrich I., ein Graf von Friaul.	1131.
	48. Bruno II. Graf von Altena . . .	1137.
	49. Hugo, Graf von Spanheim . . .	1142.
	50. Arnold I., ein Graf von Geldern wurde abgesetzt	1151.
	51. Arnold II., Graf von Wied . . .	1159.
	52. Friedrich II., Graf von Altena und Berg	1161.
	53. Rheinhold II. von Dassel	1167.
	54. Philipp von Heinsberg, erobert Westphalen	1191.
	55. Bruno III., Graf von Altena dankte ab	1193.
XIII.	56. Adolph I. von Altena, wurde entsetzt.	1205.
	57. Bruno IV. Graf von Sayn . . .	1208.
	58. Theodor, Graf von Heinsberg wurde entsetzt	1213.

Reihefolge der Erzbischöfe und Kurfürsten von Cölln.

Jahrhundert n. Chr. Geb.		Sterbe-Jahr.
XIII.	59. Engelbert I. Graf von Berg, ein großer Fürst, wurde ermordet. . . .	1225.
	60. Heinrich von Mölenack	1237.
	61. Konrad von Hochstetten, ein stolzer Fürst, baute den Dom	1261.
	62. Engelbert II. von Falkenburg, belagert Cölln	1275.
	63. Siegfried von Westerburg, schlägt bei Woringen	1298.
XIV.	64. Wichbold, Graf von Holte . . .	1305.
	65. Heinrich II., Graf von Virneburg .	1336.
	66. Walram II., Graf von Jülich . .	1349.
	67. Wilhelm von Genepp, ein sparsamer Fürst	1362.
	68. Johann von Virneburg	1363.
	69. Adolph II., Graf von Altena, dankte ab und heirathete Margarethen von Berg.	1364.
	70. Engelbert III., Graf von der Mark.	1368.
	71. Kuno von Falkenstein, Verwalter des Erzstifts und Kurfürst von Trier, dankte ab	1370.
XV.	72. Friedrich III., Graf von Saarwerden, krönt drei Kaiser	1414.
	73. Theodorich, Graf von Mörs, belagert Soest	1463.
	74 Rupert, Pfalzgraf, dankte ab, stirbt.	1480.
XVI.	75. Herrmann IV. Landgraf von Hessen.	1508.
	76. Philipp II. Graf von Dhaun . . .	1515.
	77. Herrmann V., Graf von Wied, befördert die Reformation	1552.

Reihefolge der Erzbischöfe und Kurfürsten von Cölln.

Jahrhundert n. Chr. Geb.		Sterbe-Jahr.
XVI.	78. Adolph III., Graf von Schaumburg.	1561.
	79. Anton von Schaumburg	1561.
	80. Johann Gebhard, Graf von Mansfeld	1562.
	81. Friedrich IV., Graf von Wied, dankte ab	1567.
	82. Salentin, Graf von Isenburg, heirathet Antonie von Ahremberg	1577.
	83. Gebhard von Waldburg, heirathet Agnes von Waldeck, er wird in Bann gethan und vertrieben	1583.
XVII.	84. Ernst, Herzog von Baiern	1612.
	85. Ferdinand, Herzog von Baiern, regiert im 30jährigen Kriege	1650.
	86. Maximilian Heinrich, Herzog von Baiern	1688.
XVIII.	87. Joseph Clemens, Herzog in Baiern, postulirt gegen den Cardinal von Fürstenberg, lebt im französischen Kriege .	1723.
	88. Clemens August, Herzog in Baiern, zugleich Teutschmeister und Bischof von Münster, Paderborn, Hildesheim, Osnabrück und Probst zu Lüttich, wählt Karl VII.	1761.
	89. Maximilian Friedrich Graf von Königseck	1785.
XIX.	90. Maximilian, Erzherzog und Teutschmeister, zuvor Coadjutor	1802.

Rheinische Geschichte

von

Andernach, Linz, Bonn und Cölln.

Auf das Gebiet der Erzbischöfe von Trier folgte jenes deren von Cölln am Rheine hinab. Es begann fast gerade an dem Orte, wo sich die Gebirge wieder verengen. Wie der Rheingau einen lieblichen Kontrast dem Schlunde zu Bingen gibt, so das schöne Maienfeld dem Schlunde bei Andernach. Diese Stadt liegt eben so wie jene, mit ihren alten Thürmen und Häusern in einen dunkeln Winkel geworfen. Der Rhein dreht sich ihr gegenüber eben so um den Hammerstein, wie dort um den Ehrenfels; und die Berge strotzen nun wieder in Felsen und Schluchten von seinen Ufern herauf, welche auf der Höhe mit Ruinen von Schlössern, in der Tiefe mit Dörfern und Städtchen besetzt sind. Am Ende dieses neuen Rheinthales heben sich sieben hohe Berge, das Siebengebirg genannt, über alle andern hervor. Sie tragen die

Trümmer von eben so vielen Schlössern, als Drachenfels, Löwenberg, Mahlberg, Stromberg, Haynsberg, Plankenberg, und die sich in die Wolken erstreckende Wolkenburg. Diese aufgethürmten rauhen Riesengebirge stechen wunderbar schön mit den kleinen niedlichen Auen und Halbinseln ab, welche zwischen Ober- und Königs-Winter die Ufer des Rheins umgeben. Dem kühnen Drachenfels gegenüber erhebt sich der Godesberg, und zwischen beiden eröffnet sich eine neue schöne Ebene, aus deren Ferne man die Thürme von Bonn und Cölln erblickt. Das Rheinthal bei Andernach ist fast eben so eng und tief, wie jenes bei Bingen, allein sein Boden ist fruchtbarer, seine Felsenwände mehr angebaut, sein Ansehen freundlicher. Gärten und Weinberge ziehen sich an seinem Gebirge hin, Wiesen und Getraide-Felder decken das buschige Ufer. Aus dem Schooße der Siebenberge werden Basalt, Porphir und Marmor gegraben. Die Gesundbrunnen von Bärtlich und Dünstein beweisen von Stahl, Schwefel und Salz. Von dem seltsamen See bei dem Kloster Lag haben wir schon im ersten Buche geredet.

An diesem Striche des Rheins waren unter den Römern zwei Kastelle und Poststationen, nämlich Antonacum und Rigomagus angelegt, und noch im Jahr 1748 hat man bei letzterm Städtchen, welches jetzt Rheinmagen oder Remagen heißt, einen Meilenstein gefunden, welcher die Schritte bis Cölln angab, und unter den Kaisern Marcus Aurelius und Lucius Verus da errichtet wurde. Sentium jetzt Sinzig, und Lentium jetzt Linz, waren vermuthlich römische Vorwerke auf dem rechten Rheinufer.

Unter der fränkischen Monarchie machte dieser Strich einen Theil des Engers- und Sieggaues auf der rechten, und den vom Flüßchen Aar genannten Aargau auf der linken Rheinseite aus. Erstern haben wahrscheinlich eine Zeitlang die Salischen, dann die Grafen von Wied beherrscht. Letztern mögen die Ahnen der Grafen von Rheineck verwaltet haben, deren Stammschloß noch zu erkennen ist. Zu Andernach, Sinzig, Linz und Königswinter waren Königshöfe angelegt. Der Dingstuhl des Sieggaues stand vielleicht auf dem sogenannten Malberge. Ob Karls des Großen romantischer Neffe und Ariostos Held Roland in diesem Gaue geherrscht, und dem Rolandseck und Rolandswerth den Nahmen gegeben habe, können wir nicht beurkunden. Es scheint vielmehr, daß der italienische Dichter den Stoff zu seiner vortrefflichen Beschreibung in dem dreiunddreißigsten Gesange aus der alten rheinischen Sage vom Rolandseck genommen habe; denn nach dieser wurde dem Helden während seines Zuges nach Spanien die Geliebte geraubt, und einem Drachen zum verschlingen vorgesetzt, welcher ohne ein solches Opfer zu finden, die Gegend umher verwüstete. Die Jungfrau wurde aber nicht, wie bei Ariosto durch den Ritter, sondern durch ein Kreuz gerettet, was sie als ein Geschenk ihrer Mutter am Halse trug, und dem Drachen in den Schlund warf. Der Vater der Geliebten nahm hierauf Rache an dem Räuber und stürmte sein Schloß. Während dieser Fehde kam Roland zurück, drang wüthend unter die Fechtenden ein, und erschlug im Getümmel der Schlacht den Vater seiner Geliebten, welchen er für den Räuber hielt. Nach diesem schrecklichen Vorfalle versagte ihm die Jungfrau ihre Hand und ging in das Kloster. Er aber suchte verzweiflungsvoll den Tod in den Schlachten, und fand ihn auch bei

Ronceval in Spanien. Von dieser Geschichte sollen Löwenburg, der Drachenfels, Rolandseck und Rolandswerth ihre Nahmen erhalten haben. Viel gewisser aber ist die Legende von der heiligen Genofeva.

Zur Zeit, als Karl Martel das fränkische Reich regierte, oder wie andere Geschichtschreiber wollen, als Hillin auf dem Stuhle zu Trier saß, verwaltete den Gau von Maienfeld der Graf Siegfried. Er wurde, wie das Pflicht und Sitte war, zum Kampfe gegen die Ungläubigen aufgeboten, und vertrauete während des Feldzugs seine Gemahlin, die schöne Genofeva von Brabant, dem Schutze seines Hausmeisters Golo an. Dieser wurde von den Reitzen seiner Gebieterin hingerissen, und da er seine frechen Anmuthungen nur mit Verachtung erwiedert bekam, verwandelte sich seine Liebe in Rache. Er klagte sie bei dem rückgekehrten Gatten als eine Ehebrecherin an, und da sie während dessen Abwesenheit mit einem holdseligen Knäblein niedergekommen war, so glaubte Siegfried um so eher die Verläumdung, und gab Befehl, seine Gattin und seinen Sohn zu ermorden. Gerührt von dem Elende der Mutter und dem unschuldigen Lächlen des Kindes, rettete der Knecht, welcher den schrecklichen Auftrag erhalten hatte, beider Leben, und Genofeva mußte ihre Zuflucht in den Wildnissen und Höhlen des Ardennen-Waldes suchen, um gegen die argwöhnischen Verfolgungen ihres Gemahls und seines treulosen Hausmeisters sicher zu seyn. Vor Elend und Hunger abgezehrt, war sie nicht einmal im Stande, ihrem Kinde die mütterliche Nahrung an ihrer Brust zu geben. Sie mußte den Knaben einer Rehkuh überlassen, um ihn zu erhalten.

Nachdem sie lange in diesem Elende gelebt, und sich blos durch Wurzeln und Kräuter genährt hatte, verirrte

sich ihr betrogener Gemahl auf der Jagd in dem Walde, indem er das Thier verfolgte, was seinem Kinde Nahrung gab. Dieses führte ihn zu der Höhle, wohin sich seine Gattin gerettet hatte. Er erkannte sie, sein Kind, und ihre Unschuld, und Thränen der Freude und der Reue rollten von seinen Augen. Er führte sie und seinen Sohn zurück nach seiner Burg, bestrafte den verrätherischen Golo, und lebte noch lange glücklich an ihrer Seite. Nach ihrem Tode wurde sie unter die Zahl der Heiligen gesetzt, und sowohl bei der Höhle, wo sie Siegfried fand, als zu Andernach Kirchen gebauet, wo man noch ihre Reliquien und ihr Andenken verehrt.

Dieses Andernach oder alte Antonacum wurde von den Römern als eine Vestung und Poststation angelegt, und noch verehren seine Bürger den Kaiser Valentinianus als einen Heiligen und den Stifter ihrer Kirche. Unter der fränkischen Monarchie wurde da ein Hof der austrasischen Könige gegründet, und mehrere Fürsten-Versammlungen gehalten. Wahrscheinlich hatte da Siegfried als Graf von Maienfeld seinen Sitz. Als im Jahr 1114 der Erzbischof Friedrich von Cölln die Partei der Sachsen gegen den Kaiser Heinrich V. ergriffen hatte, kam es hier zu einer Schlacht, worin der Kaiser besiegt, und Andernach dem Bischof zu Theil wurde. Dieser umgab die Stadt mit Mauern und Bollwerken, und schenkte ihr Stadtrechte. Allein die Bürger strebten bald hierauf, wie die meisten Städte am Rhein, nach der Reichsunmittelbarkeit.

Während der bürgerlichen Kriege zwischen den Gegenkaisern, Philipp und Otto IV., ergriffen die Bürger von Andernach des letztern Partei, mußten aber darob von ersterm viele Drangsale und eine harte Belagerung

erdulden. Die Grausamkeit der lothringischen Soldaten, welche dieser an den Rhein gezogen hatte, ging so weit, daß sie nicht einmal die Weiber und Kirchen verschonten. Bei der Plünderung des Klosters zu St. Thomas fingen sie eine Nonne auf, bestrichen ihren nackten Leib mit Honig, wälzten sie in Federn herum, setzten sie so, mehr einem Vogel als Menschen gleich, rückwärts auf ein Pferd, und führten sie mit Hohngelächter begleitet durch das Lager. Bald hierauf kam Philipp und ließ die Verbrecher in siedendem Wasser ersäufen. Aber die Andernacher trotzten ihm noch von ihren Mauern. Da umgab er sie mit seinem Heere, bestürmte ihre Thore und Thürme, und ließ die Stadt, nachdem er sie eingenommen hatte, plündern und verbrennen.

Unter dem bald hierauf eintretenden Interregnum bekamen die Bürger von Andernach Gelegenheit, ihre Stadt und Gemeinde wieder herzustellen, und mit neuen Freiheiten, Gesetzen, Häusern und Bollwerken zu verbessern. Da zu dieser Zeit die Erzbischöfe von Cölln mit ihrer Hauptstadt selbst in bürgerliche Kriege verwickelt waren, und der Städtebund die Bestrebungen der rheinischen Städte unterstützte, so entzogen sie sich allbereits der bischöflichen Gewalt, und erklärten ihre Gemeinde als eine Reichsstadt, welche nur durch Rath und Bürgermeister regiert werden könnte.

Unter dieser Verfassung vermehrten sich ihre Gewerbe und Bewohner. Sie versahen die Nachbarschaft mit den Werken ihres Fleißes, und trieben einen beträchtlichen Handel mit irrdenen Geschirren, Krügen, Glaswerk, Mühlsteinen und Floßholz. Die Bürger theilten sich in Zünfte und Rotten ab, welche unter Anführung ihrer Hauptleute und Bürgermeister bereit standen, ihre Frei-

heit mit bewaffneter Hand zu vertheidigen. Wir haben der Fehde schon gedacht, welche sie gegen Rheinhard von Westerburg gefochten haben. Im Jahr 1255 halfen sie, Diethern von Katzenellenbogen auf Rheinfels belagern. Auch gegen andere Grafen und Ritter haben sie wacker gefochten, und ihren Handel beschirmt. Die vorzüglichste Richtung ihrer kriegerischen Unternehmungen ging aber gegen die Kurfürsten von Cölln, welche ihre reichsstädtischen Freiheiten nicht anerkennen wollten.

Zu dieser Zeit hatten sich die Erzbischöfe von Cölln entweder durch kaiserliche oder fürstliche Schenkung in den Besitz von Rheineck, Hammerstein und Altwied gesetzt, und konnten von da aus den Andernachern desto besser beikommen. Wir haben bereits schon angeführt, wie der Erzbischof Rheinhold die Feste Rheineck gegen den mächtigen Pfalzgrafen von Staufen behauptete. Hammerstein war Andernach gegenüber auf einem hohen runden Felsen gebauet, um den sich der Rhein wie um eine herrliche Rotunda schwingt. Wer diese stattliche Feste erbauet habe, kann man nicht in der Geschichte nachfinden. Einige Alterthumsforscher wollen Karl Martel oder Karl den Hammer für ihren Stifter angeben; wahrscheinlich hat sie ihren Nahmen von den Eisenschmieden erhalten, deren es in dieser Gegend viele gibt. Noch im eilften Jahrhundert finden wir auf dieser Feste einen der letzten Salier, Otto, welcher sich einen Grafen von Hammerstein nannte. Er war zugleich Graf in der Wetterau, und hatte von dort aus die Länder des Erzbischofs von Mainz, Erkenbold, beunruhigt. Dieser nahm an ihm Rache, und that ihn in den Kirchenbann, als er seine Base und Blutsverwandtin, die schöne Irmengard, geheirathet hatte.. Otto liebte sein Weib zu sehr, als daß er sich von

diesem geistlichen Strale hätte schrecken lassen. Er trotzte vielmehr auf seiner festen Burg dem ergrimmten Erzbischof in den Armen seiner geliebten Gattin, und da dieser zu der Zeit nach Cölln den Rhein hinab fahren mußte, fiel er auf ihn von der Burg herab, um ihn selbst gefangen zu nehmen. Erkenbold, der durch die Gegenwehr seiner Leute diesem Anfalle entwischt war, dachte nun auf Rache. Er ließ die Ehe Ottos auf einer Synode zu Nimwegen für nichtig und blutschänderisch erklären, und wendete sich mit Vollzug dieses Urtheils an den Kaiser Heinrich II. Dieser war ein zu frommer und den Geistlichen ergebener Fürst, als daß er Erkenbolds Bitte unerhört gelassen hätte. Er zog vielmehr 1020 selbst mit einem mächtigen Heere vor Hammerstein, umgab es mit Rossen und Geschütz. Die Geschichtschreiber geben die Art, wie diese Belagerung geführt wurde, nicht genau an; wenn wir aber die Lage der Festung auf einem steilen Berge, ihre herrlichen Thürme, und die Länge der Zeit, welche bis zur Uebergabe verfloß, bedenken, so wird es deutlich, daß Otto mehr durch Hunger und das Elend seiner Familie, als durch Waffen bezwungen wurde. Er mußte sich, seine Geliebte und seine Burg den Händen seiner Feinde übergeben, und das Scheidungsurtheil über sich ergehen lassen; aber heimlich blieb er seinem schönen Weibe treu, und lebte mit ihr in Liebe und Eintracht bis zu seinem Tode. Nachdem mit den Söhnen dieses Otto der salische Stamm im Engersgau 1036 ausgestorben war, fiel Hammerstein wieder den Kaisern anheim, und diese gaben es zuerst den Erzbischöfen von Cölln; dann, wie wir gehört haben, denen von Trier.

Unterhalb Hammerstein lag ein Theil der Grafschaft Wied längs dem Rheine hinab, wovon Linz und Unkel, die

jetzt aufeinander folgen, Hauptstädte waren. Vermuthlich haben die fränkischen Könige, wie auch zu Sinzig und Königswinter, dort Maierhöfe angelegt, um die hernach sich die Städtchen bildeten. Wir haben bereits in der Geschichte von Isenburg-Wied-Runkel dargethan, daß dieser Theil der wiedischen Länder durch die Gräfin Mathilde an die Erzbischöfe von Cölln gekommen sey. Ihre dadurch aufgebrachten Verwandten dichteten aber dieser Schenkung einen Beweggrund an, der jenem glich, welchen man von der Schenkung der Mathilde von Este an Gregor VII. erzählt.

Der Erzbischof Engelbert I., ein Graf von Berg, war nach allen Geschichtsschreibern ein eben so schöner als herrlicher Mann. Er zog durch seine Gestalt und seinen edlen Anstand die Herzen der Weiber und des Volkes an, und erschien immer wohl gekleidet, und mit einem prächtigen Gefolge umgeben. Mathilde war Wittwe und Erbin einer Grafschaft geworden. Es war daher natürlich, daß ein geistlicher Fürst, wie Engelbert, Eindruck auf ein Gemüth machen mußte, das eben so sehr durch Frömmigkeit als Zärtlichkeit bewegt werden konnte. Der Erzbischof besuchte sie mehrmalen auf ihrem einsamen Schlosse; er wurde ihr Freund, ihr Vertrauter, ihr Gewissensrath. Sie faßte ein weiblich-kindliches Zutrauen zu seinen Worten und Rathschlägen, und vermachte seiner Kirche die ganze untere Grafschaft.

Durch so wichtige Erwerbungen hatten zwar die Erzbischöfe von Cölln die Stadt Andernach mit ihrem Gebiete umgeben, und konnten sie um so leichter zum Gehorsame zwingen; allein die muthigen Bürger von Cölln machten ihnen zu der Zeit so viel zu schaffen, daß sie an die Bezähmung derer von Andernach nicht denken konnten. Der

öftere Aufruhr von Cölln und die dadurch herbeigeführten Brandschatzungen und Auflagen machten am Ende auch die andern Städte des Erzstiftes schwierig. Diese Stimmung des Volkes benutzten die Bürger von Andernach. Im Jahre 1367 fielen sie, aus ihren Thoren stürmend, das kurfürstliche Schlaß bei ihrer Stadt an, zerstörten dessen Vorwerke und Brücke, und brachten, nachdem sie die cöllnischen Besatzungen vertrieben hatten, Linz, Unkel und den Sitz der Kurfürsten, Bonn, selbst zum Aufruhr. Hierauf schlossen sie einen Schutzbund mit Cölln und andern rheinischen Städten, dessen Zweck die gänzliche Verwerfung der kurfürstlichen Gewalt war. In diesem Drange rief der Kurfürst Engelbert III. den mächtigen Kuno von Trier zu Hülfe, und dieser stellte 1368 als Verwalter des Erzstiftes die Ruhe mit kräftiger Hand her. Er trieb die Andernacher in ihre Stadt zurück, und zwang sie, die dem Erzbischofe von Cölln zuständigen Rechte anzuerkennen. Ihnen zum Trutz erhob er hierauf Linz mit Stadtrechten und legte da eine feste Burg an. Andernach würde sich schon zu der Zeit der Oberherrschaft der Erzbischöfe von Cölln unterworfen haben, wenn nicht ein neuer bürgerlicher Krieg seinen Bürgern auch neuen Muth gegeben hätte.

Im Jahre 1496 kam durch den Streit der Erzbischöfe Rupert und Herrmann das Erzstift in noch größere Unruhe, als es vorher war. Die cöllnischen Städte theilten sich unter beide Parteien. Die Andernacher zogen muthig aus ihrer Stadt, vertrieben die kurfürstlichen Truppen aus ihrer Gegend, und zwangen selbige, sich in die festen Schlösser zurückzuziehen. Linz, Unkel, Bonn und andere Städte schienen von einer gleichen Freiheitsliebe belebt, und die kurfürstliche Herrschaft selbst wankend. Der Kur-

fürst Herrmann mußte die Hülfe des Kurfürsten von Trier und anderer Fürsten nachsuchen, um dem Aufruhr kräftig begegnen zu können. Von diesen unterstützt umgab er die Stadt mit einem mächtigen Heere, und zwang sie endlich die Herrschaft des Erzstiftes anzuerkennen. Von nun an blieb Andernach eine cöllnische Stadt; die Bürger aber erhielten sich in dem Rechte eigner Verwaltung, und der Landstandschaft auf den Landtägen.

Durch die Kriege und Eroberungen, welche wir bisher angeführt haben, kamen die Erzbischöfe allbereits in den Besitz der beiden Rheinufer von Andernach bis Bonn; denn wenn man Remagen, Sinzig und das kleine Gebiet ausnimmt, welches von Kaiser Karl IV. an die Grafen von Jülich verschenkt wurde, so erstreckte sich jetzt das cöllnische Kurthum längs dem Rheine hin zwischen beiden Städten bis an die Niederlande. Indeß sie sich aber diesen schönen und reichen Landstrich theils durch Schenkungen, theils durch Waffengewalt unterworfen hatten, waren sie nicht im Stande, Cölln, die Hauptstadt des Erzstiftes, zum Gehorsam zu bringen. Ihr erzbischöflicher Stuhl blieb wohl verehrt und geheiligt in dieser Stadt, aber ihren kurfürstlichen Sitz waren sie gezwungen nach Bonn zu verlegen. Wir müssen daher zu der frühesten Geschichte der Erzbischöfe hinaufsteigen, um die Ursachen dieser Verhältnisse nachzusuchen.

Geschichte von Cölln.

Schon zu der Römer Zeiten war die Kirche von Cölln ein Erzbisthum geworden, und da der Sitz seiner Bischöfe in einer Stadt aufgeschlagen war, welche sich, als von Agrippa und dem Bischofe Maternus gegründet, apostolischen und römischen Ursprungs zu seyn rühmte, so nannte man sie auch vorzüglich die heilige-römische. Helena die Mutter Constantins des Großen bauete zu Bonn, Cölln und Xanten den Glaubenshelden Gereon, Gregor, Victor und Cassius, welche da den christlichen Glauben mit ihrem Blute besiegelt haben, Kirchen, und beschenkte sie mit Gütern und Zehnten. Auch die Glaubensheldinnen Ursula und Cordula mit ihrer Gesellschaft[1] erhielten ihre Altäre und Verehrung. Plektrudis, die Gemahlin Pipins, stiftete in Cölln auf dem alten Kapitolium die Marienkirche als einen Zufluchtsort gegen Verfolgungen, und der König Dagobert I. gab seinem Lehrmeister, dem Bischofe Kunibert, Soest in Westphalen mit seinem Burgbanne. Dieser weihte dort einem andern christlichen Helden, dem heiligen Patroklus, eine Kirche. Kunibert hinterließ dem Erzstifte selbst seine Stammgüter, und Karl der Große begünstigte dasselbe, weil Aachen, seine Lieblingsstadt, darin gelegen war. So wuchs in dem mittleren Zeitalter die Anzahl der Stiftungen in Cölln zu einer so großen Zahl an, daß beinahe so viel Kirchen und Kapellen dort zu finden wa-

1. Aus den Worten **Ursula et XImilla** sollen die 11000 Jungfrauen geworden seyn.

ren, als Tage im Jahr. Kein Wunder, daß sie die heilige Stadt genannt wurde.

Diese beträchtlichen Stiftungen vermehrten sich schnell zu einem Fürstenthume, als Kaiser Otto der Große seinem Bruder **Bruno** das Erzstift und mit ihm die Herzogthümer von Ripuarien und Lothringen zur Verwaltung gab. Da es in dem Plane der sächsischen Kaiser lag, die Gewalt der weltlichen Fürsten durch jene der Geistlichen zu beschränken, so verwendete Bruno alle seine Macht und seinen Einfluß dahin, jene seines Erzstiftes zu vergrößern. Von ihm her schreibet sich die Entstehung eines Kürthums von Cölln. Er vereinigte einen großen Theil der Grafschaften und Vogteien des ripuarisch-fränkischen Herzogthums längs dem Rheine hin mit seiner Kirche, und verschaffte der Stadt Cölln große Freiheiten.

Die Kaiser aus seinem Hause vermehrten diese Herrschaften mit Waldungen und Gütern, und Otto III. stiftete zu Deuz, Cölln gegenüber, ein Kloster, und unterwarf es mit dem Städtchen den Erzbischöfen. Die kaiserlichen Schenkungen wurden durch jene der Grafen und Gräfinnen, welche im Kirchsprengel wohnten, vermehrt, ja die Erzbischöfe waren ihrer Kirche so zugethan, daß **Kunibert**, **Konrad** von Hochstetten und **Philipp** von Hynsberg sogar ihre eigenen Stammgüter ihrer Kirche hinterließen.

Unter letzterem wuchs endlich das weltliche Fürstenthum zur höchsten Macht heran. Schon unter seinem Vorfahren **Rheinhold** von Dassel, welcher den Kaiser Friedrich I. nach Italien begleitet, und von diesem Kaiser nach der Zerstörung von Mailand die Körper der heiligen drei Könige erhalten hatte, legte er als Statthalter des Erzstiftes den Grund zu seiner künftigen Stärke und Er-

weiterung. Er vertheidigte es mit starken Heeren gegen die mächtigen Fürsten von Schwaben, von Hessen und der Pfalz. Als der Kaiser nach der Hand Heinrich den Löwen Herzogen von Sachsen vor Gericht gestellt, und endlich wegen seines Ungehorsams in die Acht erklärt hatte,[1] fiel Philipp mit den Grafen von Berg und Cleve in dessen Gebiet ein, und erhielt davon zum Lohne seiner geleisteten Dienste den bei weitem größten Theil unter dem Namen eines Herzogs von Engern und Westphalen. Es ist daher nicht ohne Grund, wenn Rheinhold und Philipp von den Geschichtschreibern die zwei Grundsäulen des alten Erzstiftes genannt werden. Sie haben ihren geistlichen und weltlichen Staat fest gegründet, ihn durch Waffen und feste Schlösser geschützt, und durch Länder erweitert, die fast so groß waren, als jene, die ihnen schon Bruno erworben hatte. Das Erzstift würde schon zu dieser Zeit der mächtigste Staat am Rheine geworden seyn, wenn es nicht durch den Streit der hohenstaufischen und welfischen Kaiser verwüstet worden wäre.

Wir haben bereits schon in der allgemeinen Geschichte des Rheins die Kriege und Verwüstungen geschildert, welche der Zwiespalt der Gegenkaiser, Philipps, Ottos und Friedrichs II. im cöllnischen Gebiete hervorgebracht hatte. Die Erzbischöfe Bruno III., Adolph, Dietrich und Engelbert, meistens Fürstensöhne des altenaischen Hauses, hielten es bald mit der einen, bald mit der andern Partei, und zogen daher sich und ihrem Lande beider Rache zu. Bruno gab seine bischöfliche Würde freiwillig an seinen Bruder Adolph ab; dieser und sein

1. Siehe das vierte Buch.

Nachfolger **Diether** wurde von dem Pabste entsetzt, weil sie entweder dem Philipp oder Otto zugethan waren. Selbst Engelbert scheuete sich ein Erzstift zu übernehmen, das durch Bürgerkriege verwüstet war.

Während dieses Streites wurde Cölln zweimal belagert, Andernach, Lintz, Unkel und Bonn in Schutthaufen verwandelt, und die Länder des Erzstiftes dem Brande und der Verwüstung Preis gegeben. Ehe wir aber die Geschichte von Cölln weiter verfolgen, müssen wir erst jene der Grafschaften und Fürstenthümer anführen, deren Fürsten entweder freundlich oder feindlich einen wichtigen Einfluß darauf hatten.

Geschichte von Jülich, Berg, Cleve und Mörs.

Das Erzstift von Cölln war hauptsächlich von fünf mächtigen Grafschaften umgeben, deren Fürsten es entweder bekriegten, oder selbst seinen heiligen Stuhl besessen haben, nämlich von **Berg**, von **Jülich**, von **Cleve**, von der **Mark** und von **Mörs**. Die meisten davon scheinen von einem alten Stamme, nämlich derer von **Teusterband**, hervorgewachsen zu seyn. Im Jahre 1371 waren sie durch Wechselheirathen wieder auf einen Stamm gekommen. Bei dessen Ausgang im Jahr 1648 wurden sie unter das pfälzische und brandenburgische Haus vertheilt.

Vom Jahr 1131 bis zum Jahr 1368 besaßen von diesen alten Fürsten-Familien zwei Bruno, zwei Adolphe, zwei Engelberte, ein Walram, ein Friedrich und ein Dietrich den Erzbischöflichen Stuhl, indeß die weltlichen Grafen durch Kriegs- und Friedenskünste den untern Rhein beherrschten. Unter ihrer Regierung sind viele Länder und Städte erweitert oder angebauet worden. Düsseldorf, Wesel, Cleve, Crefeld, Emmerich, Rees, Dortmund und andere Städte, verdanken ihnen entweder ihre Entstehung oder ihre Erweiterung. In spätern Zeiten haben sich diese Grafen durch fürstliche Pracht und die Beschützung der Künste ausgezeichnet. Sie sind ihrer Macht und ihres Reichthums wegen von den Kaisern zu Herzogen ernannt worden.

Es ist sehr schwer, den Ursprung dieser Grafengeschlechter durch Urkunden darzuthun. Einige Genealogen lassen sie von dem römischen Geschlechte der Ursiner abstammen, weil in den Jahrbüchern des Gregorius von Tours ein gewisser Ursus unter der Königin Brunehilde vorkommt, und das clevische Wappen mit jenem der römischen Familie Aehnlichkeit hat. Wahrscheinlich aber kommen sie von jenen Gau- und Markgrafen her, welche den Karlingern gegen die Sachsen, Friesen und Normänner am untern Rheine große Dienste geleistet haben, und dafür auch belohnt wurden. Denn das Land, was sie ursprünglich beherrschten, und die Teusterbande genannt wurde, nahm einen großen Theil der Niederlande ein, und erstreckte sich bis an die westphälische Mark.

Ohngefähr im achten Jahrhundert nach Christi Geburt herrschte schon als Graf von Teusterband Walter,

welcher seine Tochter Beatrix an den Grafen Theodorich oder Dietrich von Cleve verheirathet hatte, und dadurch beide Länder vereinigte. Die jungen Eheleute starben in der Blüthe ihrer Jahre, und hinterließen nur eine Tochter, welche, wie die Mutter, Beatrix genannt wurde, und nun die Erbin der mächtigen Grafschaft wurde. Sie konnte den Verlust ihrer Eltern nicht vergessen, und beweinte ihren Tod in trauriger Einsamkeit. In tiefe Schwermuth versenkt, saß sie einstens bei einem schönen heitern Tage an dem Fenster ihrer Burg, und blickte mit starrem Blicke den stillen Rhein hinauf; da sahe sie aus der Ferne ein goldnes Schifflein herabschwimmen, welches von zwei Schwanen gezogen wurde, und von der Abendsonne beleuchtet, über die glatte Fläche des Rheins flimmerte. Diese seltsame Erscheinung spannte die Aufmerksamkeit der Gräfin. Mit Ungeduld erwartete sie die Annäherung desselben; und als es ganz kenntlich bis schier zu ihrer Burg herabgekommen war, siehe da erhob sich auf seinem hintern Theile, der wie eine Muschel gebildet war, ein Jüngling schön von Gestalt, in der Blüthe der Jahre, und blickte bescheiden nach dem Söller, von dem sie herab sahe. Der Tracht und der Art nach hätte man ihn eher für einen griechischen Gott, als einen teutschen Rittersssohn gehalten. In der einen Hand hielt er ein vergoldetes Schwert, in der andern einen silbernen Schild mit acht goldenen Sceptern, an dem Finger trug er einen Ring, und an seiner Seite hing ein silbernes Jagdhorn. Seine braunen Locken gräuselten sich von der heiteren Stirne herab, aus welcher ein paar feurige Augen strahlten. Der erste Bart schien ihm kaum um die blühenden Wangen angeflogen. Seine Füße waren

waren in Halbstiefel geschnürt, und von seiner breiten Brust hing ein faltiger Mantel über die fremde Tunik.

Als die Schwanen der Burg über gekommen waren, drehten sie ihre weissen Hälse nach derselben und kehrten so das Schifflein an das Ufer. Der Jüngling stieg aus, ließ sich melden, und ward mit Neugierde und Freude aufgenommen. Mit edler Bescheidenheit näherte er sich der Fürstin, und erklärte ihr: »daß ihr Bild ihm schon »lange im Traume erschienen, und daß er darob an den »Rhein gekommen sey, um Liebe und Ruhm zu suchen.»

Beatrix, entzückt von dieser seltenen Erscheinung, fragte ihn nach seiner Herkunft, nach seiner Familie, nach seinem Stande und nach seinem Nahmen. Er aber antwortete ihr: »Die Fee, welche mich hierher gewiesen, um glücklich zu wer»den, verbot mir auch, wenn ich glücklich bleiben wollte, »meine Herkunft zu entdecken. Alles was ich sagen kann, »ist: daß ich von edlem Stamme, und den schönen süd»lichen Inseln entsprossen bin, daß mich mein Vater »Elius, und meine Mutter, der angenehmen Gestalt »wegen, Gracilis genannt hat.

Man kann sich leicht vorstellen, daß ein junges Fräulein, welches bisher in der Einsamkeit lebte, nicht unempfindlich gegen einen Mann geblieben sey, welcher eben so schön als tapfer war. Er zeichnete sich bald als einen Helden in allen Gefechten aus, und sie gab ihm ihre Hand, und theilte mit ihm ihr Fürstenthum. In dieser glücklichen Verbindung erzeugten sie drei Söhne. Dem ältesten, Dietrich, gab der Vater seinen Schild und sein Schwert, und ernannte ihn zu seinem Nachfolger; dem zweiten, Gottfried, schenkte er sein Horn mit der Grafschaft Loen, und der dritte, Konrad, erhielt den Ring

und wurde Landgraf zu Hessen. Es scheint also, daß Elius das Gebiet seiner Gattin erweitert, und sich die Gunst der Kaiser in einem hohen Grade erworben habe. Einundzwanzig Jahre lebten so die liebenden Gatten in glücklicher Ehe, als Beatrix in einem Anfalle von Neugierde ihrem Gatten das Geheimniß seiner Abkunft entlockte, und er ihr auf immer entrissen wurde. Die Schwanen erschienen mit dem goldenen Schifflein vor der Burg. Elius riß sich aus den Armen der unglücklichen Gattin, und verschwand aus ihren weinenden Augen.

In einer Art von Verzweiflung bestieg sie den hohen Thurm ihrer Burg und blickte den Rhein hinauf. In jedem Flimmer einer Welle, in jedem herabkommenden Fahrzeuge glaubte sie den verlornen Geliebten wieder zu finden. Er kam nicht mehr. Nicht lange hat sie seinen Abschied überlebt. Zum ewigen Andenken dieser Geschichte hat man das Schloß zu Cleve die Schwanenburg genannt, und noch glänzt ein goldener Schwan auf dem Gipfel ihres Thurms.

Wie romanhaft diese Sage nun immer seyn mag, so stimmen die Geschichtschreiber wenigstens darin überein, daß ein gewisser Elias de Grail, von unbekanntem Geschlechte, Beatrixen die Erbin von Teusterband geheirathet, tapfer gestritten, drei Söhne erzeugt, und endlich sich wieder unsichtbar gemacht habe. Auf ihn folgte sein ältester Sohn Dietrich, ein Liebling Karl Martells; sein Enkel Ludolf hat sich in den Kriegen Karls des Großen gegen die Sachsen ausgezeichnet. Er starb kinderlos, und hinterließ die Grafschaft seinem Bruder Balduin im Jahre 806. Dieser ist als der zweite Stammvater der niederrheinischen Fürstengeschlechter anzusehen. Seine Söhne Eberhard und Robert theil-

ten sein Land. Eberhard, der ältere, erhielt Cleve, und Robert, der jüngere, die Grafschaft Teusterband, vermuthlich als ein clevisches Lehen. Robert hinterließ drei Söhne, wovon der älteste, Ludwig, Graf von Teusterband wurde; der mittlere, Diether, gründete die Dynastie derer von Altena und Berg, und der jüngste, Robert, jene von Heusden. Ludwigs Enkel, Ansfried, heirathete Hilfunden, eine Tochter des Grafen von Streyen; aber Frommheit trennte beide Gatten wieder. Sie nahm den Schleier im Kloster von Thorn, er wurde Bischof von Utrecht, und hinterließ nach seinem Tode, 1008, den größten Theil seiner Herrschaften seiner Kirche. Von dem alten Geschlechte derer von Teusterband wären also drei neue Zweige, nämlich die Grafen von Cleve, von der Mark und von Berg gebildet worden, wovon die erstern meistens den Nahmen Dietrich, die beiden andern aber jenen von Engelbert oder Adolph annahmen.

Zu dieser Zeit fielen die Normänner von Norden, und die hunnischen Völker von Süden in das teutsche Reich ein, und bedrohten es mit einer neuen Barbarei. Jene kamen von Frankreich und vom untern Rhein herauf, nahmen Städte und Länder hinweg, und drangen verwüstend bis nach Coblenz und Trier vor; diese zogen von Ungarn her, und hatten den Süden von Teutschland bis an den obern Rhein in Schrecken gesetzt. Gegen diese Horden führten die Grafen aus dem Geschlechte von Teusterband die teutschen Völker an, und trieben selbige wieder in ihre Heimath zurück. Balduin II. von Cleve kämpfte gegen die Normänner mit glücklichem Erfolge. Er nahm ihnen Duisburg und andere Städte weg, schlug sie in verschiedenen Treffen, und zwang sie den Rhein zu

verlassen. Sein Sohn, Arnold I., focht unter König Heinrichs I. Fahnen gegen die Hunnen, und als bald hierauf die Muselmänner die ganze Christenheit bedrohten, zog Diether der Streitbare gegen sie zu Feld, und behauptete in allen Schlachten die Ehre der teutschen Nation. Durch diese den Kaisern und dem Reiche geleisteten Dienste erhielten sie Duisburg, Kaiserswerth, Wesel und andere Ortschaften, welche zuvor Reichsstädte waren; und ihre Nachfolger, Arnold II. und Diether IV., erwarben sich durch die Verbesserung ihrer Erbländer den Nahmen Väter des Vaterlandes.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß beide den Grund zu einer ordentlichen Verfassung in ihren Staaten gelegt, und die Städte derselben entweder erweitert, oder selbst erbauet haben. Von dem Jahre 1200, wo Dietrich IV. gestorben ist, bis auf das Jahr 1305, wo Dietrich IX. zur Regierung kam, haben Kaiserswerth, Uerdingen, Crefeld, Roerort, Duisburg, Mörs, Orsoi, Santen, Rees, Griet, Emmerich, Calcar und Cleve entweder ihre Erweiterung oder ihre freie Stadtverfassung erhalten. Unter diesen wurden Cleve, Wesel, Emmerich, Calcar, Duisburg, Santen und Rees als die vorzüglichsten angesehen, und erhielten auch Sitz und Stimme auf den Landtägen. Die Grafen setzten hierauf, der Ueberschwemmung wegen, eigene Beamten an, welche die Aufsicht über die Wasserbauten hatten, und Teichgrafen genannt wurden. Ihren Landesadel führten sie selbst in das Feld, und ihre Geistlichkeit beschenkten sie mit Gütern und Freiheiten. Im Jahre 1387 waren sie schon so mächtig, daß Diether VIII. seinen Vetter und Pathen gleichen Nahmens, den Grafen von Saarwerden, mit der Grafschaft Mörs

belehnen konnte. Nachdem von Diether IV. bis auf Diether X. sieben Grafen fast mit gleichen Nahmen hintereinander geherrscht hatten, starb im Jahr 1362 der alte clevische Stamm mit Johann II. aus, und kam an jenen von der Mark.

Kremer leitete die Grafen von der Mark, wie jene von Berg, von einem gewissen Herrmann her, welcher im Jahr 967 Graf im Keldachgaue war. Dieser hinterließ einen Sohn gleichen Nahmens, und Adolph I. Von letzterem stammen Adolph II., Adolph III. und Eberhard, wovon jener sich einen Grafen von Berg, dieser einen von Altena nannte. Von Adolphs III. Söhnen folgte ihm Adolph IV. in der Grafschaft Berg; Bruno II. wurde Erzbischof von Cölln. Ersterer hinterließ fünf Söhne, wovon Adolph V. Graf von Berg, Eberhard, Graf von der Mark und Limburg, Friedrich, Erzbischof von Cölln, Engelbert, nach des erstern Ableben ebenfalls Graf von Berg und Bruno III. Erzbischof von Cölln wurde. Diesem folgte Engelbert I. auf dem erzbischöflichen Stuhle.

Bergische Stammtafel.

Herrmann I. Graf, 976.

Herrmann II., 1010, Graf im Keldachgau. — Adolph I. 1018. Adolph II. 1068.

Adolph III., Graf von Berg, 1152. — Eberhard, Graf von Altena, 1130.

Adolph IV., 1147. — Bruno II., Erzbischof von Cölln, 1137.

Adolph V., 1148, von Berg. — Eberhard, 1174, von der Mark und Limburg. — Friedrich II., 1158, Erzbischof von Cölln. — Engelbert von Berg. — Bruno III. Erzbischof von Cölln, 1196.

Adolph VI., 1229. — Engelbert I., 1225, Erzbischof von Cölln.

Adolph. — Irmengard, vermählt mit Heinrich von Limburg 1246.

Adolph VII. 1257. — Walram von Limburg, 1246.

Adolph VIII. 1310.

Margaretha, vermählt mit Otto von Ravensberg, 1310.

Margaretha, vermählt mit Gerhard von Jülich, 1361.

Maria, vermählt mit Johann III. von Cleve und der Mark, 1516.

So entwickelt Kremer die Zweige dieses alten Stammes; die Chroniken und Volkssagen geben ihm aber einen romantischen Ursprung. Sie sagen, daß Dietrich, der Stammvater dieses Zweiges, seiner Gattin habe den Kopf abschlagen lassen, weil er sie während seiner Abwesenheit im Verdachte eines Ehebruchs mit einem ihrer Edelknaben hatte, und darob seine zwei Söhne Adolph und Eberhard als Bastarte erklärte. Die Erscheinung eines Gespenstes ohne Kopf, worin er die Gestalt seiner Gattin zu erkennen glaubte, soll zuerst Verdacht gegen ihren Verläumder, hernach Reue in ihm erweckt haben. Er suchte seine Kinder nach, und ein Abt brachte sie ihm, der ihn auch von der Unschuld der Hingerichteten überzeugte. Er ließ den Verläumder bestrafen, und seine Söhne folgten ihm im Jahre 1116 in der Regierung. Adolph und Eberhard theilten die Länder ihres Vaters. Jener nannte sich einen Grafen von Altena, dieser von Berg; sie baueten die Schlösser Altena und Altenburg, legten viele Dörfer und Ortschaften an, und vertheidigten sie gegen die Grafen von Arnsberg. Obwohl sie aber den größten Theil ihrer Regierung auf friedliche Anstalten verwandten, so konnten sie nicht frei von den Fehden ihrer mächtigen Nachbarn bleiben. Sie wurden in den blutigen Krieg, welcher im Jahr 1129 zwischen den Grafen von Geldern, Jülich und Cleve wegen Erbfolge entstand, verwickelt, und zogen an der Spitze ihrer Reisigen aus, um den Frieden mit dem Degen in der Faust herzustellen. Nach langen Kämpfen und wechselseitigen Verwüstungen, kam es zu einem so verzweifelten Treffen, daß 924 auf dem Platze blieben, und Eberhard selbst gefährlich verwundet wurde.

Während seines Krankenlagers dachte er über den Mord so vieler Erschlagenen nach, und wie ein großer Frevel es wäre, auf Unkosten so vieler Menschen Krieg zu führen. Da schreckte ihn sein Gewissen mit fürchterlichen Gesichtern, und er nahm sich vor, sobald er genesen würde, nach dem heiligen Grabe zu ziehen, und seine Sünden in der Einsamkeit abzubüßen. Er that es auch wirklich. Ja er ging in seiner Schwermuth so weit, daß er bei einem Kloster eine Zeitlang die Schweine hüthete. In diesem Zustande fanden ihn zwei seiner alten Kriegskammeraden, und erkannten ihn sogleich an der Narbe, welche er in der gelieferten Schlacht über die Stirne erhalten hatte. Sie zeigten es, obwohl er sich nicht zu erkennen geben wollte, dem Abte an, und dieser schickte ihn seinem Bruder Adolph zurück. Beide baueten hierauf neben ihrem Stammsitze das Kloster Altenburg. Eberhard wurde Mönch und Vorsteher davon. Noch liegen seine Gebeine unter dem gothischen Gewölbe, und sein Andenken wird geheiligt und verehrt.

Unter den Nachfolgern Adolphs hören die Nahmen von Teusterband und Altena allbereits auf. Nachdem sie die Länder unter sich getheilt hatten, nannten sich die Sprößlinge des einen Zweiges Grafen von der Mark, die andern Grafen von Berg. Ihre Taufnahmen blieben aber, wie zuvor, Adolph oder Engelbert. Gegen das dreizehnte Jahrhundert verlegten die bergischen Fürsten ihren Grafensitz von Altenburg nach Düsseldorf an den Rhein, und verschönerten diese Stadt. Man kann den Ursprung derselben nicht mit Gewißheit angeben. Vermuthlich war sie anfänglich ein kleiner Ort, welcher bei dem Ausflusse der Düssel in den Rhein erbauet wurde, und daher auch den Nahmen Düsseldorf erhalten hat.

Als die bergischen Grafen dahin ihre Residenz aufgeschlagen, und sich ein Schloß erbauet hatten, zog eine Menge Menschen von edlem und bürgerlichem Stande um sie her, und vermehrten mit ihren Gebäuden die Stadt. Die Grafen erweiterten hierauf die Mauern, und gaben den Einwohnern Stadtrechte. In spätern Zeiten wurde Düsseldorf der Sitz der Pracht und der Künste am Niederrhein. Der Adel versammelte sich da, um Feste und Turniere zu geben; Künstler und Handwerker, um den Glanz des Hofes zu verschönern.

Mit Adolph VIII. starb im Jahre 1348 der männliche Zweig der Grafen von Berg aus. Seine Tochter Margaretha brachte, der Erbfolge gemäß, die Grafschaft an ihren Gemahl, den Grafen Otto von Ravensberg, wodurch beide Länder vereinigt wurden. Sie hinterließen ebenfalls nur eine Tochter, welche Margaretha hieß, und diese brachte im Jahr 1361 Berg und Ravensberg an Gerharden von Jülich, dessen Nachfolger alle diese alten Grafschaften erbten.

Die Grafen von Jülich stammen aber von jenen alten Gaugrafen des Jülichgaues ab, wovon schon im Jahre 938 einer unter dem Nahmen Gerhard erscheint. Sein Sohn Wilhelm I. machte sich in den Kriegen, welche Otto der Große gegen die mächtigen Herzoge von Franken und Lothringen am Rheine führte, verdient, und es ist zu vermuthen, daß er und seine Nachfolger, welche entweder Gerhard oder Wilhelm hießen, diese Grafschaft bei ihrem Stamme erblich gemacht haben. Im Jahr 1237 erhielt Wilhelm V. von dem Kaiser Friedrich II. die Vogtei über Aachen, wodurch er mit den Erzbischöfen von Cölln in einen verderblichen Krieg verwickelt wurde. Graf Gerhard hatte, wie wir schon ge-

hört haben, durch seine Heirath mit Margarethen von Berg, deren Länder an sein Haus gebracht. Graf Wilhelm VII. wurde von Kaiser Karl IV. zu einem Herzoge ernannt. Sein Sohn Wilhelm IX. erbte durch seine Mutter Maria im Jahr 1371 das Herzogthum Geldern und Züpften, und Wilhelm X. erhielt durch die seinige, Elisabeth, deren Mutter eine geborne Gräfin von Heynsberg war, auch im Jahre 1484 diese Grafschaft.

Indeß wurden die Grafen oder Herzoge von Jülich durch diese Erbschaften und Vortheile in Kriege verwickelt, welche sie öfters mit einem gänzlichen Untergange bedrohten. Wir werden es noch in der künftigen Geschichte hören, wie Wilhelm V. wegen des Vogteirechtes zu Aachen sein Leben und seine Länder, und Wilhelm VII. wegen der bergischen Erbschaft in der Schlacht bei Cleve seine Freiheit verloren haben. Der verderblichste Krieg aber, so diese Grafen zu bestehen hatten, war jener, welcher aus ihrer Erbfolge in Geldern erstund. Wilhelm VIII. mußte sich gegen die Truppen des Herzogs Johann von Brabant, und endlich gegen die Macht der Könige von Frankreich wehren. Auf das äußerste gebracht, schlug er sich mit 300 Reutern durch die feindliche Armee, und rettete sich und seine Staaten. Hierauf ließ er sich und sein Haus unter dem Titel eines Herzogs mit Geldern belehnen; allein Arnold Egmundan machte Ansprüche darauf, und rückte in seine Länder, mit großer Heeresmacht. Gerhard II. mußte Geldern dem wilden Eroberer abtreten, als dieser aber, des Vertrags ohngeachtet, mitten im Frieden noch einmal die jülichischen Länder verwüstete, rufte jener verzweiflungsvoll den Rest seiner Krieger zusammen, und lieferte diesem im Jahr 1444 am St. Hubertstage eine so fürchterliche

Schlacht, daß er fast alle seine Leute verlor, und ihm den Besitz seiner Erbländer lassen mußte. Dieses Sieges wegen hielt Gerhard in Düsseldorf ein großes Fest, und stiftete den St. Hubertsorden. Um aber künftig gegen die Anfälle der niederländischen Fürsten sicher zu seyn, verkaufte er im Jahre 1473 alle seine Ansprüche auf Geldern und Zäpften an Karl von Burgund, und hinterließ seinem Sohne Wilhelm IX. Jülich und Berg.

Dieser war ein eben so kluger als tapfrer Prinz. Aber er konnte seinem Hause keine männliche Nachkommen geben. Seine erste Gemahlin Elisabeth starb in Kindesnöthen, und von seiner zweiten, Sibilla von Brandenburg, erzeugte er nur eine Tochter Maria. Von den mächtigen Grafenstämmen am Niederrhein war also nur noch ein männlicher Zweig in Cleve übrig geblieben, und auch dieser schien zu verwelken. Als nämlich im Jahre 1320 Otto von Cleve ohne männliche Nachkommenschaft gestorben war, folgten ihm seine Brüder Dietrich X. und Johann; beide hatten nur weibliche Erben. Des letztern Tochter war an Adolph V., Grafen von der Mark, vermählt, und von dieser Ehe blieb im Jahre 1368 nur noch ein einziger Prinz, Adolph, übrig, aber dieser war Erzbischof von Cölln, und Bischof zu Münster. In dieser gefährlichen Lage ruften die Stände des Landes, mit Bewilligung des Pabstes und des Kaisers, den geistlichen Fürsten zur weltlichen Regierung seiner Grafschaften. Er vertauschte also den Bischofsstab gegen die schöne Hand der Prinzessin Margaretha von Berg, und pflanzte sein Geschlecht am Rheine fort. Er bestätigte den Städten ihre alten Freiheiten und gab ihnen neue. Er schützte seine Länder durch Bündnisse und Vertreibung der Räuber. Seine Gemahlin brachte ihm Kaiserswerth als Pfandschaft

zu. Sein Hof war glänzend, seine Regierung sowohl im Kriege als Frieden glücklich.

Nach seinem Tode hatte sein Sohn Adolph II. einen fürchterlichen Krieg gegen seinen Oheim Wilhelm von Jülich zu führen, welcher, wie wir gehört haben, nun auch Graf von Berg geworden war. Dieser hatte ihm die seiner Mutter schuldige Pfandschaft auf Kaiserswerth versagt, fiel mit den mächtigen Grafen von Geldern, von Heinsberg, von Salm und andern Herren verbunden, die clevischen Länder an, und drohte ihn selbst aus seiner Hauptstadt zu vertreiben. In dieser Noth zog Adolph seine Leute an die Mauern von Cleve zurück, und schickte eilends Boten nach Wesel, um die Bürger zum Kampfe aufzubieten. Er ordnete seine Truppen so, daß sie im schlimmsten Falle sich in die Stadt zurückziehen konnten. Aber seine Mutter Margaretha war auf den Schwanenthurm gestiegen, um von da herab entweder den Sieg des Sohnes oder des Bruders ängstlich abzuwarten.

Wilhelm, stolz auf die Anzahl seiner Truppen, griff zuerst an, und brachte die Clevischen zum Weichen. Viele davon trennten sich schon, und liefen nach der Stadt, um hinter den Mauern Schutz zu suchen; als Adolph unter einem Hagel von Pfeilen sich dem andringenden Feinde entgegensetzte, und sie so lange zurückhielt, bis die Weseler herangerückt waren, um ihn zu unterstützen. Bei deren Ankunft kehrte alles wieder zur Schlacht, was bisher schon flüchtig gegangen war. Die Weseler griffen die Bergischen auf den Seiten und in dem Rücken an, indeß Adolph sich mit denen von Cleve auf den Mittelpunkt stürzte, um ihn zu durchbrechen. Der Kampf war blutig und allgemein. Die Anführer fochten wie die Gemeinen.

Die Bergischen wurden zurückgeschlagen, und gänzlich zerstreuet. Der Graf Wilhelm und dessen Bruder, der Graf von Geldern, nebst vier andern Grafen, 600 Rittern und 2000 Gemeinen wurden gefangen, ohne die, welche auf dem Platze geblieben sind. Dieser Sieg machte den Grafen Adolph am ganzen Rheine berühmt. Sein Bruder Dietrich, Graf von der Mark, nahm eine Zeitlang die bergischen Länder in Besitz. Wilhelm mußte ihm die Pfandschaft auf Kaiserswerth abtreten. Die Bürger von Cleve erhielten die Zollfreiheit auf dem Rheine und der Ruhr. Von dem Herzoge von Geldern erhielt er Emmerich und die dabei liegenden Inseln. Die übrigen gefangenen Fürsten lösten ihre Freiheit durch Geld. Nach so glänzenden Thaten schmückte ihn der Kaiser Sigismund im Jahre 1417 auf dem Koncilium von Konstanz mit dem Herzogshute. Aber diese Würde konnte die Einfachheit seiner Sitten nicht ändern. Als ihm daher der Kaiser bemerkte, daß seine einfache Kleidung sich nicht für einen Herzog schicke, sagte er: »Wenn ich mein Kleid »eher ändere, als meine Sitten, so werden meine Unter»thanen nicht mehr den Herzog, sondern den Rock in »mir ehren«

Sein Enkel Johann III. vereinigte endlich alle die niederrheinischen Herzogthümer in seinem Hause, indem er im Jahre 1516 Marien die Erbin von Jülich und Berg ehelichte. Ehe wir aber die Geschichte Adolphs und seiner Nachkommen fortsetzen, müssen wir auf jene von Cölln zurückkommen, mit der sie innigst verwebt ist.

Geschichte von Cölln.

(Fortsetzung.)

Nach dem großen Kampfe, welchen die Erzbischöfe Bruno und Adolph von Altena wegen ihrer Anhänglichkeit an die Gegenkaiser zu bestehen hatten, wurde Engelbert aus dem nämlichen Hause auf den erzbischöflichen Stuhl erhoben, und dieser vollendete was Bruno I. und Philipp von Heinsberg angefangen hatten. Schön und einnehmend von Gestalt, kühn und zugleich listig an Geist, hatte er dem Erzstifte einen Wohlstand und ein Ansehen verschafft, dessen sich kein anderer Staat am Unterrheine zu der Zeit rühmen konnte. Schon in seinem zwanzigsten Jahre wurde er zu einem Bischofe von Münster erwählt, er lehnte diese Würde damals ab, um künftig eine größere als Erzbischof von Cölln zu erhalten. Er wußte, was zu der Zeit ein seltener Fall war, den Pabst und den Kaiser zugleich zu gewinnen. Er wurde beider Vicarius in Teutschland. Hierauf beredete er die Gräfin Mathilde von Wied, seinem Stifte ihre Grafschaft zu vermachen, und seinen Bruder Adolph, den Grafen von Berg, nach Palästina zu ziehen, damit dieser ihm auch die Verwaltung seiner Stammherrschaften überließ. Der Kaiser Friedrich II. selbst übertrug ihm, bei dem Kreuzzuge, die Regierung des ganzen Reichs.

Mit einer solchen Macht umgeben, wollte er den Landfrieden in Teutschland, und in seinen Staaten, durch geistliche und weltliche Gewalt zugleich erhalten. Er vertrieb das Raubgesindel mit gewaffneter Hand aus den Schlupfwinkeln oder festen Burgen, gab seinen Ländern

eine regelmäßige Verfassung und Gesetze. Er schützte den Ackerbau, den Kunstfleiß und den Handel. Seine Burgen umgab er mit neuen Bollwerken, und seine Städte verschönerte er mit neuen Gebäuden. Das kühnste und prächtigste davon war zuverlässig der Dom zu Cölln, den er zwar nicht selbst vollführt, wozu er aber den Grundriß entworfen hat. Die Hauptkirche zu Mailand, die Münster von Freiburg und Straßburg, die Kaiserspalläste von Kaiserslautern und Gelnhausen, welche fast zu gleicher Zeit erbauet wurden, sind jederzeit als Meisterstücke der gothisch-teutschen Baukunst angesehen worden, sie werden aber alle, sowohl an Pracht als Größe von dem Dom zu Cölln übertroffen, dessen Entwurf aus dem großen Geiste Engelberts hervorgegangen ist.

Nach dem noch vorhandenen Risse sollte dieser Dom, in christlichem Sinne, die Form eines lateinischen Kreuzes erhalten, dessen gerader Balken dem Gebäude von Abend nach Morgen 400 Fuß Länge, und sein Querbalken, von Mittag bis Mitternacht 200 Fuß Breite gegeben hätte. Aus deren Mitte, wo beide sich durchkreuzen, würde eine zu dem Himmel aufstrebende Kuppel emporgestiegen seyn. Neben der Hauptthüre, auf der Abendseite des Kreuzes, sollten zwei ungeheure Thürme, in fünf auf Säulen und Spitzbögen getragenen Geschoßen, aufsteigen, deren Spitze sich mit durchbrochenen Ranken und Knospen zuletzt in einer großen Blume geendet haben würde. Das untere Geschoß eines jeden Thurms war zu einer Vorhalle eines Nebeneinganges bestimmt. An den beiden Endungen des Querbalkens gen Mittag und Mitternacht hätten sich dem frommen Volke zwei Seitenthüren eröffnet. Der gen Osten sich erstreckende Längebalken macht jetzt, vollendet und gerundet, den hohen Chor aus, dessen Gewölbe sich

auf vierzehn starken aber schlanken Säulen von Innen gar wunderbar bis zu einer Höhe von 150 Fuß erhebt, und durch große mit der mannigfaltigsten Glasmahlerei geschmückte Fenster mystisch erleuchtet wird. Um diesen Chor und seine vierzehn Säulen winden sich fast rosenförmig eben so viele Kapellen oder Krüpten, in deren mittelster oder hinterster die Reliquien der heiligen drei Könige, und denen zu beiden Seiten die Ueberreste und Grabmäler der merkwürdigsten Erzbischöfe liegen. Von aussen thürmen sich von diesen Kapellen herauf Säulen und Bögen mit feinem Gebilde und Schnitzwerk über einander her gegen das Gewölbe des Chors, deren wunderbare Anordnung eben so sehr der Unterstützung als der Zierde des Ganzen dient.

Die große weite Halle des Doms wird von vierundsechszig ungeheuren Säulen und ihre Seitenwände durch eben so viele Pilaster getragen. Sie ist durch große Fenster erleuchtet, auf denen die heilige Geschichte in den schönsten Farben glänzt. Statuen der Heiligen und halberhabenes Schnitzwerk, Knospen, Blumen, Engel und Fratzenköpfe zieren die Kapitäle, die Bögen, die Thüren und die Wände des herrlichen Gebäudes. Man könnte es einen heiligen Hain, von Steinen aufgeführt, oder wie Schlegel meint, eine große ungeheure Kristallisation nennen. Seine Säulen gleichen den schlanken freien Stämmen der Fichten und Buchen; sein Gewölbe den verflochtenen Aesten und Blättern, und seine Thürme und Kuppeln den Kronen der Bäume, welche über den ganzen Wald sich erheben. Der goldene Kasten, worin die Köpfe der heiligen drei Könige liegen, und der ehemalige Hochaltar, sind ein eben so wunderbares Kunstwerk im Kleinen, wie der Dom im Großen. Hier sieht man die seltsamen

und mannigfaltigen Formen und Farben in Gold, Emaille und Edelsteinen, wie dort in Quadersteinen.

Mit dem Plane dieses großen Kirchengebäudes in Steinen, faßte Engelbert zugleich auch jenen, eines großen Staatsgebäudes in Gesetzen und Verfassung. Wir haben bereits in der Geschichte Karls des Großen des herrlich fränkisch-teutschen Reichs gedacht, worin durch Freihöfe, Hundreden, Gauen, Herzogthümer und Königreiche das Ganze, wie der Dom von Cölln oder der Münster von Straßburg, zu der Spitze zweier Thronen zusammen lief, von wo herab auf einem der Pabst, auf dem anderen der Kaiser die Christenheit leiteten. Diese Verfassung war unter den Nachfolgern Karls durch das Faustrecht durchbrochen worden, und zu dieser Zeit wurden der heimlichen und öffentlichen Verbrechen so viele begangen, daß sowohl die Beichtstühle oder Gottesgerichte, als die Schöppenstühle oder Kaisergerichte ihre Kraft verloren hatten. In dieser Verwirrung aller gesellschaftlichen Ordnung glaubte Engelbert, daß diesem heimlichen oder unbestraften Unwesen auch nur durch heimliche Gerechtigkeitspflege Einhalt gethan werden könnte. Er ließ sich daher vom Pabste und Kaiser zugleich zum Großinquisitor von ganz Teutschland ansetzen, und führte jene schauerlichen Gerichte ein, welche man die Vehm oder Heimlichen nannte. Zu diesem Zwecke verband er sich heimlich mit vielen Fürsten und Rittern oder auch Geistlichen durch fürchterliche Eide: einen jeden, welchen sie als einen Meuchelmörder, Räuber, als Ehebrecher, oder Kirchen- und Mädchenschänder erkannten, anzugeben. Dieser wurde hierauf durch angeschlagene Zettel vor das heimliche Gericht gefordert, angeklagt, gerichtet und nach Maaßgab seiner Verbrechen gestraft. Erschien er nicht, so fing man ihn auf Wegen und Stegen oder auch in seiner eigenen

Burg, und vollzog an ihm das gesprochene Urtheil. Diese eben so seltsame und nur dem schauerlichen Mittelalter eigene Anstalt flößte bald Schrecken in allen Gegenden Teutschlands ein. Sie hatte auch anfangs einen heilsamen Einfluß auf die Sicherheit der Länder und Straßen. Da sie aber auf heimliche Angabe gegründet war, so wurde sie endlich selbst eine Hehlerin der Unsicherheit. Die Vehmgerichte dauerten bis in das fünfzehnte Jahrhundert, wo sie wegen ihrer offenbaren Mißbräuche überall verboten und abgeschafft wurden.

Wenn es aber auch Engelberten nicht gelungen ist, durch die Vehmgerichte den Landfrieden in Teutschland zu erhalten, so kann man ihn wenigstens als einen der Hauptgesetzgeber des Cöllnischen Erzstiftes ansehen. Sein geistliches Gebiet wurde in sechs Archidiakonate, das weltliche in mehrere Aemter vertheilt. Jene waren an die Hauptkirchen des Erzstiftes gebunden, nämlich zu St. Peter in Cölln, zu St. Cassius in Bonn, zu St. Viktor in Xanten, zu St. Patroklus in Soest, zu St. Quirin in Neuß und zu St. Martin in Dortmund. Die Aemter bildete er nach Schlössern und Städten. Man theilte sie nach der Hand rechts und links am Rheine hinunter in achtzehn und die Feste Recklingshausen ab. Sie hießen von den Ortschaften Rense, Andernach, Altena, Bonn, Brüel, Godesberg, Hard, Lechenich, Zülpich, Rheinach, Neuburg, Altenwied, Deuz, Hultracht, Linn, Kempen, Duisberg und Rheinberg. Das Herzogthum Westphalen hatte seine eigene Verfassung und Verwaltung, durch Richter und Landstände.

Auf diese Weise hatten die Erzbischöfe von Cölln ein großes Gebiet in geistlichen und weltlichen Dingen; aber

der Geist der Freiheit, welcher zu der Zeit die Domkapitel, den Adel und die Städte am Rheine belebte, erweckte bald hier, wie in dem Trierischen, Landstände, ohne deren Zuthun und Beistimmung keine neuen Grundgesetze in der Verfassung gemacht, kein Land oder Schloß veräußert, und keine Auflagen angelegt werden durften. In dem Erzstifte von Cölln waren die Landstände in vier Klassen abgetheilt. Die erste machte das Domkapitel selbst aus, die zweite bestand aus den Grafen, welche entweder in dem Lande ansäßig waren, oder von dem Stifte Lehen trugen;[1] die dritte bildete der niedere Adel des Erzstiftes, und die vierte seine beträchtlichen Städte. Davon waren Bonn, Zülpich, Lechenich, Brüel, Urdingen, Linn und Rheinberg Festungen, und hatten daher auch eine monarchische Verfassung, dagegen neigten sich Cölln, Rense, Andernach, Linz, Unkel und Neuß der Demokratie freier Reichsstädte.

Unter diesen Städten waren Cölln und Bonn die Sitze der geistlichen und weltlichen Regierung. Indeß hatte erstere Stadt, wie wir noch hören werden, von den Erzbischöfen und Kaisern große Freiheiten erworben, und sich in weltlichen Dingen fast gänzlich unabhängig gemacht. In den bürgerlichen Kriegen, welche darob entstanden, mußten die Erzbischöfe, von den Bürgern vertrieben, öfters flüchtig gehen; sie verlegten daher den Sitz ihres Hofes und ihrer weltlichen Regierung nach Bonn, und behaupteten sich in Cölln wenigstens im Besitze ihrer geistlichen.

Bonn war schon unter den Römern eine der Hauptfestungen und Munizipalitäten am Rheine geworden.

1. Z. B. die von Aremberg, Salm, Bentheim, Helfenstein rc.

Kaiser Julian erweiterte ihre Mauern und Bollwerke, nachdem er die nordischen Völker zurückgetrieben hatte, und Helena, Constantins Mutter, bauete darin dem heiligen Cassius, Florus und Malusius zu Ehren, eine Kirche, worin man ihr Bild noch findet. Die Erzbischöfe von Cölln gründeten auf diese Kirche, welche in ihrem geistlichen Gebiete lag, auch ihr weltliches in der Stadt und umliegenden Gegend; und die Bürger von Bonn nahmen sie willig in ihre Mauern auf, wenn sie aus Cölln vertrieben waren, weil ihr Hof und ihr Aufwand die Pracht und den Wohlstand ihrer Stadt vermehrten. Von dieser Zeit an finden wir eine gewisse Eifersucht unter beiden Städten. In Cölln herrschte Volks- in Bonn Hof-Geist und Sitte; jenes haßte, dieses liebte seinen Erzbischof. In jenem zeigte sich eine gewisse Rohheit, in diesem eine auffallende Höflichkeit in den Manieren. Cölln neigte sich zur Demokratie, Bonn blieb jederzeit in den Schranken der Monarchie. In ersterer Stadt regierte der Erzbischof durch Gewalt und Waffenmacht, in letzterer durch Liebe und Wohlthätigkeit.

Man kann nicht sagen, daß sich schon unter Engelbert dieser Geist gebildet, noch daß er den Cöllnischen Staaten allein ihre Verfassung gegeben habe; aber selbst sein trauriger Tod beweiset, daß er von seinen Unterthanen eben so geliebt, als von den Störern der öffentlichen Ruhe gehaßt war. Da er strenge auf Gesetze und die Vollstreckung derselben hielt, und, um den Landfrieden zu behaupten, sogar als der Urheber der berüchtigten Vehmgerichte angesehen wurde, so erweckte er sich auch eine Menge Feinde, besonders unter jenen Rittern, welche bisher von Raub und Fehde lebten. Unter diesen

war Friedrich von Isenburg an der Ruhr der gefährlichste. Er wurde von den Abteien Essen und Werden, deren Schirmvogt er war, der Untreue und Bedrückung angeklagt. Engelbert lud ihn im Jahre 1225 vor sein Gericht nach Soest und verdammte ihn zur Strafe. Nach diesem Urtheile schwur Friedrich dem Erzbischofe Rache; und als dieser nach seinen Ländern an den Rhein zurückkehren wollte, überfiel er ihn mit seinen Gesellen, an dem Orte, wo sich zwischen Gewelsberg und Schwelm die Straßen kreuzen, und ermordete ihn nach einem verzweifelten Kampfe mit siebenundzwanzig Wunden.

Diese That wurde sowohl in den Cöllnischen Landen als dem ganzen Reiche mit Abscheu und Unwillen vernommen. Engelbert's Leiche wurde zuerst nach der Abtei Altena, dann nach Cölln gebracht, und in der Hauptkirche auf ein Paradebett gelegt, wo das zuströmende Volk mit Thränen in den Augen seine Wunden küßte, und aus selbigen eine Wunderkraft zu strömen glaubte. Der Nachfolger des Erschlagenen, Heinrich von Mölenack, brachte sein blutiges Kleid nach Nürnberg auf den Reichstag; die versammelten Fürsten wurden über die Ermordung mit gleichem Abscheu erfüllt, wie das Volk von Cölln, und sprachen über den von Isenburg das Todesurtheil aus. Hierauf bot Heinrich seine Stiftsleute auf, belagerte Isenburg und Nuenburg; und nachdem er beide Schlösser eingenommen hatte, ließ er sie von Grund aus zerstören, und alles, was er darin fand, rädern. Bald hierauf wurde der erschlagene Engelbert als ein Märtyrer unter die Zahl der Heiligen gesetzt; der flüchtige Friedrich aber bei Lüttich gefangen, zu Cölln gerädert, und seine Leiche auf das Rad geflochten.

Die Acht, welche nun über das Haus Isenburg [1] ausgesprochen war, hatte die nachtheiligsten Folgen auf Friedrichs Kinder. Ihre Erbschlösser waren niedergerissen, ihre Länder von dem Erzbischofe von Cölln und dem Grafen von der Mark in Beschlag genommen, und sie selbst den Verfolgungen ihrer Feinde ausgesetzt. In dieser Noth suchten sie Hülfe bei ihren Oheimen, dem Grafen Heinrich von Limburg und Berg und dem Bischofe von Osnabrück. Diese rüsteten auch bald ein großes Heer, um die unschuldigen Waisen in ihren Rechten zu schützen; sie wurden aber von Adolphs Dienstmannen, den tapfern Gebrüdern von Boinen, bei Hamm und im großen Eurwalde, ohnweit der Ruhr geschlagen. Heinrich mußte nach Limburg gehen, um Besitz von der Grafschaft zu nehmen, welche ihm sein Vater hinterlassen hatte.

Während dieses Krieges war der Erzbischof von Cölln, Heinrich von Mölemack mit Tode abgegangen, und statt seiner, Konrad von Hochstetten an seine Stelle gewählt. Dieser war einer der kühnsten und herrschsüchtigsten Prälaten, welche den heiligen Stuhl zu Cölln besessen haben. List, Gewalt und Bestechung galten ihm gleichviel, wenn er nur seine Macht vermehren konnte. Konrad sah wohl ein, daß er in dem Kriege gegen die Isenburger für sein Erzstift gewinnen könne. Er ließ daher zu Deuz eine starke Burg mit achtzehn Thürmen erbauen, und machte von da aus mehrere Ausfälle gegen das bergische Gebiet. Sobald Heinrich davon benachrichtigt wurde, kam er von Limburg herauf mit einem zahlreichen Heere über den Rhein gezogen, und überfiel die märkischen Länder. Der Sieg neigte sich bald auf die eine, bald auf die andere

1. Es war nicht das rheinische Haus Isenburg im Engersgau.

Seite. Heinrich wurde zuerst bei Vielgeist, dann Adolph bei Sonnborn geschlagen. Die feindlichen Parteien schlossen endlich im Jahr 1343 einen Frieden, wodurch die Grafen von der Mark im Besitze der isenburgischen Länder an der Ruhr und Lippe verblieben; den Kindern des geräderten Friedrichs aber, Limburg mit seinen Umgebungen eingeräumt wurde.

Nach diesem blutigen Anfange seiner Regierung dachte Konrad seine Macht erst recht fest zu gründen. Da durch die bisherige Zwietracht der Gegenkaiser der Einfluß der rheinischen Kurfürsten auf deren Wahl sich vermehrt hatte, so verkauften sie die Reichskrone an einheimische und fremde Fürsten, und bereicherten dadurch ihre Schatzkammer und Einkünfte. Konrad benutzte die erhaltenen Geschenke zur Erhöhung seiner Pracht und seiner Herrschaften. Um das Volk an seine kühnen Unternehmungen zu gewöhnen, ließ er den herrlichen Dom aufführen, wozu schon Engelbert den Plan gegeben hatte. Durch die Geschenke, welche er von den Kaisern erhalten, oder die das fromme Volk den heiligen drei Königen geopfert hatte, wurde er in Stand gesetzt, einen so ungeheuern Bau zu beginnen. Im Jahr 1248 legte er in Gegenwart des Kaisers Wilhelm und der ihn begleitenden Fürsten den Grundstein, und der Haupttheil der Kirche, mit einem Thurme, fing an, vom Grunde sich zu erheben.

Das Volk von Cölln sah diese herrliche Kirche nicht ohne frommen Stolz mitten über die Häuser seiner Stadt emporsteigen, und unterstützte dabei den Erzbischof durch seine Beiträge und seine Werkleute; allein dieser wollte mit dem geistlichen Gebäude zugleich auch sein weltliches desto fester gründen. Dadurch entflammte jener fürchterliche Bürgerkrieg zwischen den Erzbischöfen und der Stadt

Cölln wieder, welcher schon hundert Jahre gedauert, die Länder und Städte umher öfters verwüstet, und die Geschichte dieser Stadt zu einer der merkwürdigsten am Rheine gemacht hat. Wir müssen den Ursprung davon in der Geschichte der Römer aufsuchen.

Wir haben bereits schon angeführt, daß Cölln von der agrippinischen Familie als eine römische Kolonie gegründet wurde. Seit dieser Zeit rühmte sie sich ihres römischen Ursprungs und der Freiheitsliebe ihrer Bürger. Ohngefähr zur Zeit des Imperators Vespasianus wurde sie von einem der Gegenkaiser belagert, und durch Mangel an Lebensmitteln auf das äußerste gebracht. Man dachte schon an Uebergabe und Unterwerfung, da trat Marsilius unter die geschreckten Bürger, und sprach also zu ihnen: »Mit Unmuth muß ich hören, daß ihr von »Uebergabe und Knechtschaft sprecht, da wir noch Mittel »haben, uns zu wehren. Wo öfters Gewalt nicht hin»reicht, hilft einem entschlossenen Volke die List. Da ihr »euch so zaghaft und weibisch betragt, so sollen euch auch »die Weiber retten. Diese müssen mit Karren und be»waffnet zu einem Thore hinausziehen, als wollten sie »Holz fällen; und wenn dann die Feinde ihr Lager ver»lassen, um selbige zu fangen, eilen wir zum andern »Thor hinaus, fallen ihnen in den Rücken und siegen.« Dieser eben so kühne als listige Anschlag gelang. Die Belagerer wurden vertrieben, der Afterkaiser selbst gefangen und zum Tode verurtheilt. Als er auf einem ausgebreiteten Tuch kniete, um den Todesstreich zu empfangen, bat er um Gnade. Die Cöllner holten hierauf ein großes Buch, worin sie ihre Freiheiten und Privilegien verzeichnet hatten, und der Kaiser mußte sie unterschrei-

ben. Die Stadt Cölln hat diesen Tag ihrer Befreiung jährlich den Donnerstag nach Pfingsten, unter dem Nahmen der Holzfahrttag, bis auf unsere Zeiten gefeiert. Der Kaiser ist in der Chronik nicht genannt, den sie auf diese Weise besiegt haben sollen. Wenn etwas von dieser Sage in der Geschichte gegründet ist, so muß es unter einem der vielen Gegenkaiser geschehen seyn, welche zu der Zeit von den rheinischen Legionen erhoben waren.

Die nämliche Chronik will auch aus dem Gesetze über die Steuern, worin es heißt, daß die Agrippinenser römischen Rechts seyn, und dem Kaiser keine Steuer geben sollten, schließen, daß Cölln schon zu der Zeit Trajans eine vorzüglich begünstigte Stadt gewesen sey. Dieselbe Chronik behauptet sogar, daß die ältesten Geschlechter der Stadt schon zu der Zeit nach Cölln gekommen, und in der Zahl von dreimal fünf die Vorboten ihrer künftigen Herrlichkeit gewesen seyen. In einem alten Holzschnitte stehen sie um den Kaiser Trajan, mit ihren Wappen, und er theilt ihnen den Freibrief aus, worauf geschrieben ist:

Yr edell Burger Wir fryen uch
Dise gulden Bull sy euer Getzuch.

Die Nahmen dieser fünfzehn Geschlechter sind: Oberstolze, Scherffgen, vom Horne, Quattermart, von der Abacht, Spiegel vom Rodenberg zum Diesenberg, die Juden, Hardefust, Lieskirchen, vom Geyer, vom Grüne, Birkelin, von Hirzelein, vom Oberstolz, die man nennt von Effrem und Kleingedank. Hierauf folgen noch zweimal fünfzehn mit ihren Wappen, welche später dahin zogen, oder von den ersten ensprossen sind; sie heißen: Hilger von der Stessen, von Kleingedank, die man nennt

von Wommerloch, Spiegel auf dem Quer, von Benesis, von Troyen, von Rotstock, Runzen die man nennt Raitzen, vom Hirsch genannt von der Landskron, die Schwarzen genannt vom Hirsch, Schyderich, von Tursyn, vom Plays, von Merode, Bernsave, von Lyntbier genannt Schallenberg, vom Walde, Wommerloch, Stommel, von der Eren, Panthaleon, von Düych genannt von Heuberg, von Stave, von Cranz, von der Poy, von der Keven, von Schönvetter, von Loiff, von Leopart, von Guldenhaupt, von Schrunen, von der Wullengaß genannt von Thurn, von Waunenheim, die Walraben genannt Wallraven.

Wir wollen hier nicht untersuchen, ob ein oder das andere dieser Geschlechter von Römern herstamme oder nicht. Wer kann die Geschlechtsfolge über das vierte Jahrhundert beweisen? So viel aber können wir mit Gewißheit behaupten, daß es in Cölln schon unter den Römern und Franken eine Menge Handwerker und Künstler, und unter diesen, besonders während der sächsischen Dynastie, wie in allen Reichsstädten, Patriciergeschlechter gegeben habe. Auch war Cölln frühzeitig darauf bedacht, des römischen Ursprungs wegen, seine Verfassung der römisch-republikanischen gleich zu bilden. Die alten Nahmen einer Civitas, eines senatus populusque, eines Capitolium und eines Campus martius 2c., welche sich bis in spätere Zeiten erhalten haben, gaben den Einwohnern dieser Stadt eine Vorliebe für römische Einrichtungen. Diesen republikanischen Geist äusserten sie schon frühe sowohl gegen die kaiserlichen Vögte als ihre Bischöfe. Nachdem der Erzbischof Bruno von seinem Bruder, Kaiser Otto dem Großen, wichtige Freiheiten und Vorrechte für sein Erz-

stift erworben hatte, ließ er auch die Stadt Cölln daran Theil nehmen, und letztere war bemüht, diese Begünstigungen geltend zu machen. Von dieser Zeit an erkannten die Erzbischöfe zwar die Freiheiten und Privilegien der Stadt an, allein sie behaupteten, daß dieselben den Bürgern von ihren Vorfahren, als eine besondere Gnade ertheilt worden wären. Darüber entstand bald nach Brunos Regierung jener Streit zwischen beiden Theilen, welcher sich bis auf unsere Zeiten erstreckte, und mit eben so viel List als Hartnäckigkeit geführt wurde.

Die ersten blutigen Auftritte davon äußerten sich schon unter der Regierung Hannos II., welcher doch als ein heiliger Mann verehrt wurde. Er war, wie Lambert von Aschaffenburg sagt, ein Mann von großer Tugend und Frömmigkeit, in Kirchen- und Staatshändeln geübt; nur haftete ein Fehler auf ihm, wie auf dem schönsten Körper ein kleines Mahl. Er konnte nämlich im Zorne seine Zunge nicht einhalten, sondern stieß gegen jeden, ohne Ansehen der Person, Schmähreden aus. Er hatte sich zuerst durch die Entführung des minderjährigen Heinrichs IV., dann, als dieser zur Regierung gekommen war, durch seine Widersetzlichkeit gegen denselben, bei einem großen Theile des Cöllnischen Volkes verhaßt gemacht, welches, wie die meisten rheinischen Städtebewohner, dem Könige sehr zugethan war. Um diese Zeit wurde er von seinem Freunde, dem Bischof von Mimmigartenfurt [1] besucht, um mit ihm das Osterfest zu feiern; und als er zu dessen Abfahrt ein Schiff am Rhein in Beschlag nehmen ließ, widersetzten sich seinen Leuten die Schiffer und ein

1. Die nachher genannte Stadt Münster in Westphalen.

junger Kaufmannssohn, dessen Vater das Fahrzeug zugehörte. Darob entstand zuerst ein heftiger Wort- dann Faust-Streit zwischen beiden Theilen. Das Volk läuft herbei, der Stadtvogt kömmt, die Streitenden vermehren sich; da schickte der Erzbischof Boten, welche die aufrührische Jugend mit Bann und Strafe bedrohten.

Bald hierauf, auf St. Georgentag, predigte der Erzbischof in der Kirche dieses Heiligen, und fuhr so heftig gegen die Laster des Volkes los, daß er die Stadt als eine Beute des Teufels erklärte, wenn sie nicht Buße thun würde. Als der junge Kaufmann diese harten Worte hörte, lief er mit seinem Haufen durch die Stadt, und hetzte das Volk zum Aufruhr. Er nannte den Erzbischof einen stolzen, tyrannischen Prälaten, der nach dem Eigenthume ehrsamer Bürger greife, sie ein Lumpenpack schelte, und die Stadt unterdrücken wolle. »Die wackern Bürger von »Worms,« sagte er, »haben ihren Bischof aus der Stadt »getrieben, weil er sich gegen unsern Kaiser empörte, und »wir, die wir stärker an Zahl und Reichthum sind, wollen diesen Hanno über uns dulden, der zugleich ein »Rebell und Tyrann ist.« Das Volk, besonders die jungen Leute, waren leicht zum Aufruhr gebracht; denn diese, von Jugend auf zu häuslicher Freude und Ueppigkeit gebildet, kannten nicht die Gefahren des Krieges, und glaubten, wenn sie bei Wein und Schmaus recht mit Worten umherfahren würden, auch eben so leicht die Waffen führen zu können. In dieser stolzen Zuversicht rotteten sie sich in Gassen und auf den Plätzen bewaffnet zusammen, und stürmten auf des Bischofs Hof zu, wo dieser gerade mit seinem Freunde, dem Bischof von Mimmigartenfurt, bei der Tafel saß. Man schrie, man schlug

die Fenster ein, warf Steine und Pfeile in die Zimmer. Die bischöflichen Diener wurden theils ermordet, theils zurückgeschlagen; aber der junge Kaufmann, in Waffen und Worten bisher voran, verschwand in dem Augenblicke, als man die Thüre erbrechen wollte. Daher die Sage: als habe der Teufel selbst dessen Gestalt angenommen.

Während dieses Getümmels brachten die Dienstleute den Bischof durch einen verborgenen Ausgang nach der Domkirche, und verrammelten alle Thüren und Eingänge mit Riegeln und Balken. Und nun dringt der aufrührische Haufen in den Bischofshof. Ein Theil zerschlägt Fenster und Thüren, der andere raubt die Schätze und Geräthe, ein dritter erbricht den Keller. Die Fässer wurden aufgeschlagen, die Spunden herausgerissen, der Wein rauscht in Stüzen und Becher, und schwillt endlich so häufig an, daß die Betrunkenen schier ersoffen wären. Unter dem Nachsuchen fand man einen Hofdiener, welcher sich aus Furcht versteckt hatte: man glaubte es sey der Erzbischof, und ermordete ihn auf der Stelle mit großem Jubel. Da man aber bald den Irrthum merkte, und erfahren hatte, daß Hanno in den Dom geflüchtet sey, wandte sich der wüthende Haufen nach dieser Kirche, umgab sie auf allen Seiten, und drohete mit Brand und Sturm, wenn man ihn nicht ausliefern würde.

Indeß war die Nacht herangezogen, welche Freunde und Feinde einander unkenntlich machte. Diese Finsterniß, nur durch den Flackerschein der Brandfackeln unterbrochen, benutzte der Erzbischof. Er vermummte sich in andere Kleider, und entkam unerkannt aus der Kirche nach einem nahe dabei gelegenen Hause eines Domherrn, dem er kurz zuvor erlaubt hatte, sich ein Thürlein durch die

Stadtmauer zu brechen. Durch diese entschlüpfte er der Rache seiner Feinde. Vor der Stadt fand er seinen Freund, den Bischof von Münster. Man brachte in Eile vier Pferde herbei, und beide Bischöfe entflohen nach Neuß. Aber die Anführer, welche die Domkirche umlagerten, setzten die Bestürmung der Thüren, die Stöße der Mauerbrecher fort. Sie schrien umher, daß ihnen der Bischof nicht entwischen sollte, und wenn er so klein wie ein Insekt wäre. Die aber, so im Innern waren, gaben dem wüthenden Haufen zu verstehen, daß sie selbst den Bischof aufsuchten, und sobald sie ihn gefunden haben würden, ausliefern wollten. Dadurch hielten sie deren Anfälle so lange ab, bis sie ihren Herrn gerettet glaubten, dann erst öffneten sie die Thüren, und ließen die Menge nun selbst nach Gelüsten suchen; nur setzten sie hinzu: »daß »alle ihre Mühe vergebens seyn würde, indem sie gehört, »daß er schon bei dem ersten Andrange und noch bei »hellem Tage entflohen sey, und vielmehr zu befürchten »stehe, daß er während der Nacht das Landvolk versammelt »habe, um die Stadt am Morgen zu überfallen.«

Nachdem die Aufrührer nun alle Winkel der Kirche durchsucht hatten, und sich fast nicht überreden konnten, daß sie getäuscht worden seyen, richteten sie ihren Sinn von der Bestürmung der Kirche nach der Beschützung ihrer Stadt. Sie verschlossen die Thore, vertheilten die Wachen auf die Thürme und Bollwerke, und da sie ihre Rache an dem Bischofe nicht ausüben konnten, griffen sie einen ganz unschuldigen Mann, der vielleicht demselben ähnlich sahe, aus der Menge, und hingen ihn vor dem Stadtthore auf. Auch stürzten sie ein Weib von der Stadtmauer herab unter dem Vorwande, daß sie durch Zauberei den Menschen den Verstand verrückt habe. Um

diese Abscheulichkeiten zu beschönigen und ihren Aufruhr zu stärken, schickten sie einige Boten an den König Heinrich IV., um ihm zu berichten, was seiner Ehre wegen in Cölln vorgefallen, und ihn zugleich aufzufordern, die von dem Erzbischofe verlassene Stadt zu besetzen, und so seines eigenen Vortheils wegen an diesem stolzen rebellischen Prälaten Rache zu nehmen.

Indeß erscholl im Lande umher, daß die Bürger von Cölln ihren Erzbischof mit Schimpf vertrieben hätten. Das fromme Volk entsetzte sich über die Neuheit der Sache, das Ungeheure der That, und den Wechsel der menschlichen Dinge, daß ein Mann von so hohen Tugenden eine so unwürdige Behandlung habe erdulden sollen. Seine Freigebigkeit gegen die Armen, seine Frömmigkeit in göttlichen, Mäßigkeit in weltlichen Dingen, seine Handhabung der Gerechtigkeit und Strenge gegen Verbrecher, wurde allgemein gerühmt, und das Andenken davon erwarb ihm die Liebe des Volks. Jeder rief laut: »daß die Beschim»pfung ihres Erzbischofs auf sie selbst zurück fiele und »ihnen besser sey, zu sterben, als solches Verbrechen in »ihren Tagen ungerochen zu dulden.« Hierauf wurde alles, was Waffen tragen konnte, auf vier bis fünf Meilen umher aufgeboten. Schneller als das Wort kamen viele tausend Mann herbeigelaufen zum heiligen Kampfe, und forderten den Bischof mit Gewalt auf: »mit ihnen »nach der Stadt zu ziehen; und wenn die Cöllner sich »weigern würden, ihm sogleich die Thore zu öffnen und »Genugthuung zu verschaffen, so seyen sie bereit, ihre »Stadt entweder in Brand zu stecken, oder in einen »Schutthaufen zu verwandeln, wo sie ihn dann über den »Leichen der Bürger wieder auf seinen Stuhl setzen »würden.«

Unter diesem Haufen kampf- und rachelustiger Landleute und Vasallen zog der Bischof vor Cölln und umgab damit die Mauern. Als die Bürger die große Menge des Volks, die Stärke seiner Waffen sahen, fing ihr Muth an, zu sinken, und sie dachten an Nachgiebigkeit. Von Schrecken ergriffen, schickten sie Abgeordnete an den Bischof, um Schonung und Frieden zu bitten. Sie bekannten sich schuldig, und, wenn man ihnen das Leben lassen würde, zu jeder Buße bereit. Der Erzbischof antwortete: »Er werde den wahrhaft Reumüthigen die Verzeihung nicht versagen.« Hierauf, nachdem er zu St. Gereon das Hochamt gehalten hatte, forderte er alle die, welche ihn vertrieben, die Kirchen durch Raub oder Mord geschändet, und die geistlichen Rechte gekränkt hätten, kraft seines erzbischöflichen Amtes auf, Kirchenbuße zu thun. Auf diese Mahnung erschienen sie mit entblößten Füßen und in härne Bußkleider gehüllt, um sich dem Ausspruche des Bischofs zu unterwerfen; aber dieser konnte kaum seine aufgebrachten Leute zurück halten, daß sie diese gelinde Strafe duldeten. Sie zürnten ihm vielmehr, daß er durch Uebermaaß der Milde die Gunst des Volkes suche, und die Verbrecher durch Straflosigkeit zu neuen Bubenstücken ermuntere.

Hanno ließ sich weder in Milde noch Strenge von seinen Gesinnungen abbringen. Er befahl den Aufrührern sich den folgenden Tag in der St. Peters Kirche zu stellen, um dort nach den Entscheidungen der canonischen Gesetze ihre Buße zu leisten. Er selbst zog wieder nach St. Gereon, wo er die Nacht hindurch außer der Stadt verweilte. Da er aber besorgte, daß seine Leute bei der Uebergabe der Stadt Rache und Beute suchen würden, so bat er das Landvolk inständig: nunmehr wieder nach

Hause zu ziehen. »Er habe siegreich den Schutz ihres »Armes gefühlt, und offenbar erkannt, wes Sinnes sie »als Schafe gegen ihren Hirten, als Kinder gegen ihren »Vater seyen. Das größte und schwerste Stück Arbeit »sey nun durch ihre Tapferkeit vollendet, das übrige »werde er mit eigner Mannschaft leicht bestreiten. Mit »Gottes reichlichem Seegen mögten sie jetzt zu den Ihri»gen zurückkehren, und versichert seyn, daß er weder im »Leben noch im Tode ihre Treue und Wohlthat vergessen »werde.« Aber nur mit Mühe konnte er das Volk zum Abzuge bewegen. Damit die Uebergabe der Stadt ohne große Gewaltthat vorgehen möge, schickte er von seinen Vasallen, so viel er aufbringen konnte, voraus, mit dem Versprechen, daß er am andern Tage selbst nachkommen werde, wenn er der Ruhe versichert seyn würde.

Während der Nacht waren aber schon über sechshundert der reichsten und ansehnlichsten Kaufleute entflohen, um bei dem Kaiser Heinrich Hülfe nachzusuchen. Die Uebrigen, welche zurückgeblieben waren, dachten, sey es aus Stolz oder Betäubung, weder an Genugthuung noch an Reue. Dieses hartnäckige Betragen empörte die Vasallen des Erzbischofs. Gegen seinen Willen griffen sie zu den Waffen, stürmten und plünderten die Häuser, und warfen jeden nieder, der ihnen begegnete. Hanno mußte endlich selbst ein abschreckendes Beispiel der Gerechtigkeit geben. Dem jungen Kaufmanne, der den Aufruhr angefangen, wurden die Augen ausgestochen, die andern geblendet oder mit Ruthen gepeitscht, viele aus der Stadt getrieben. Alle mußten dem Bischofe Treue, selbst gegen die Ausgewanderten, schwören.

So wurde, wie Lambert schließt, diese kurz zuvor an Bürgern so zahlreiche Stadt, nebst Mainz das Haupt

und die Fürstin der teutschen Städte, plötzlich zur Einöde umgestaltet, und ihre Straßen, welche sonst die dichten Haufen der Fußgänger kaum fassen konnten, ließen nur noch sparsam und einzeln einen Einwohner erblicken. Stille und Schauer erfüllten die vormals der Freude und Lust gewidmeten Orte; selbst unbezweifelte Vorzeichen hatten diese traurigen Ereignisse verkündet.

Nachdem also die Aufrührer bestraft oder verbannt waren, blieb Hanno fast unumschränkter Herr von Cölln; denn wenn es wahr ist, daß er einigen Schöffen, wegen falschen Urtheils, die Augen habe ausstechen lassen, so muß seine Gewalt gewiß groß gewesen seyn; obwohl er als ein christlicher und heiliger Mann die Mittel selbst verdammen mußte, wodurch er sie erworben hatte. Er soll daher am Ende seiner Tage einen Traum gehabt haben, worin er sich unter mehreren heiligen Bischöfen seiner Zeit allein als Sünder, und sein geistliches Gewand befleckt fand. Dies soll ihn bewogen haben, der Stadt ihre ehemalige Freiheit zurückzugeben.

Unter den Nachfolgern Annos erhielt sich Cölln in dem zweideutigen Zustande einer Reichs- und geistlichen Stadt. Der Erzbischof Philipp von Heinsberg hat ihr zwar neue und starke Mauern, aber eben dadurch das Mittel gegeben, ihre Freiheit desto muthiger vertheidigen zu können. Während der Streitigkeiten der Bischöfe mit den Kaisern erweiterten die Bürger ihre Gewalt, weil beide sie schonen mußten. Am Ende des zwölften Jahrhunderts sahe Cölln sich schon als ein freies gemeines Wesen an.

Unterdeß hatten sich die Erzbischöfe zu Landesherrn der umliegenden Gegend gemacht, und glaubten nun auch ihre weltliche Gewalt in einer Stadt üben zu können, wo

der Sitz ihrer geistlichen war. Allein die Bürger von Cölln behaupteten ihre erworbenen Freiheiten und wollten von keiner andern Herrschaft mehr wissen, als jener des Kaisers und ihres Bürgermeisters. So entspann sich endlich unter dem Erzbischofe Konrad von Hochstetten jener Streit, welcher über zweihundert Jahre dauerte, und wodurch die Stadt Cölln, anstatt unterdrückt zu werden, ihre republikanische Verfassung erhielt.

Es hatten sich nämlich die alten Geschlechter der Stadt, wie jene in Mainz und andern rheinischen Städten, das Recht der Münze erworben, darum sie auch Münzgenossen genannt wurden. Konrad aber sahe es als einen Eingriff in seine landesherrliche Gewalt an, und forderte von den Bürgern, daß sie sich nur seiner Münze bedienen sollten. Der Rath und die Bürgermeister machten ihm darüber Vorstellungen, und bezogen sich auf ihre alten Privilegien; allein der Bischof beharrte auf seinem Willen, und da sich diesem die Stadt widersetzte, zog er mit einer großen Zahl von Kriegs- und Heerschiffen den Rhein hinab, um den Handel von Cölln zu sperren und die Stadt zur Nachgiebigkeit zu zwingen.

Gegen diese Angriffe rüsteten sich die Bürger zu Wasser und zu Land. Sie schlugen die Schiffe Konrads zurück und schützten ihre Stadt durch neue Bollwerke und kleine Flotten. Als der Erzbischof sahe, daß ihm dieser Angriff nicht gelungen war, wollte er die Cöllnischen Schiffe durch Feuer zerstören, und ließ deswegen ein Fahrzeug mit Schwefel und Pech anfüllen und dasselbe gegen die Stadtschiffe wirken. Aber auch dieser Anschlag wurde vereitelt, indem das Feuer zu frühe ausbrach. Er bequemte sich daher, auf Anrathen des Herrmann von Vitinghofen, zu einem Frieden, den er nur so lange hal-

ten wollte, bis er eine bessere Gelegenheit finden würde, den Krieg wieder anzufangen. Man konnte auch wohl merken, daß diese Versöhnung nur zum Schein geschahe; denn kaum war einige Zeit verstrichen, als des Bischofs Leute einen von Cölln niederwarfen, und da die Bürger darüber Rechenschaft forderten, und falls ihnen nicht genug gethan würde, des Bischofs Neffen zu fangen drohten, zog Konrad nach Bonn und dachte auf Rache. Er wußte sich anfänglich so zu verstellen, daß zwanzig der vornehmsten Bürger auf zugesagtes Geleit sich zu ihm begaben, um ihre Sache anzuklagen, er aber ließ sie auf die Festungen Gottesberg und Harde festsetzen. Hierauf begann die Fehde von neuem. Der Erzbischof wollte keine Zeit verlieren. Er besetzte mit seinen Söldnern alle Straßen zu Wasser und zu Lande, und rückte mit einigen Haufen ganz nahe vor Cölln, in der Hoffnung, bei der Ueberraschung irgendwo eindringen zu können; sie wurden aber von den Bürgern wacker zurückgeschlagen.

Durch diese ersten Ausfälle muthig gemacht, zogen die Cöllner jetzt selbst gegen die Feinde und fanden sie bei Brechem hinter einem breiten Bache gelagert, sowohl an Anzahl als Rüstung fürchterlich. Der Angriff wurde sogleich beschlossen. Man suchte an einigen Orten den Bach abzugraben, an andern auszufüllen, und setzte kühn auf die andere Seite. Der erste unter allen war Junker Johann von dem Geschlechte der Leoparten, ein tapferer Jüngling. »Weder Ehre noch Gut,« sagte er, »muß dem werden, der heute vor den Feinden flieht;« mit diesen Worten setzte er seinem Pferd die Sporn in die Seite, flog über den Bach in die Feinde, und starb auch als ein Held für seine Vaterstadt.

Nun hob der Streit auf allen Seiten an mit Hauen und Stechen. Die Cöllner gingen an mehreren Orten über den Bach, rannten mit Entschlossenheit in die Haufen der Feinde und brachen die Reihen. Mehrere Anführer und Ritter blieben auf beiden Seiten, und die Cöllnischen Fußgänger fochten mit einer solchen Wuth, daß, wie die alte Chronik sagt, sie nur die Helme zu kerben schienen. Durch diese heftigen Anfälle wurden die Bischöflichen außer Fassung gebracht; sie zogen sich vom Schlachtfelde zurück und die Cöllner brachten viele Fahnen und dreißig gefangene Ritter triumphirend in ihre Stadt zurück.

Da Bischof Konrad merkte, daß er gegen solche Streiter mit Gewalt nichts ausrichten könnte, machte er Frieden, und suchte das durch List zu erhalten, was ihm mit den Waffen in der Hand nicht gelungen war. Es war nämlich zu dieser Zeit schon eine merkliche Eifersucht zwischen den alten Geschlechtern und den Zünftigen in allen Reichsstädten entstanden, welche in Cölln sich um so heftiger äußerte, als die Alten sich einer Herkunft von den Römern rühmten, die Zünftigen aber durch Anzahl und Reichthum trotzen konnten. Unter den letztern hatten die Weber, als die zahlreichsten und wohlhabendsten, den größten Einfluß.[1] Man zählte über dreißigtausend Webstühle in Cölln, und ihr Gewerb erstreckte sich über die ganze Gegend. Dieser Menschen falschen Ehrgeitz suchte der Bischof zu benutzen, und ließ ihnen vorstellen: »daß, »obwohl sie so viel Recht zu dem Stadtregimente hätten,

1. Unter sie wurden auch die Kaufleute und Fabrikanten gerechnet.

»als die alten Geschlechter, so müßten sie doch für selbige
»ihr Gut und Blut aufopfern. Wenn sie sich auf seine
»Seite schlagen wollten, so verspreche er ihnen, es zu be-
»wirken, daß die Bürgermeister, die Schöffen und der
»Rath nur aus ihnen gewählt werden sollten.« Durch
diese gefährlichen Vorstellungen wurden die Weber zum
Aufstande verführt. Sie drangen in großen Haufen vor
den Rath, und forderten die Vornehmsten auf, sich ihrem
und des Bischofs Willen zu ergeben.

Der Rath mußte jetzt der Uebermacht weichen,
und Konrad setzte die Alten ab, und an deren Stelle
lauter solche Leute aus den Zünften, welche, entweder arm
an Geist oder Geld, sich ganz nach seinem Willen richten
mußten. Daher hieß auch das Lied:

Ach Coellen hillige Stadt
Wie wirstu mit solchen Eseln besat
Wen do ane eyne Esel eyns Lewen haut,
He reirt doch eyns Esels Laut ꝛc.

Diese Leute waren meistens aus der niedrigsten Klasse
der Bürger gezogen. Durch ihr Amt stolz und eifersüchtig,
bedrückten sie die Gemeinde jetzt mehr, als es zuvor die
Patrizier gethan hatten. Da aber die Zünftigen sich da-
durch geschmeichelt fanden, daß sie über die alten Ge-
schlechter zu herrschen hatten, fiel auch aller Druck auf
diese, und sie erwarteten nur eine Gelegenheit, wo sie
das Joch des Pöbels wieder abwerfen könnten. Ihr
heimlicher, bisher zurückgehaltener Groll brach endlich
selbst auf den heiligen Ostertag in der Kirche zu den
weissen Frauen in Thätigkeit aus. Zuerst kam man mit
Neckereien und Schimpfworten hintereinander, dann mit
Stößen und Schlägen, endlich mit Mord und Todschlag.

In diesem Getümmel wurde ein Metzger niedergestoßen und dieß war das Zeichen zu einem öffentlichen Aufruhr. Die Gemeinen sammelten sich um den Leichnam des Erschlagenen, Weiber und Kinder schrien um Rache. Man lief in Haufen zusammen, griff nach Waffen und Mordgewehr; man stürmte das Haus Herrn Brunos von Hardenfust, welcher zuvor Stadtgraf war, jagte ihn und seine Familie heraus, und steckte es in Brand.

Während dieser Gewaltthätigkeiten sammelte Ludwig von Wumerloch dreißig bis vierzig der Edlen, und zog gegen Hardenfustens Haus, um die Gemeinen zu vertreiben. Zwischen brennenden Balken und dem wüthenden Geschrei des Pöbels drangen sie durch, jagten bei zwanzigtausend Menschen, welche hier versammelt waren, auseinander, und hieben alle die nieder, welche in dem Hause geplündert hatten. Das Gefecht wurde um so gräßlicher, weil hier die herangezogene Nacht, dort die Flamme des Brandes, Mord und Verwirrung vergrößerten.

Nach langem Streite kamen endlich die neuen Schöffen herangezogen, und suchten die Parteien zum Frieden zu ermahnen. Heimlich schickten sie aber an den Erzbischof ihre Boten, um seine Hülfe zu erflehen. Konrad hatte kaum die Nachricht von dem Aufruhr erhalten, als er sogleich mit einem starken Haufen seiner Reisigen nach Cölln kam, um den Handel zu schlichten. Den andern Tag lud er die Bürger vor seinen Richterstuhl. Da er inzwischen den Saal, wo er zu Gericht saß, mit bewaffneten Söldnern umgeben hatte, verdammte er die Patrizier, welche Theil an dem Aufruhr und Mord hatten, zu einer kniefälligen Abbitte und zur Erlegung von 600 Mark Strafgelder. Viele davon kauften sich von dieser schimpflichen

Strafe los, andere wanderten lieber aus der Stadt, als daß sie ihre Knie vor dem Bischofe gebeugt hätten.

Nach diesem Vorfalle stieg die Bedrückung der Schöffen gegen die Patrizier aufs höchste. Besonders zeichneten sich Herrmann Fischer, Konrad von der Blumen, Albert Heger und Eberhard von Bornheim durch Stolz und Härte aus. Als daher der Erzbischof bald hierauf wieder zu Gericht saß, brachten die Edeln ihre Klagen laut bei ihm an, und da er sie nicht hören wollte, sagten sie ihm unter den Bart: »Herr! uns muß Urtheil gegen »diese Tyrannen widerfahren, und sollte es unser Gut »und Blut kosten. Man soll wissen, wo sie mit dem »Gelde hingekommen, was sie der Stadt widerrechtlich »abgenommen haben.« Der Bischof fand diese kernhafte Sprache zwar kühn; allein, da er befürchten mußte, daß sie nicht ohne Unterstützung in der Gemeinde seyen, welche allbereits gegen die Schöffen aufgebracht war, so erklärte er ihnen: »daß er sich darüber bedenken, und die Sache »näher untersuchen wolle.«

Indeß hatten die Schöffen das Volk versammelt, um seinen alten Haß gegen die Patrizier wieder aufzublasen. Herrmann Fischer trat unter der Gemeinen Haufen, und sprach: »Edle Gemeinde dieser Stadt! Mit Thränen »in den Augen klagen wir euch, daß die Adlichen und »Patrizier uns um Gut Leben und Ehre bringen wollen; »und das blos darum, weil wir uns mit euch verbunden, »und euch am heiligen Ostertage gegen ihre Anfälle und »Mordthaten geschützt haben. Sie wünschten gerne, wie »ehemals, allein die Stadt beherrschen zu können, und »hassen uns darum, weil wir euers Gleichen sind. Ihr »Stolz verträgt keinen von uns neben sich, und sie sind »darum nur unsers Herrn des Erzbischofs Feinde, weil

»er uns und euch, die Gemeinen, ihnen gleichgesetzt hat.
»Auf also, edle Bürger! saget flugs heraus, ob ihr uns
»und unserm Bischofe beistehen wollt, welcher selbst für
»und mit euch streitet, oder diesen stolzen, übermüthigen
»Geschlechtern, welche euch nur beherrschen und unter-
»drücken wollen.« Diese Rede schmeichelte den Gesinnungen der Gemeinen; das Volk rief laut: »Wir wollen unserm Bischofe helfen, und zog haufenweis zu dem Saale.

Als diesen Auflauf die Alten hörten, liefen sie eilends in ihre Häuser nach der Rheingasse und St. Columben, und bewaffneten sich, um dem Anfalle des aufgebrachten Volkes zu begegnen. Ein Theil der Gemeinen war auch auf ihre Seite getreten, besonders jene, welche die Schöffen beleidigt hatten. In dieser kritischen Lage mußte Konrad beide Parteien fürchten. Er bediente sich also folgender List, um beide zu unterdrücken. Er schickte nämlich den Probsten von St. Gereon, und den Herrn von Vittinghofen an eine jede besonders ab, und machte sie glauben, daß die Gegenpartei ihm zugethan sey. Sowohl die Patrizier als die Plebejer wußten nicht, was sie davon denken sollten. Jeder fürchtete sich vor den Gegnern, wenn sie von dem Bischofe unterstützt würden. Jede unterwarf sich, in Hoffnung, künftig ihr Gewicht zu vermehren; aber Konrad wurde Herr von Beiden und der Stadt. Nach diesem Vorfalle behauptete er seine Gewalt mit einer solchen Strenge, daß er nicht einmal auf seinem Todbette zu bewegen war, die zwanzig Bürger frei zu geben, welche auf dem Gottesberge gefangen saßen.

Nach ihm wurde Engelbert von Falkenburg zum Erzbischofe gewählt, und dieser handelte in dem Geiste seines Vorfahrers. Nicht nur, daß er die zwanzig

von den edlen Geschlechtern gefangen hielt; er bekräftigte auch die von Konrad eingesetzten Schöffen in ihrem Amte. Als nun die Alten merkten, daß auch dieser Bischof ihre Vorrechte unterdrücken, und seine Gewalt behaupten wollte, suchten sie nun selbst dessen Herrschsucht zu benutzen, und ließen ihm durch den von Vittinghofen rathen: »daß, »wolle er sich bei der Gemeinde beliebt machen, er die »neuen Schöffen wegen ihres verhaßten Betragens eher »züchtigen als schützen müsse.« Engelbert befolgte diesen Rath. Mit Zuthun der Alten setzte er die Schöffen ab, und brachte es, nachdem er beide Parteien benutzt hatte, dahin, daß ihm sogar die Thore und Schlüssel der Stadt ausgeliefert wurden.

Nun wollte er seine Herrschaft von Grund aus befestigen. Er ließ die Thore und Thürme von seinen Soldaten besetzen, bauete zwei feste Bollwerke, mit Wachthäusern an die Stadtmauer, und setzte Beamten an, die in seinem Namen Recht sprechen, und die Stadt verwalten sollten. Endlich ließ er sogar durch Herrmann von Vittinghofen der Stadt erklären, daß er sich alle Einkünfte vom Zoll, vom Malz, von Früchten und andere Schatzung vorbehalte.

Diese Anträge brachten die Gemeinde zur Verzweiflung. Sowohl die Alten als die Zünftigen sahen nun die Noth ein, wohin sie ihre Zwietracht gebracht hatte. Mit stummer Betäubung hörten die Bürger diese Forderung, und keiner wollte reden und handeln; als ein rechtschaffener Bürger, Eberhard mit Nahmen, aufstand und sagte: »Ihr Herren und Freunde! Möget ihr arm oder reich, »von einem alten Geschlechte oder zünftig seyn. Ihr hört »nun wo das Spiel mit dem Bischof hin will. Daß man

»uns schätzet, wäre immer noch zu leiden; allein daß man »uns zuletzt noch Rock und Hemd ausziehen wird, daß »man die heilige freie Stadt Cölln also mit Burgen und »Söldnern bedrückt, ist nicht auszuhalten. Vormals, als »der Städte Freunde zu dem kaiserlichen oder königlichen »Hof zu kommen pflegten, sprach man: hier kommen die »Herren von Cölln! und jetzt sind wir so weit herabge»sunken, daß wir mit Weib und Kindern gefangen sind. »Auf, edle Herren und Bürger! laßt uns zusammenhal»ten und unser Recht wieder gewinnen, was wir verloren »haben.« ꝛc. Sobald die Gemeinde diese herzliche Vermahnung gehört hatte, liefen alle Bürger zu dem Bürger- oder Rathhaus und jeder sprang zu den Waffen. Eberhard aber ging nach dem Dom, zog die Sturmglocke, und weckte die ganze Stadt, jung und alt, Weib und Mann, zu einem allgemeinen Aufstand. Die Bürger, von neuem Muthe belebt, bestürmten die Thürme, welche Engelbert erbauet und besetzt hatte; sie nahmen ihre Thore und Mauern wieder ein, und vertrieben die bischöflichen Amtleute aus ihrer Stadt und ihrem Rathhaus.

Engelbert, durch dieses Unternehmen der Bürger aufgebracht, ermahnte alle Vasallen, Dienstleute und Unterthanen seines Stiftes, sich zu versammeln, und mit gewaffneter Hand den ihm zugefügten Unfug zu rächen. Sobald das Aufgebot des mächtigen Fürsten im Lande erschallt war, rüstete sich alsbald ein großes Heer zu Roß und zu Fuß, und umgab die Stadt. Dazu stießen noch die Truppen des Bischofs von Lüttich und seines Bruders, des Grafen von Geldern; da aber beide letztern mehr zur Versöhnung als zur Fehde hergezogen waren, wurde endlich durch beider Vermittelung ein Friede hergestellt, welcher der Stadt ihre vorige Freiheit gab.

Indeß hatte Engelbert seine Waffen nur im offenen Felde zurückgezogen, um dieselben bald darauf wieder heimlich in der Stadt selbst führen zu können. Es wurde ihm der Anschlag gegeben, eine Zeitlang nach Cölln zu gehen, und unter dem Vorwande, daß er geistliches Gericht halten wollte, den Saal mit Bewaffneten anzufüllen und seinen Bruder mit andern Schaaren heimlich zu berufen, um die Bürger zu überfallen. Zu seinem Unglück wurde aber die Sache ruchtbar, und er mit seinem Bruder dafür in der Bürger Gefangenschaft gebracht. Auf diese Nachricht kamen der Bischof von Lüttich und dessen Bruder von Geldern abermals herbei und versöhnten ihn mit der Stadt.

Da der Erzbischof sah, daß er mit Gewalt nichts ausrichten konnte, bediente er sich, wie sein Vorfahrer, der List, und hetzte die Bürger gegeneinander. Um aber in seinen Anschlägen desto sicherer zu seyn, wollte er zuvor den wackern Bürgermeister von Grein aus dem Wege schaffen, der bisher seine Schritte so eifrig bewacht hatte. Er ließ daher einen Löwen in das Haus zweier Domherren bringen, und, nachdem diese den Bürgermeister zu sich geladen hatten, denselben in die Kammer stoßen, worin das hungrige Thier nach Speise lechzte. Dieses Bubenstück brachte aber den unerschrockenen Mann nicht außer Fassung. Er rollte schnell seinen Mantel zusammen, stieß ihn der Bestie in den aufgesperrten Rachen, und stach sie mit seinem Degen nieder. Die Domherren wurden sogleich vor ihrem Hause aufgehängt, und der Bischof noch verhaßter als zuvor. Einige Zeit hierauf schickte er den Ritter Anselm von Vinstingen heimlich in die Stadt, um die Gemeinde durch aufrührische Vorstellungen gegen ihre Obrigkeit aufzubringen. Dieser gab den Bürgern zu ver-

stehen: »wie sie nur von einigen Geschlechtern bedrückt »würden, welche sich aller Gewalt im Staate angemaßt »hätten, und daß ihnen sein Herr allen Beistand zusagen »würde, sobald sie nur ihre Rechte zu fordern das Herz »haben würden.« Dabei gab er ihnen den Anschlag, einen öffentlichen Tanz zum Vorwande ihres Aufbruchs zu wählen.

Die Brüderschaften oder Zünfte folgten dem Rathe des von Vinstingen, und setzten auf die Pfingstfeiertage einen Tanz auf dem Kirchmarkt an. Da die alten Geschlechter, vielleicht von dem Anschlage unterrichtet, diesen Zusammenlauf des Volks nicht zulassen wollten, kam es zu einem blutigen Gefechte, sowohl auf dem Tanzplatze selbst, als in dem Putzhof und in der Buttgasse, wo von beiden Theilen heftig gestritten, aber der Sieg doch den Alten zu Theil wurde. Diese mißlungenen Versuche schmerzten den Bichof so, daß er ganz traurig wurde, und das Ende seiner Tage wünschte. In dieser Niedergeschlagenheit schlich sich ein Mönch, der Bruder Wolfart genannt, zu ihm, tröstete ihn, und versprach ihm die Stadt durch einen Mordbrand zu überliefern. »Ich habe in Cölln,« sagte er, »viele Freunde, welche mit der Regierung miß»vergnügt sind. Diese will ich bereden, daß sie in der »Stadt einen Brand anstellen, während dem euere Leute »den Rhein herabgefahren kommen, und eingelassen wer»den sollen.« Engelbert nahm diesen Vorschlag mit Freude auf. Der Mönch wurde heimlich nach Cölln geschickt, um das Bubenstück zu vollführen. Um seiner Sache noch gewisser zu seyn, zog der Bischof den Kurfürsten von Mainz und die Grafen von Berg, Cleve und von Geldern in sein Spiel, und näherte sich so mit starken Heeren den Mauern von Cölln.

Anfänglich hielt er sich noch in der Ferne, und erwartete den verabredeten Brand, da dieser aber nicht erfolgen wollte, und die Bürger, davon benachrichtigt, sich zur Gegenwehr gesetzt hatten, rückte er ganz nahe vor die Thore, im festen Vorsatze, sie entweder durch List oder Gewalt zu überkommen.

In dieser Spannung glaubte der Graf von Cleve bei Nachtzeit eine sonderbare Erscheinung aus seinem Zelte zu erblicken, welche der ganzen Belagerung ein Ende machte. Er sahe nämlich, wie die Chronik sagt, eine göttliche Jungfrau in himmlischer Gestalt, mit einer Krone auf dem Haupte, und einem Palmzweige in der Hand um die Stadt schweben. Von ihr strahlte ein Glanz, als wenn die ganze Welt mit Kerzen beleuchtet wäre. Ihr folgten mehrere Jungfrauen, 11000 an der Zahl, in gleicher Schönheit und Glorie, und sie segneten die Stadt an jeder Zinne. Als der Graf hoffte, daß sie auch das Lager segnen würden, thaten sich die Thore von Cölln von selbst auf, und die himmlischen Jungfrauen verschwanden.

Den andern Morgen erzählte er die Geschichte dem Grafen Stephan, der bei ihm im Zelte lag, und dieser betheuerte, die nämliche Erscheinung gesehen zu haben. Da sagte der Graf von Cleve: »Nun so mag Gott helfen, daß ich wieder glücklich nach Hause zu meinem Weibe und Kindern komme. Meines Bleibens ist hier nicht mehr.« Sie gingen beide hierauf zu den Erzbischöfen, und erzählten ihnen, was sie gesehen hatten. Erstaunt über diesen Vorfall sagte der von Mainz: »Herr Graf! macht ihr Ernst oder Spaß?« Als aber dieser seine Aussage bestätigte, und mit seinen Truppen abzog, verließen auch die Uebrigen das Lager, und Engelbert

mußte die Belagerung aufheben. Da ihm also dieser Anschlag nicht gelungen war, zettelte er von neuem einen bürgerlichen Krieg an, der eben so hartnäckig als blutig war. Die Parteien nämlich der Alten und Zünftigen hatten sich täglich mehr verstärkt. Jene nannte man die Overstolzen, diese die Weisen, von ihren Anführern; und sie haßten sich, wie die Chronik sagt, mehr als Hunde und Katzen. Die Overstolzen waren durch Gewalt und Uebung in der Kriegskunst stark, die Weisen durch Menge und Anzahl. Die Overstolzen hatten durch die vorigen Aufstände die oberste Herrschaft in der Stadt behauptet, es war also ganz natürlich, daß die Weisen sich an den Erzbischof anschlossen.

So standen die Sachen, als im Jahr 1267 der Rath eine neue allgemeine Schatzung ansetzte. Die Weisen erwarteten nur eine solche Gelegenheit, um ihre Verschwörung anzulegen. Sie gingen heimlich zu den Bürgern und Brüderschaften oder Zünften, und brachten sie so sehr auf, daß sie die Abstellung der Schatzung mit Ungestüm forderten. Als dies die Overstolzen hörten, wandten sie sich an Hermann den Stadtgrafen, um die Sache zu schlichten, und da dieser die Gemeinde fruchtlos an ihre Eide und den Frieden erinnert hatte, rief man den Grafen von Jülich wieder in die Stadt, um den Streit beizulegen. Die Weisen konnten wohl denken, daß dieser den Overstolzen, als seinen Freunden, nichts vergeben würde. Sie bewaffneten sich daher heimlich, und wollten, auf Anrathen Rütgers von Alpen, welcher zu der Zeit Stadtvogt war, den Grafen ermorden. Dieser aber, von dem Anschlage benachrichtigt, entwischte heimlich mit den Seinen und lagerte sich vor die Stadt. Indeß hatten sich über fünftausend Mann unter dem Banner der Weisen

versammelt, und waren vor das Haus gedrungen, worin der Graf von Jülich sich aufgehalten hatte. Da sie ihn aber nicht fanden, steckten sie dasselbe in Brand und bemächtigten sich der Thore. Nach diesen Gewaltthätigkeiten griffen auch die Overstolzen zu den Waffen, und obwohl sie viel geringer an Zahl, als ihre Gegner waren, so rüsteten sie sich doch mit Muth zum Kampfe. »Lieben »Freunde!« sagte Mathis von Overstolz, »seyd unverzagt »und keiner fliehe vor seinen Feinden. Sie wollen uns »von Haus und Hof treiben, und unsere alten Rechte »kränken; aber das soll ihnen nicht gelingen. Uns ist »besser ein ehrbarer Tod, als daß wir uns schändlich ver»drängen lassen. Auf also, und munter gestritten! Schlagt »herrlich und kräftig auf sie zu, und obwohl wir die »Geringern an der Zahl sind, wollen wir sie doch über»wältigen. Sieg und kühner Gewinn liegt nicht an viel »Volk, sondern an Muth und Gottes Hülfe, der sie gibt. »Bittet also Gott, daß er uns helfe.« So sprach Junker Mathis; ihm antworteten alle Overstolze: das verleihe uns Gott! Und so erwarteten sie ihre Feinde.

Indeß war Rütger von Alpen, der Stadtvogt, mit der Schaar der Weisen herangezogen und drang auf die Overstolzen ein, welche auf dem Heuberg gelagert waren. Der Angriff war heftig und ungestüm; allein die Schützen der Overstolzen wußten mit solcher Schnelligkeit und Gewandtheit in die Haufen der Gemeinen zu schießen, daß sie dieselben theilten und zur Flucht nöthigten. Als dieses der Stadtvogt bemerkte, ritt er hervor an die Spitze seiner Partei und wollte auf Gottschalk Overstolz eindringen, um den Streit wieder herzustellen. Sobald dieser den Angriff bemerkte, stach er nach ihm, und, da auch noch Herrmann der Rothe und Rütger von Galen

dazu kamen, so ward der Kampf so heftig, daß, wie die Chronik sagt, die Funken aus den Waffen sprüheten. Endlich wurde der Vogt so gefährlich verwundet, daß er von dem Pferde stürzte und todt darnieder fiel. Da die Gemeinde auf diese Weise gleich eines ihrer Häupter verloren hatte, wurde sie muthlos, und die Overstolzen frohlockten schon des Sieges. Heinrich Kleingedenk, Herrmann Kleingedenk, sein Bruder, Mathis Overstolz und die Vornehmsten von den Geschlechtern waren schon in die Haufen der Weisen gedrungen, als der Bürgermeister Ludwig, Herrn Heinrich Weisens Sohn, hervortrat, und auf Mathis Overstolz mit den Worten zurannte: »Herr »Hurensohn! Wir wollen die große Uebermacht rächen, »die ihr uns dargebracht. Ihr sollt alle auf der Stelle »sterben.« Als die Overstolzen diese Schandworte hörten, drangen sie wüthend auf ihn ein, und schlugen ihn zu Boden. Ihr Haß und Zorn war so groß, daß sie ihm, als er halbtodt auf der Erde lag, nicht einmal Beicht und Abendmal zukommen lassen wollten, sondern ihn gänzlich darnieder hieben.

Hierauf ging das Handgemenge auf allen Seiten an. Die Overstolzen rückten in die Reihen der Gemeinen ein, und die Weisen sammelten sich, um ihnen zu widerstehen. Dreimal suchten letztere, an Anzahl die Stärkern, sich zu stellen, und dreimal wurden sie zurückgeschlagen. Sie mußten nach den Klöstern und Kirchen fliehen, um sich zu retten. Als die Overstolzen den Sieg davon getragen hatten, fragten sie ihren Freund den Grafen von Jülich, welcher wieder in die Stadt gekommen war, was sie mit ihren Feinden anfangen sollten? Dieser rieth ihnen, die Häupter davon aus der Stadt zu jagen, und sich der Gewalt, wie zuvor, zu bemeistern.

So mußten die Weisen, die von der Wollengaß, die Grein und mehrere andere vornehme Bürger aus der Stadt weichen und ihre Rettung zu Bonn bei ihrem gemeinschaftlichen Feinde, dem Erzbischofe suchen. Diesem war aber die neue Zwietracht unter den Geschlechtern von Cölln eben erwünscht. Die Weisen hatten noch immer einen großen Anhang sowohl unter der Gemeinde als dem Rathe. Sie unterhielten heimlich, theils durch Briefe, theils durch Boten, den Haß gegen die Overstolzen, und sie fanden endlich ein Mittel, wodurch sie in die Stadt eindringen konnten.

Es wohnte nämlich an der Stadtmauer ein feiler Mann, Habenichts mit Zunahmen, welcher ein Krämchen hatte, und zuweilen Kerzen im Lande zum Verkaufe herumtrug. Diesen gewannen die Weisen durch Geld und beredeten ihn, daß er unter seinem Hause und der Stadtmauer ein so großes Loch graben möchte, wodurch Roß und Reiter durchgehen könnten. Der arme Schelm ließ sich durch die Versprechung von dreißig Mark gewinnen, und führte auch wirklich die ihm angegebene Unternehmung aus. Sobald nun das Loch gegraben war, ging Habenichts heimlich nach Bonn, um die Weisen davon zu benachrichtigen, und diese machten gemeine Sache mit dem Erzbischofe, dem Grafen von Cleve und von Limburg, und drangen mit vielen Bewaffneten bei Nacht in die Stadt. Als ein großer Theil der Rüstigen schon durch das Loch gekrochen war, sagte der Graf von Limburg laut: »Wenn die Feinde noch nicht auf sind, so »wollen wir sie aus ihren Betten jagen.« Diese Worte hörte ein Mann mit Nahmen Herrmann Winkelbart, welcher in der Gegend wohnte, wo die Feinde eingebrochen waren. Er machte sich sogleich auf, lief nach dem

Bilzgraben und der Rheingasse, wo die Overstolzen wohnten, und schrie: »Zu'n Waffen! zu'n Waffen! die Feinde »sind in der Stadt. Auf diesen Ruf griffen die Geschlechter sogleich zu ihren Waffen; sie liefen in Eile aus ihren Häusern und versammelten sich, wie sie konnten, in Haufen, um der Noth entgegen zu kommen. Als sie nun ihre Feinde gewahr wurden, trat Mathis Overstolz hervor und sagte: »Herren und Freunde! unsere Ehre, »unser Leben und Gut liegt nun auf dem Spiel. Sehet »dort unsere Feinde! Sie wollen uns verdrängen und »tödten; ehe aber dies geschieht, wollen wir erst unter »ihnen noch so viel Verderben anstellen, daß man über »hundert Jahre davon reden soll.« Als so Herr Mathis sprach, waren schon der Herr von Falkenburg, der Vetter des Bischofs, und der Graf von Limburg mit dreihundert Mann vorgedrungen. Der Overstolzen waren nicht mehr als vierzig gegen sie auf den Beinen, und nun ging der Streit auf allen Seiten an. Die Weisen glaubten, an Anzahl die Stärksten und durch wackere Ritter angeführt, die Stadt schon inne zu haben; allein die Overstolzen wehrten sich so tapfer, daß, obwohl viele von ihnen, und die Muthigsten, als Mathis, Peter Jude und andere schon im ersten Kampfe niedergeworfen oder tödtlich verwundet wurden, sie doch nicht zurückwichen.

Da nun die Gemeinde den Muth und Tod ihrer Edlen sahe, traten viele aus ihr zu den Overstolzen über, und wollten Herrn Mathis aus dem Gefechte tragen. Dieser aber sagte ihnen sterbend: »bekümmert euch nicht »um die Todten; geht und helfet den Lebendigen. Gott »und seine liebe Mutter hat uns noch zu allen Zeiten geholfen, er wird es auch jetzt thun. In diesem Glauben »will ich frohen Muthes sterben.« Diese letzten Worte

des Edlen entzündeten den Muth sowohl der edlen als gemeinen Bürger. Sie stießen auf die Fremden los, und hieben so derb auf sie ein, daß die Stücke von Pferden und Männern flogen. Die Feinde ergriffen die Flucht und ein großer Theil suchte sich durch das Loch zu retten, wo sie eingekommen waren. Der Herr von Falkenburg, des Bischofs Vetter, wurde erschlagen, und der Graf von Limburg selbst gefangen genommen.

Nach diesem eben so blutigen als hartnäckigen Streite, sahen beide Parteien ein, daß sie nur das Spielwerk ihrer äußeren Feinde wären. Sie fingen an sich zu vertragen, und riefen vier der benachbarten Fürsten, nämlich die Grafen von Geldern, Jülich, Berg und Katzenellenbogen herbei, um mit ihnen ein Schutz- und Trutzbündniß zu schließen, wodurch dieselben die Schiedsrichter zwischen der Stadt und dem Erzbischofe seyn sollten. Dieser Bund erfüllte den stolzen Engelbert mit Zorn und Rachlust; und da er jetzt der Stadt unmittelbar nichts anhaben konnte, fiel er in die Länder der vier benachbarten Fürsten, besonders des Grafen von Jülich, und suchten dieselben mit Feuer und Schwert zu verheeren. Er hatte auch anfänglich große Vortheile errungen, und viele Schlösser und Dörfer eingenommen; aber endlich kam es auf der Ebene von Zülpich und Lechenich zu einer Schlacht, worin er, obwohl er mit unerschrockenem Muthe gefochten, und anfänglich den Sieg auf seine Seite gelenkt hatte, doch gänzlich geschlagen und gefangen wurde. Der Graf Wilhelm führte ihn hierauf gleichsam im Triumphe nach Cölln, und gab ihn dem Spott und Gelächter des gegen ihn aufgebrachten Volkes preis, hierauf setzte er ihn auf dem Schlosse Niedeck fest, und ließ ihn öfters in einen dort noch am Thurm befindlichen Käfig steigen, um seinen

Stolz so recht zu demüthigen. Drei und ein halbes Jahr mußte er in diesem Gefängnisse schmachten. Weder die kaiserlichen Boten, noch der päbstliche Nuntius konnten den erbitterten Grafen zu seiner Loslassung bewegen. Es war der Beredsamkeit des berühmten Albertus Magnus, welcher zuvor Lehrer in Cölln, jetzt Bischof zu Regensburg geworden war, vorbehalten, seine Freiheit zu bewirken. Engelbert überlebte nicht lange diesen Schimpf. Im Jahr 1275 starb er; auf ihn folgte Siegfried von Westerburg, ein noch kühnerer und stolzerer Prälat, als er war.

Schon bei seiner Wahl zeigte Siegfried die Gewandtheit in Ränken, welche seine Regierung auszeichnen. Er und Konrad, Graf von Berg, hatten gleiche Stimmen. Er wandte List, Bestechung und Drohungen an, um die Gegenpartei auf seine Seite zu bringen. Da ihm aber dies nicht gelingen wollte, eilte er seinem Nebenbuhler den Weg nach Rom ab, ließ sich vom Pabste bestätigen, und setzte sich mit gewaffneter Hand in den Besitz des Cöllnischen Erzstiftes. Der Graf Adolph von Berg, der Bruder Konrads, Wilhelm von Jülich und andere benachbarte Fürsten widersetzten sich dieser Anmaßung. Er aber fiel in ihre Länder ein, und verwüstete sie mit Feuer und Schwert. Besonders war er erbittert gegen Wilhelm von Jülich, welcher seinen Vorfahrer gefangen, und nun seinen Nebenbuhler so mächtig unterstützt hatte. Er schloß daher ein Bündniß mit der Stadt Aachen, welche die Grafen von Jülich bisher durch ihre Vogteirechte bedrängt hatten. Wilhelm wollte dem Ausbruch des Krieges zuvorkommen, eilte heimlich mit seinen Söhnen und einigen Reitern nach dieser Stadt, und überrumpelte sie. Zum Unglück war seine Mannschaft nicht stark genug, um eine so zahlreiche

Gemeinde, wie die von Aachen war, im Zaume zu halten. Die Bürger schlossen hinter ihm ihre Thore zu, kamen bewaffnet aus allen Häusern und Straßen hervor, um die Jülichschen niederzuwerfen. Auf dem Markte kam es zu einem blutigen Gefechte. Die Bürger schlugen sich, von Muth und Rache belebt, die Metzger und Schmiede drangen mit Hämmern und Beilen auf allen Seiten ein, und erschlugen den Grafen, seinen Sohn, und 468 Mann. Diese Niederlage gab dem Erzbischof von Cölln freien Weg in die Jülichschen Länder. Er rückte sogleich in die Grafschaft vor, nahm ihre festen Schlösser weg, und kam endlich in die Hauptstadt Jülich selbst, deren Mauern er niederreißen ließ.

Indeß hatten diese Siege die Eifersucht der benachbarten Fürsten erregt. Der Graf von Limburg überfiel die Cöllnischen Länder am Rheine, um die Truppen Siegfrieds aus der Grafschaft Jülich zu verjagen, indeß der Graf von Berg seine Hauptstadt bedrohte. Seine Heere mußten sich nach Zülpich zurückziehen, und der Graf folgte ihnen, und belagerte Siegfrieden in dieser Festung. Nach vielen Gefechten und wechselseitigen Verwüstungen vermittelte der Pabst Martin einen Frieden, der, wie die meisten dieser Zeit, von keiner langen Dauer war. Siegfried nämlich wollte Rache an den Grafen von Brabant und Berg nehmen, welche bisher seine Feinde unterstützt hatten. Er fiel zuerst in des erstern Länder ein, und belagerte das Schloß Kerpen acht Wochen lang; dann zog er in das Bergische zurück, und zwang den Grafen dieses Landes, daß er seine Bollwerke zu Mühlheim und Mohnheim schleifen mußte. Nach solchen Siegen dachte er auch Cölln wieder unter seine Gewalt zu bringen.

Zu dieser Zeit war der Graf von Limburg ohne Leibeserben gestorben, und hinterließ einen Krieg, der jenen des Erzbischofs noch blutiger machte. Die benachbarten Fürsten, welche des Verblichenen Länder theilen wollten, rückten mit großen Heerhaufen gegen einander zu Feld, und zerstörten sich ihre Felder und Schlösser. Auf der einen Seite fochten die Bürger von Cölln, der Herzog von Brabant, der Bischof von Lüttich und die Grafen von Brabant, von Berg, von Windeck, von Jülich, von der Mark, von St. Paul und von Lotz. Mit dem Erzbischofe Siegfried hielten es die Grafen von Geldern und Lützelburg, ein Herzog von Limburg, der Graf von Westerburg, des Bischofs Bruder, und der Graf von Falkenburg, sein Vetter.

Den 5. Juni des 1288. Jahres nach Christi Geburt, am Tage des heiligen Erzbischofs Bonifacius, lieferten sie sich bei Wohringen, einem Städtchen unterhalb Cölln, eine Schlacht, welche eben so blutig als entscheidend war. Der Herzog von Brabant war kurz zuvor mit seinen Freunden und den Bürgern von Cölln gegen das Städtchen gerückt, um das Schloß zu belagern, was Siegfried der Stadt Cölln zum Trutz dort erbauet hatte. Als dieses der Erzbischof erfuhr, zog er mit seinen Verbündeten in Eile herbei, um es zu entsetzen. Beide Heere waren mit allem versehen, was man sowohl zum Angriffe als zur Vertheidigung nöthig hatte. Mehrere tausend Mann rückten zu Fuß und zu Roß gegen einander vor. Tapfere Anführer ermunterten die Krieger zum Streite. Auf beiden Seiten wurde mit einem Muthe und einer Hartnäckigkeit gefochten, die in dem langen

Kriege bisher unerhört war. Man sagt sogar, daß die Bürger von Cölln ihre Stadtschlüssel auf einem Karren in das Treffen gefahren hätten, um den Muth der Streitenden anzufachen. Der Sieg neigte sich auch endlich auf ihre Seite. Ueber 8000 Mann, sowohl Edle als Gemeine, blieben auf dem Platz. Gefallen sind der Graf von Lützelburg und sein Bruder, Heinrich von Westerburg, der Bruder des Erzbischofs, nebst andern Anführern. Der Erzbischof selbst aber wurde von dem Grafen von Berg gefangen und im Triumphe hinweggeführt.

Nach dieser Schlacht bei Wohringen hatten die Cöllner von Seiten ihrer Bischöfe Ruhe auf viele Jahre lang, und ihr Wohlstand nahm zu von innen und außen. Die Bevölkerung erstreckte sich auf 100,000 Seelen; die Zünfte waren volkreich und mit guten Arbeitern besetzt; über 80000 Webstühle gingen in der Stadt; Goldarbeiter und Silberschmiede verfertigten die niedlichsten Gefäße. Von Schreinerarbeit sieht man noch jetzt seltene Kunstwerke. In dieser Zeit schien sich in Cölln eine eigene Schule teutscher Künstler zu bilden. Schönheit und Geschmack glänzten in Häusern und auf den Gesichtern der Weiber; und obwohl der Dom, dessen Bau Konrad von Hochstetten angefangen hatte, durch die Bürgerkriege nicht vollendet wurde, so bleibt doch das, was davon noch steht, das sprechendste Denkmal des Cöllnischen Kunstgenies. Dabei trieben die Kaufleute einen ausgebreiteten Handel den Rhein hinauf und hinunter. Eine kleine Flotte von Schiffen lag an dem Ufer, welches in der Form eines Halbzirkels einen Seehafen zu bilden scheint. Cölln war selbst eine der ersten Hanseestädte am Niederrhein, und auf seinem Rathhause sieht man noch die Sitze

und Stühle der Richter, welche in dem großen Bunde entschieden.

Dieser außerordentliche Wohlstand gebahr Uebermuth unter den Zünftigen, und da unter denselben die Weber wohl die stärksten, zahlreichsten und wohlhabendsten waren, so brach auch durch sie der Keim des bürgerlichen Krieges wieder aus, der seit der Schlacht bei Wohringen unterdrückt blieb. Wir haben bereits gesehen, wie bei dem Streite der Overstolzen mit den Weisen erstere den größten Einfluß bei dem Stadtregiment behalten hatten; daher mag es auch wohl geschehen seyn, daß einer oder der andere unter ihnen auf sein edles Geschlecht und die Thaten seiner Voreltern stolz, die Zünftigen nicht mit der Herablassung behandelte, welche in Freistaaten üblich ist. Die Reichsten unter den Webern beneideten schon lange die Vorzüge der alten Geschlechter, und glaubten als Einwohner einer und derselben Stadt mit ihnen gleiche Rechte zu haben. In dieser Stimmung geschahe es, daß im Jahre 1364 am Pfingsttage die Ansehnlichsten dieser Zunft zusammen traten, und sich mit allen ihren Meistern und Gesellen vor dem Rathhause versammelten, um einen Mann richten zu lassen, der des Straßenraubes schuldig wäre. Der Rath begehrte von ihnen, daß die Sache erst von dem Schöffengerichte abgeurtheilt seyn müßte, ehe man ihn richten könne; allein die Weber forderten ihn auf der Stelle. Er mußte von dem Scharfrichter vorgeführt und enthauptet werden.

Durch diese Nachgiebigkeit kühn gemacht, verlangten sie nun bald hierauf weiter, »daß man zuerst drei, »hernach noch acht von den alten Geschlechtern ausliefern »und verhaften sollte, weil sie die Rechte der Gemeinde

»gekränkt hätten.« Diese Herren waren der Stadtgraf, von Benesis, von Birkelin, von Spiegel, von Korsen, von Ulrenporten, von Hirzelin, von Schärfgen, von Jude, von Wommerloch und von Horn. Sie wurden alle gefänglich auf die Thürme gesetzt; und nun stieg der Uebermuth der Weber auf das Höchste. Sie forderten: »daß »von den alten Geschlechtern nur einige zum Rath gewählt würden, und nannten das den engen Rath; von »den Zünften sollten aber hierzu noch fünfzig kommen, »welches der weite oder große Rath seyn sollte.« Dies alles mußten die alten Geschlechter eingehen, und das Regiment war unter beide vertheilt.

Die Weber wurden nun als die Ersten und Wichtigsten der Stadt angesehen; man ehrte und fürchtete sie, und sie glaubten sowohl über Staats- als Justizverwaltung allein entscheiden zu können. In dieser Zeit nahmen sie einen armen Sünder vom Richtplatz hinweg, welcher doch durch einen Spruch der Schöffen zum Tode verurtheilt war. Diese Anmaßung brachte nicht nur die Edlen, sondern auch die Zünftigen auf; und da erstere merkten, daß letztere die Weber beneideten, versammelten sie dieselben unter dem Stadtbanner, und zogen mit ihnen gegen die Weber, welche auf einen solchen Angriff nicht gefaßt waren. Der Streit ward zwar blutig und mit vielem Hasse geführt; allein da die Zünfte tapfere und erfahrne Ritter zu Anführern hatten, mußten erstere die Flucht ergreifen, und wurden kurz darauf deren über achtzehn tausend der Stadt verwiesen.

Dieser Bürgerkrieg war einer der gefährlichsten und nachtheiligsten unter allen, welche die Alten und Zünftigen gegen einander geführt hatten. Denn nicht nur, daß dadurch eine große Anzahl fleißiger und reicher Bürger

aus der Stadt getrieben, und die benachbarten Städte bereichert und bevölkert wurden; sondern der Haß beider Parteien wurzelte sich auch so tief in der Bürger Gemüther, daß er eine oder die andere über den Haufen zu werfen drohte. Die vorigen Streitigkeiten wurden doch nur wegen einzelner Beleidigungen oder Eingriffe in die Verfassung angefangen, auch öfters nur des Bischofs wegen unternommen; aber diese sollten auf den gänzlichen Untergang einer oder der andern Partei führen. Die Vertreibung einer so großen Anzahl von Bürgern, welche eine Menge Freunde und Verwandten in der Stadt zurückließen, machte die alten Geschlechter verhaßt, und diese glaubten jetzt ihr Ansehn nur durch Gewalt behaupten zu können.

So standen die Sachen, als im Jahre 1395 durch einen neuen Aufstand die ganze Verfassung geändert wurde. Zu der Zeit wurde ein Bürgermeister mit Nahmen Heinrich von Stave durch den Spruch des engen und weiten Raths der Stadt verwiesen. Er war vermuthlich durch Stolz und Uebermuth der Gemeinde verhaßt worden, und man mußte ihr das Opfer bringen. Allein die alten Geschlechter nahmen sich seiner an, und viele von den Patriziern führten ihn wieder zurück. Dies verdroß die Gemeinde, die Bürger bewaffneten sich. Heinrich von Stave wurde gefangen, auf dem Heumarkte enthauptet, und die Viertheile seines Körpers öffentlich auf den Straßen aufgesteckt. Die alten Geschlechter dachten nun auf Mittel, wie sie diesen schändlichen Tod ihres Bürgermeisters rächen könnten. Sie versammelten sich heimlich des Nachts in dem Hause Arsberg, trugen Waffen und Gewehre herbei, und glaubten, daß es ihnen nicht fehlen könnte, die Gemeinde eben so wieder unter

sich zu bringen, wie dies ihnen bei dem Aufstande der Weber gelungen war. Zum Unglück für sie wurde ihr Anschlag entdeckt, ehe er zum Ausbruche gekommen war. Die Bürger kamen ihnen zuvor, und überfielen sie des Nachts, da sie in dem oben genannten Hause beisammen waren. Durch diesen unerwarteten Anfall überrascht, ergriffen sie zwar ihre Gewehre und suchten sich, so gut sie konnten, zu vertheidigen; allein die Bürger waren jetzt überall zu den Thüren und Fenstern hinein gedrungen; sie schlugen alles nieder, was sie vor sich fanden, und nahmen den größten Theil der Versammelten gefangen.

Nach diesem Aufstande dachten die Gemeinen auf nichts weniger, als sich der ganzen Stadtgewalt zu bemeistern. Die Tapfersten und Ansehnlichsten von den alten Geschlechtern waren entweder in Gefangenschaft gerathen oder sie wurden aus der Stadt verwiesen. Ihre Anführer, besonders die Liskirchen, waren entflohen; die Gewalt lag in den Händen der Zünfte, und die Gemeinde ernannte aus ihrer Mitte Leute, welche die Verfassung gänzlich nach ihrem Willen abändern sollten. Vor allem wurde der alte Rath und die alten Bürgermeister abgesetzt, und eine gänzliche Gleichheit bei Wahl und Vergebung der Stellen eingeführt. Die Gemeinde ließ sich die Schlüssel und Thore der Stadt ausliefern, und errichtete ein neues Rathhaus, welches man das Bürgerhaus nannte. Die alten Brüderschaften oder Zünfte wurden aufgelößt, und dafür neue unter dem Nahmen Gaffeln errichtet. Sowohl die Bürgermeister als die Rathsherrn wurden aus der Gemeinde gewählt, ohne auf die Vorrechte der alten Geschlechter Rücksicht zu nehmen. Für einen jeden Verwaltungszweig setzte man neue Aemter und Beamten an, und jede Zunft oder Gaffel bekam

einen eigenen Vorsteher. Die Gerechtigkeit wurde zuerst durch Kirchspiels-Gerichte, in wichtigen Fällen aber von den Schöffen verwalter. Die ganze Verfassung neigte sich zu einer populären Demokratie.

Von nun an war die Gewalt der alten Geschlechter gebrochen, und sie verloren sich nach und nach unter der Gemeinde. Bei den künftigen Aufständen sieht man sie nicht mehr wie freie Ritter mit dem Degen in der Faust, sondern als von dem Pöbel angeklagte Missethäter auf dem Blutgerüste sterben. In den Empörungen vom Jahre 1427, 1472 und 1513 wurden alle die Edlen oder Bürgermeister der Stadt, welche sich den Haß des Volkes zugezogen hatten, öffentlich auf dem Heumarkt enthauptet. Unter diesen wird der Junker Werner von Lieskirchen, ein edler junger Mann, besonders wegen seiner Standhaftigkeit gerühmt. Er ging entschlossen und fromm seinem Tode entgegen. Als ihm das Haupt abgeschlagen war, sangen die Geistlichen, welche ihn, gleichsam wie in einer Prozession begleitet hatten, das de profundis, und begruben ihn hernach in ihrer Kirche. Von der Geschichte der Stadt Cölln kommen wir nun wieder auf die Geschichte von Kur-Cölln zurück.

Seit der Regierung Brunos I. und Philipps von Heinsberg, welche das Erzstift so mächtig gemacht hatten, wurde es üblich, daß sein heiliger Stuhl fast nur von Prinzen jener Grafschaften besetzt wurde, welche es umgaben. Es wurde daher zu einem Statute des Domkapitels gemacht, daß nur Fürsten und Grafen in dasselbe aufgenommen, oder vielmehr als Bischof gewählt werden könnten; daher finden wir auch von dieser Zeit her meistens bergische, märkische, jülichsche, pfalzgräfliche, mörsische und andere Grafen auf dem Cöllnischen Stuhle,

und ihre Familien leiteten durch Geschenke oder Furcht die Wahlen der Domherren. Nach dem Tode des Erzbischofs Friedrich von Saarwerden hatten diese gräflichen Parteien das Kapitel getheilt. Eine wählte Wilhelmen von Berg, den Bischof von Paderborn, die andere Dietrichen, den Grafen von Mörs, welcher Probst zu Bonn und des vorigen Kurfürsten Schwestersohn war. Letzterer behielt zwar durch die Mehrheit der Stimmen die Oberhand; allein die bergische Partei, unterstützt von den Grafen von Berg und von Cleve, fiel in die Länder des Erzstiftes ein, und wollte ihren Vetter mit Gewalt der Waffen auf den bischöflichen Stuhl setzen. Dietrich hatte indeß sein Volk gesammelt, und schlug sie bei Siegburg gänzlich. Triumphirend zog er nach diesem Siege in Cölln ein, und ließ die erbeuteten Fahnen und Waffen über die Reliquien der heiligen drei Könige unter einem feierlichen: Herr dich loben wir, aufhängen.

Indeß war der Erzbischof nicht stark genug, um seinen Sieg verfolgen zu können; beide Theile zogen sich zurück, und legten Bollwerke zu Ryle und Mühlheim an, um sich dahinter zu vertheidigen. Da diese Art von Krieg zu nichts entscheidendem führen wollte, ließ Dietrich ein großes niederländisches Schiff mit einer Brustwehre bereiten, welches man den Quälgötz nannte. Mit diesem kamen seine Leute vor Mühlheim gefahren, und griffen die Feste von der Wasserseite an.

Während dieser Unternehmungen waren eines Tags ein großer Theil des Schiffvolks nach Cölln gegangen, um ein Bad zu nehmen. Diese Abwesenheit benutzte der Pfarrer von Mühlheim, welcher sich eben da befand, zum Vortheil seines Herrn. Er ließ den Matrosen wacker einschenken, schlich sich davon, und hinterbrachte seinem

Herrn, daß jetzt der Quälgötz ohne Besatzung sey. Der Herzog Johann ließ daher das Schiff sogleich angreifen, und bemeisterte sich desselben, und seines ganzen Geräthes. Als die Matrosen, welche noch im Bade waren, diesen Vorfall hörten, liefen sie ganz nackt, blos mit ihren Brustharnischen bedeckt, nach dem Schiffe, und schlugen die Bergischen von demselben zurück. Sie konnten es nicht weiter fortbringen, so war es durch den Kampf beschädigt und leck geworden. Dietrich ließ hierauf Deuz befestigen, um die Stadt Cölln gegen die Anfälle der Bergischen zu sichern; er aber zog mit den Bürgern selbst in deren Land und zerstörte ihnen ihre Schlösser. Der Krieg wurde nun mit aller Art von Verwüstung und Grausamkeit geführt. Um sich an den Bürgern von Cölln wegen der Unterstützung, welche sie dem Erzbischofe geleistet hatten, zu rächen, gewann der Herzog drei arme Jungen, welche die Stadt in Brand stecken sollten. Diese waren auch so frech, und legten Feuer an, wodurch vier Häuser abbrannten; allein sie wurden erwischt, und nachdem man ihnen Arme und Beine abgebrannt hatte, auf Bretter gebunden, und mit einem Zettel nach Mühlheim getrieben, worauf geschrieben stand:

Die des Mordbrennens gaben den Rath,
Den senden wir zu dieses Gebrat.

Der schreckliche Zwiespalt nahm endlich dadurch ein Ende, daß Wilhelm, der Bischof von Paderborn, sowohl auf das cöllnische als paderbornische Bisthum verzichtete, und die Baase Dietrichs, eine Gräfin von Tecklenburg, heirathete.

Indeß hatte diese Fehde die Länder des Erzstiftes verwüstet, und die Einkünfte des Erzbischofs geschmälert.

Er mußte daher seine Unterthanen mit neuen Abgaben bedrücken, und brachte dadurch Bürger und Bauern gegen sich auf. Die von Andernach waren noch nicht ganz gebändigt; die von Linz und Unkel murrten, die von Neuß empörten sich gegen seine Forderungen, und die von Soest sagten seinen Beamten gerade ins Gesicht: »Wenn »sie ferner noch so von ihm bedrückt werden sollten, würden sie sich einen andern Herrn suchen.« Sie wußten nämlich, daß sie an dem Herzoge Adolph von Cleve und der Mark einen eben so mächtigen als tapferen Beschützer finden würden. Als daher Dietrich sie mit Gewalt bedrohte, wenn sie ihm die geforderten Abgaben nicht entrichten würden, schickten sie Gesandte nach Cleve, um des Herzogs Beistand zu erbitten, und dieser versprach ihnen auf jeden Fall Hülfe und Schutz. So gestärkt, versagten die Bürger von Soest dem Erzbischofe die geforderte Steuer, und beriefen sich auf die Freiheiten, welche ihnen von seinen Vorfahrern zugestanden wären.

Dietrich, aufgebracht über diese kühne Widerspenstigkeit, sammelte sogleich einen großen Heerhaufen an dem Rheine, und ließ ihn nach Westphalen ziehen, um Soest zu züchtigen. Indeß aber hatte der Herzog von Cleve den Bürgern unter Anführung des Johann von Schauenburg eine kräftige Unterstützung geschickt; er selbst fiel in die bischöflichen Länder am Rhein ein, und nahm Rees, Xanten und Deuz hinweg, die sich ihm gerne unterworfen haben. Nach dieser Eroberung ging sein tapferer Sohn, Johann, nach Westphalen, trieb den Bischof von Soest hinweg, und zerstörte ihm die westphälischen Städte Belicke, Gesecke, Kaltenhart und Mende.

Während dieser nachtheiligen Gefechte hatte Dietrich sein Heer mit neuen Truppen, und sein Bündniß mit

neuen Gehülfen verstärkt. Die Bischöfe von Münster, Paderborn und Hildesheim, die Grafen von Nassau, von Sayn, von Wittgenstein und andere Fürsten, waren zu seinen Fahnen getreten, und der Kurfürst von Sachsen gab ihm zwanzig tausend Mann Ungarn und Böhmen in den Sold, um sie aus dem seinigen zu bringen. Man rechnete sein Heer auf 80,000 Mann, womit er jetzt Soest bezwingen und bestrafen wollte.

Unterdeß hatten die Bürger, von Konrad Steck dem Vogt von Cleve, und ihren wackern Bürgermeistern, Johann Breck und Rojer angeführt, nicht vergessen, ihre Stadt gegen alle Angriffe zu befestigen. Als Dietrich davon Nachricht bekam, wollte er keine Zeit verlieren, und dachte seinen Angriff zu verbergen. Da gerade zu der Zeit die flache Gegend umher in einen so dicken Nebel gehüllt war, daß man kaum auf hundert Schritte einen Menschen erkennen konnte, rückte er mit seinem Heere um die Stadt, in Hoffnung, selbige an einem Theile überrumpeln zu können. Zu seinem Erstaunen und Verdruß fand er die Bürger wachsamer, als er gedacht hatte. Die Thore waren nicht nur verschlossen und verrammelt, sondern auf den Thürmen und Mauern stand die Bürgerschaft vertheilt, und schoß mit Pfeilen und Blieden auf die Anrückenden. Nach dieser ersten Gegenwehr drangen die Bürger, von Konrad Steck und ihren Bürgermeistern angeführt, selbst aus den Thoren ihrer Stadt, und fielen die Bischöflichen so gewaltig und unerwartet an, daß die Grafen von Sayn, von Nassau, von Wittgenstein und mehrere Ritter auf dem Platze blieben, und viele tausend Gemeine erschlagen oder gefangen wurden.

Dieser Verlust war für den Erzbischof eben so schmerzlich als schimpflich. Da aber sein Heer durch die Bundes-

genossen sehr zahlreich geworden war, so konnte er die Belagerung dennoch fortsetzen. Er gab daher Befehl, die Stadt öffentlich zu bestürmen. Die Gräben wurden mit Strohbündeln und Reisern ausgefüllt, die Thürme und Häuser mit Steinen und Feuerpfeilen beschossen, an die Mauern Sturmböcke und Leitern angesetzt; allein die Bürger empfingen die anrückenden Haufen mit einem so gewaltigen Pfeil- und Steinhagel, und gossen auf sie so viel siedendes Wasser und Pech, daß sie noch einmal mit großem Verluste abziehen mußten. Neun Tage hintereinander dauerte der Sturm, bei zwei tausend Mann blieben auf beiden Seiten. Dem Bischofe wurden selbst drei Pfeile in sein Schild geschossen, aber die Bürger konnten nicht besiegt werden.

Nachdem also Dietrich diesen verderblichen Krieg über zehn Jahre geführt, und vor Soest allein 3000 Mann verloren hatte, zog er mit seinen von Sachsen gedungenen Haufen in die Länder des Herzogs von Cleve an den Rhein, und ließ sie verheeren und verwüsten. Der Krieg endigte damit, daß er die große Stadt Soest dem Herzog Johann überlassen mußte, und von seinen Unterthanen gehaßt, zu Zoons sein Leben beschloß.

Nach seinem Tode kam das Erzstift in eine noch größere Verwirrung. Das Domkapitel hatte den Pfalzgrafen Rupert, den Bruder Friedrichs des Siegreichen, auf den bischöflichen Stuhl erhoben, weil es durch dessen Ansehen und Einfluß den Schaden wieder vergüten wollte, welchen die Cöllnischen Länder unter seinen Vorfahren erdulden mußten; allein bald kam es mit ihm selbst in Streit, und dadurch wurden die Uebel noch größer, als sie zuvor waren. Den Anlaß dazu gaben einige Vorrechte und Nutzungen, welche er den Domherren nicht zugestehen

wollte. Diese klagten ihn der Anmaßung und Verschwendung an, und wählten den Probst von St. Gereon, Herrmann, einen Landgrafen von Hessen, zum Verwalter ihres Stiftes. Sie wußten zu gleicher Zeit einige Städte des Landes zu gewinnen, welche dem Erzbischofe den Gehorsam aufsagten, und die Regierung des Administrators anerkannten. In dieser Noth rief Rupert seinen Bruder, Friedrichen Kurfürsten von der Pfalz, zu Hülfe, und dieser kam, wie wir bereits erzählt haben, mit seinen siegreichen Truppen den Rhein herab, nahm Andernach, Linz, Bonn, Bruel, Zülpich und Kaiserswerth ein, welche das Domkapitel aufgehetzt hatte, und gab sie dem bedrängten Bruder wieder.

Diese Eroberung vermehrte die Feinde des Erzbischofs. Herrmann wurde von seinem Bruder dem Landgrafen von Hessen, von dem Herzoge von Geldern und andern Fürsten unterstützt, und der Kaiser Friedrich III., welcher Friedrichen den Siegreichen haßte, genehmigte nun auch die Wahl des Domkapitels, und half Ruperten verfolgen. In dieser gefahrvollen Zeit starb der große Kurfürst von der Pfalz, und mit ihm die Stütze des gedrängten Erzbischofs. Das Domkapitel erhob wieder sein Haupt, die Städte empörten sich von neuem und die Hessen drangen in die Cöllnischen Länder am Rheine vor. Rupert war gezwungen, nach Westphalen zu flüchten, und sich, da sein siegreicher Bruder gestorben war, um einen andern Beschützer umzusehen. Er fand ihn an Karl dem Kühnen, Herzogen von Burgund, dessen Unternehmen wir schon in der Geschichte des obern Rheins beschrieben haben. Dieser herrliche Fürst hörte die Bitte des bedrängten Bischofs mit Freude, und versprach ihm Hülfe, weil er durch diesen Streit auch seine Macht am untern Rheine zu ver-

breiten hoffte. Kaum hatte er mit Rupert einen Schutzbund geschlossen, so schickte er einen Herolden nach Cölln und Bonn, um die stiftischen Länder für seinen Clienten heraus zu fordern. Als das Domkapitel diesen Antrag abwies, rückte er selbst an der Spitze von 30,000 Mann in die geldrischen und cöllnischen Provinzen ein, und nahm sie siegend und ohne großen Widerstand in Besitz. Neuß allein unterwarf sich nicht seinen Gesetzen.

Aufgebracht über diese unerwartete Kühnheit einer kleinen Stadt, zog er mit seinem ganzen Heere vor ihre Mauern, und besetzte alle Zugänge mit Truppen und Geschütz. Er, der Herzog selbst, lag mit 8000 Mann bei dem Oberkloster in den Baumgärten; Balduin von Lannoi und Reiner von Bruchhausen, mit 14000 Mann zu Pferd und 900 zu Fuß, vor dem Zollthor. Längs dem Rheine hin hatte der Graf von Monfort das Ufer und das Werth mit 3000 Mann Lombarden und 13000 Burgundern besetzt. Auf dem Hamm schlugen 2000 Mann Engländer ihr Lager auf. Zusammen machte das Heer 40,900 Mann aus; dazu kamen noch 200 Büchsenmeister mit ihren Knechten, 2000 Gräber und Troßknechte, 1500 Weiber und gemeine Dirnen, 400 Pfaffen, Schreiber und Kämmerlinge. Ich habe diese Zahl des burgundischen Heeres darum so genau angegeben, damit der Leser die Macht und Pracht erkennen möge, mit welcher der herrliche Karl von Burgund Krieg zu führen pflegte. Nichts destoweniger fand er hier, wie bei den Schweizern, Widerstand. Herrmann, der Administrator von Cölln, hatte sich kurz vor der Belagerung mit einigen hundert Reisigen in die Stadt geworfen, und trotzte mit den Bürgern dem mächtigen Burgund. Ein ganzes Jahr und vier Monate lag der Herzog vor Neuß. Er versuchte

List und Sturm; aber die Bürger schlugen alle Anfälle mit Muth und Beharrlichkeit zurück.

Endlich fingen die Lebensmittel an, seltener zu werden. Milch bekam niemand mehr, als die kleinen Kinder; über 300 Pferde waren schon geschlachtet, um den Einwohnern Fleisch zu schaffen; das Brod wurde eben so theuer als selten. Die Bürger und Reisigen haben viele Leute in einzelnen Gefechten verloren. Viele Häuser und Kirchen waren zerschossen oder abgebrannt. Neuß schien, wie die übrigen Cöllnischen Städte, dem kühnen Herzoge sich unterwerfen zu müssen, als der Kaiser Friedrich III. auf der einen, der König von Frankreich auf der andern Seite mit großen Heerhaufen heran gezogen kamen, und Karln nöthigten, seine eigenen Länder zu vertheidigen. Rupert mußte auf diese Weise das Erzstift seinem Nebenbuhler Herrmann überlassen, und der Kaiser ertheilte den Bürgern von Neuß neue Freiheiten und Vorrechte, weil sie ihre Stadt so wacker vertheidigt hatten.

So war die Lage des Erzstiftes von Cölln und der niederrheinischen Fürstenthümer, als in Teutschland eine große politische und religiöse Reformation vorgenommen werden sollte, für oder gegen welche die Erzbischöfe von Cölln geeifert haben. Ehe wir aber dieses für die ganze Welt so merkwürdige Ereigniß anführen, müssen wir zuvor den Zustand der Kirche und des Reichs, die Fortschritte in Künsten und Wissenschaften und überhaupt die Sitten der Rheinbewohner schildern, damit der Leser auch mit den Ursachen bekannt werde, welche es hervorgebracht, und zugleich beurtheilen könne, was wir dabei gewonnen, was verloren haben.

Vierzehntes Buch.

Rheinische Geschichte

am

Ende des Mittelalters.

Rheinische Geschichte

am

Ende des Mittelalters.

Der rheinische Städtebund sollte den bisher so oft, aber fruchtlos versuchten Landfrieden herbeiführen und beschützen; auch haben viele weise Fürsten am Rhein Friedens- und Land-Gerichte angestellt, um der Gerechtigkeit eine gesetzliche Pflege zu geben; allein das Faustrecht hatte während des großen Interregnums so tiefe Wurzeln gefaßt, daß nicht einmal Ritter und Zünfte durch die Gesetze gebändigt werden konnten, viel weniger mächtige Fürsten. Als Rudolph von Habsburg auf den Thron erhoben wurde, suchte er die Kurfürsten durch Willebriefe, die Gemeinen durch Freibriefe zu gewinnen. Er wollte zwischen und durch beide die Stärke des Reichs und des Thrones wieder herstellen. Allein die Eifersucht der Fürsten, und daß er die Krone nicht an seine Erben bringen konnte, schienen seinen weisen Plan zu verrücken. Nach seinem Tode hob die Anarchie ihr

Haupt wieder empor. Eigenmacht, Raub, Fehde und Gegenkaiser verwüsteten das Reich mit doppelter Wuth.

Indeß hatte er seinen Nachfolgern doch die Mittel angegeben, wodurch Ordnung hergestellt, und die kaiserliche Würde erhoben werden konnte. Adolph von Nassau, Heinrich von Luxemburg, Ludwig der Baier, Karl IV. und selbst der behagliche Wenzel, unterstützten heimlich oder öffentlich die Bündnisse der Städte, und gaben einige allgemeine Reichsgesetze, die man goldene Bulle oder Landfrieden nannte, in welchen die Rechte des Kaisers, der Kurfürsten, Fürsten und Reichsstände näher bestimmt, über Reichstag, Kaiserwahl, Lehenverband und Gerichtsverfassung eigene Vorschriften abgefaßt wurden.

Kaum waren diese Gesetze für die allgemeine Verfassung des Reichs gegeben, als sich nach ihnen auch die Verfassung der einzelnen Reichsländer verbesserte. In den größeren Fürstenthümern am Rhein, als Mainz, Trier, Cölln, Würtemberg, Cleve und Berg, bildeten sich aus Geistlichkeit, Adel und Volk Landstände und Landtäge.[1] In den kleinern geistlichen Fürstenthümern, als Straßburg, Speier und Worms, waren die Fürstbischöfe durch ihr Domkapitel und Wahl-Kapitulationen beschränkt.[2] In den Städten stellte man

1. In dem Kurfürstenthum von Mainz wurden allbereits Landstände eingeführt, sie bestanden aus den Domherren, den vier Prälaten der Abteien St. Jacob, Amorbach, Seligenstadt und Erbach; aus den Ministerialen und dem Landesadel, und aus den Städten Aschaffenburg, Amorbach, Bischofsheim, Külsheim, Miltenberg, Waldbüren, Buchen, Wörth und Steinheim. Auch Kur-Pfalz hatte solche.

2. Jedes Domstift hatte seine Kapitulationen.

Zünfte mit Bürgermeistern und Rath, auf dem flachen Lande Centen, Vogteien und Aemter mit Schöppen und Gerichten an. Für die Städte und Landgerichte sammelte man die alten Weisthümer, Urtheilssprüche und löbliches Herkommen, um darnach zu richten, und wo deutsche Gesetze (der Schwaben- und Sachsenspiegel) nicht hinreichten, bediente man sich jetzt der römischen. Neben der Reiterei der Lehenträger und den Rotten der Landesknechte, errichtete man Centbanner und eine Landwehre, in höchster Noth einen Landsturm. Die Städte und Landschaften waren mit Wartthürmen, Bollwerken und Landgräben umgeben, und die festen Schlösser, welche zuvor nur der Fehde dienten, schützten nun durch Burghut das Land.

Die Einkünfte und Ausgaben der verschiedenen rheinischen Bisthümer, Fürstenthümer, Abteien und Städte waren eben so einfach und mäßig, wie ihre Verfassungen; und man erschrickt, wenn man sie mit den ungeheuern Auflagen und Lasten vergleicht, womit jetzt diese Länder bedrückt werden. Die Einkünfte der Fürsten und Städte wurden entweder von liegenden herrschaftlichen Gütern, den Domänen, oder aus den an sie von den Kaisern übertragenen Hoheitsrechten, den Regalien, gezogen. Erstere bestanden in Aeckern, Wiesen, Weinbergen, Auen, Wäldern und Forsten ꝛc., letztere in Zöllen,[1] Zinsen, Zehnten, Gülten, Jagd-, Fischerei- und Viehweid-Gefällen, in Frohnden, Strafgeldern, und dem, was man

1. Sie hatten verschiedene Nahmen, als Land-, Wasser-, Juden-Zoll, Rente, Ohmgeld ꝛc.

von den ursprünglich freiwillig gestatteten Grund- oder Vermögens-Steuern Bete nannte.

Die Einkünfte der Domänen konnten keinem Unterthanen oder Bürger zu Last fallen, denn sie wurden aus den, den Bischöfen, Aebten, Fürsten oder Städten gehörigen Gemein-Gütern gezogen. Die Zölle, obwohl sie oft für den Handel und Wandel im allgemeinen drückend waren, trafen doch meistens nur Fremde oder die Consumenten, welche bei dem Einkaufe der Waaren diese Abgaben nicht einmal bemerkten. Die Zinsen, Gülten, Zehnten, Pachtgelder für Jagden, Fischereien und Schäfereien konnten dem nicht beschwerlich seyn, welcher sie entrichtete. Er hoffte vielmehr noch daran zu gewinnen, sonst würde er den Pachtvertrag nicht eingegangen seyn. Sie wurden übrigens von Gegenständen gezogen, welche keinem einzelnen Bürger gehörten, folglich ihn auch nicht betrafen. Die Strafgelder bei Gerichten oder sonstigen Uebertretungen konnte und sollte jeder vermeiden, und waren eine gerechte Forderung der Gesetze. Die Bete blieb also beinah die einzige Abgabe, welche allen Bürgern und Unterthanen zu Last fiel; allein sie wurde ursprünglich, wie ihr Nahmen beweist, von den Fürsten erbeten, von dem Volke, oder auch später noch durch die Domkapitel, Landstände und Zunftvorsteher freiwillig gestattet, und bestand in einer kleinen Abgabe von den nach Billigkeit abgeschätzten Gütern und Vermögen. Nur die Nothbete war lästig; aber sie wurde auch nur, wie ihr Nahmen schon deutet, bei Landesnöthen, bei Kriegen oder bei sonst außerordentlichen Fällen gefordert. Die Geschenke, welche das Volk oder die Stände ihren Fürsten oder Bürgermeistern bei den Wahlen, Verheirathungen und Inthronisationen gaben, waren ganz freiwillig. Sie

wurden daher auch Dona oder Subsidia charitativa genannt.

Wenn man nun mit diesen Einkünften die Ausgaben vergleicht, so wird man daraus ersehen, warum sie so mäßig und gering waren. Die Schultheißen und Vögte auf dem flachen Lande oder in den Aemtern und Gerichten waren zugleich auch die Kellner oder Verwalter der herrschaftlichen Gefälle; darum sie auch Amtskeller genannt wurden. Ihre Besoldungen bestanden in den Gerichtssporteln, den Strafgeldern und einer verhältnißmäßigen Anweisung auf die aus ihrem Amte oder Orte gezogenen fürstlichen oder städtischen Gefälle. Die Schulen, Kirchen, Pfarreien, Hospitäler und Armenhäuser hatten ihre eigenen Güter und Einkünfte, waren also Niemand zur Last, vielmehr den Armen und Kranken zum Troste, Unterricht und zur Pflege. Die Vasallen, Ministerialen und Bürgermeister mußten nach Lehenspflicht im Kriege oder bei Hofe dienen, und wurden im Falle der Noth von den Einkünften der Schlösser unterhalten.[1] Die Landwehren und der Landsturm mußten ebenfalls unentgeltlich sich bewaffnen und ins Feld ziehen. Die besten und kostspieligsten Waffen fanden sie unentgeltlich in den reichen Zeughäusern der Städte und Schlösser. Dauerte die Fehde lang, so wurden sie entweder in des Feindes Land, oder durch eine Nothbete, oder auch durch eine Schuldverschreibung unterhalten. Die Bürgermeister, Schöffen und Rathsherren in den Städten dienten mehr der Ehre als des Soldes wegen. Der Fürst oder Graf hatte um sich, wenn er geistlich war, seine Domherren, seine Dienstleute; war er weltlich, seine Va-

1. Man sehe darüber in den Archiven die alten Mann- und Saalbücher. Ursprünglich waren nicht einmal die Lehen- und Rittergüter von der Bete frei.

fallen. Darunter waren die Geschicktesten seine Räthe Obervögte und Vizthume. Für die oberste Verwaltung der Justiz und Polizei hatte er einen Kanzler, der meistens aus den Rechtsgelehrten und Bürgerlichen genommen wurde. Da viele, ja die meisten dieser fürstlichen Räthe zugleich Dienst- und Hofleute waren, so konnte ihr Unterhalt nicht gar kostspielig seyn. Der Ueberschuß der Domänen und Zölle war schon hinlänglich, deren mäßige Besoldungen zu bestreiten.[1] Die Rentmeister, Zöllner und Einnehmer fanden ihren Unterhalt reichlich bei der Einnahme. Der Hofstaat der Fürsten nahm freilich einen großen Theil der Einkünfte weg. Allein dieser wurde größtentheils von den Domänen und den Zinsen gezogen. Der Aufwand, welchen der Hofstaat erforderte, bestand in der Unterhaltung der fürstlichen Tafel, der fürstlichen Schlösser, der Geräthe und Jagdhäuser, des fürstlichen Marstalls und der fürstlichen Dienstleute. Wenn man nun betrachtet, daß die fürstliche Tafel größtentheils aus den von den Domänen gezogenen Landesprodukten, als Holz, Brod, Gemüß, Wildbret, Schlachtvieh, Geflügel, Fischen, Wein, Obst, Butter, Käse und Honig- oder Leckerkuchen bestand, und die dabei gebrauchten goldnen oder silbernen Geschirre von Geschlecht zu Geschlecht gingen; daß der Marstall entweder aus eigenen Stutereien erhalten oder doch durch den von den Domänen gezogenen Hafer und Heu unterhalten wurde; daß die Schlösser und andere fürstlichen Gebäude ebenfalls aus Landesprodukten, als Stein, Kalk, Bauholz und Gips

1. Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts hatte in den drei geistlichen Kurstaaten der Kanzler und erste Minister nur 6000 Gulden Besoldung.

zusammen gesetzt, und die Baumeister und Handwerksleute durch die Frohndienste unterstützt waren; daß endlich die adlichen Hof-Dienstleute auch an der fürstlichen Tafel Theil nahmen, und meistens um Ehre dienten, so kann man sich leicht vorstellen, wie wenig drückend zu der Zeit die rheinischen Länder und Städte verwaltet, und wie herrlich und köstlich doch die Fürsten und Herren bewirthet werden konnten. Man darf nur die damaligen Mann- Saal- und Rechnungsbücher, die bei Festen üblichen Küchen- und Kellerzettel, oder des Marx Rumpels Kochbuch lesen, man darf nur die herrlichen Schlösser am Rhein, und die köstlichen Gefäße in den Kunstkammern betrachten; so wird man finden, daß der Hofstaat zu der Zeit eben so herrlich wie jetzt unter den Fürsten und Herren geglänzt, aber nur darum weniger gekostet habe, weil er blos von Landes- und Domainen-Produkten unterhalten wurde, und in einer Sammlung von Haus- und Hofgeräthen bestand, welche als Familien- oder Kirchenschatz von Geschlecht zu Geschlecht überging, und eben so prächtig als dauerhaft war. [1]

Von dieser einfachen Gestaltung und Verwaltung der Länder gaben die rheinischen Fürst-Bischöfe und Städte das erste Vorbild. Erstere lebten anfänglich noch gemein-

1. Ich habe in den Domkirchen und an den Höfen von Mainz, Trier und Cölln noch geistliche oder weltliche Geräthe, Gefäße und Becher gesehen, welche schon unter den Kurfürsten Willigis, Gerlach, Balduin und Engelbert angeschafft, und sowohl wegen ihrer Pracht als Künstlichkeit merkwürdig waren. Besonders war der Schatz zu Mainz, den Albert II. dahin schenkte, herrlich. Auch bei den Schweizern findet man noch die nach der Schlacht bei Granson erbeuteten köstlichen Gefäße von Karl dem Kühnen.

schaftlich mit ihren Domherren und Ministerialen im Münster, und ihr Tisch wurde aus den von den Kaisern ihren Kirchen geschenkten Gütern erhalten.[1] Die ihnen verliehene weltliche Gerichtsbarkeit ließen sie durch ihre Kirchenvögte verwalten. Als sie späterhin ganze Gauen und Länder mit festen Schlössern und Städten erhielten, behielten sie entweder, wie in dem Rhein- und Lobdengau, die altteutsche Verfassung unter den Cent- und Gaugrafen bei, oder sie setzten über sie Vizthume und Amtskeller, welche zugleich ihre Gerichts- und Gefällverweser waren. Die Vortheile einer gemeinschaftlicheu Verwaltung und Vertheidigung bewogen endlich auch den Landesadel, die Abteien und die Landesstädte, sich der fürst-bischöflichen Regierung zu unterwerfen; daraus entstanden die Landesstände, welche die Steuern bewilligten und auf die Erhaltung der Verfassung wachten. Diejenigen rheinischen Städte, welche sich der Herrschaft ihrer Bischöfe entzogen hatten, führten unter sich eine republikanische Verfassung mit Zünften, Rath und Bürgermeistern ein. Da sie außer ihrem Burgbanne wenig oder kein Gebiet hatten, so bestanden ihre Einkünfte meistens in Zöllen, Waggeldern und Abgaben von ihren Gewerben. Schon im neunten Jahrhundert verfaßten Willigis von Mainz und Burkard I. von Worms Gesetzbücher für ihre Dienstleute und Unterthanen. Späterhin sammelten Balduin von Trier, Engelbert von Cölln und die Ruperte von der Pfalz Weisthümer und Gesetze für ihre Länder. Ersterer hat die Urkunden sogar mit eigener Hand geschrieben.[2] Ihrem Beispiele folgten die Fürst-Bischöfe von

1. Siehe das vierte Buch, Seite 401.
2. Die Manuscripte wären ehemals im trierischen Archive.

Straßburg, Speier und Worms, und die Grafen von Würtemberg, Baden, Katzenellnbogen, Nassau, Jülich Cleve und Berg. Die rheinischen Reichsstädte hielten ohnedies auf eine gesetzliche Form. Endlich beschlossen die vier rheinischen Kurfürsten auf dem Königsstuhle zu Rense einen allgemeinen Reichsfrieden durch Kurvereine und die goldene Bulle; da aber diese fruchtlos geblieben waren, warfen sie, um ihren Beschlüssen Kraft zu geben, ihre Augen wieder auf einen Oestreicher, Albert II., und wählten ihn nach dem Tode Sigismunds im Jahre 1437 zum Kaiser. Der Pabst gab ihm seinen Segen, der verstorbene Kaiser hinterließ ihm die Kronen von Ungarn und Böhmen; [1] nun auch noch mit der Kaiserkrone geschmückt, brachte er auf einem Reichstage zu Nürnberg eine allgemeine gesetzliche Verfassung für das ganze Reich kräftig zur Sprache. Zum Unglück starb er zu frühe, 1438, um seinen großen Plan ausführen zu können. Unter der langen und kraftlosen Regierung seines Nachfolgers Friedrichs III. schüttelte die Furie des Faustrechts wieder ihre Brandfackeln. Aber nach dessen Tod 1493 ergriff sein Sohn, der biedere muthige Maximilian, den Scepter Karls des Großen. Diesem näherte sich der kluge Erzbischof von Mainz, Berthold, welcher als Erzkanzler und erster Kurfürst des Reichs auf die Gesetze zu wachen hatte, und beide dachten nun darauf, dem ganzen Reiche einen allgemeinen Landfrieden und eine gesetzliche Verfassung zu geben. Demzufolge berief Maximilian I. im Jahre 1495 einen Reichstag nach Worms. Fünfundvierzig Fürsten und siebenundsechszig Grafen erschienen dabei in eigener Person, ohne die Gesandten der

1. Siehe die Geschichte von Habsburg=Oestreich.

Städte, die Ritter und andere ehrbare Leute. Der Kaiser wollte zuerst die Hülfleistung gegen die Türken zur Sprache gebracht haben, denn diese bedrohten seine Erbländer, allein Berthold, die Privatabsichten eines jeden der Fürsten kennend, sprach zu ihnen folgende merkwürdige und prophetische Worte: »O liebe Herren! es geht gar »langsam zu; es ist wenig Fleiß und Ernst in den Ständen »des Reichs vom Obern bis zum Untern, und billig zum »Erbarmen. Es ist aber zu besorgen, wo man sich nicht »anders, dann bisher, in die Sache schicken, und fleißiger »sich zusammen stellen werde, daß ein Tag etwann »ein Fremder kommen, der uns alle mit »eisernen Ruthen regieren wird.« Diese passenden Worte des klugen Erzkanzlers von Mainz machten bei Kaiser und Ständen Eindruck und so wurde dann wirklich Hand an die Verbesserung der alten Reichsverfassung gelegt.

Die schwerste Aufgabe dabei war, wie man so viele Kurfürstenthümer, Herzogthümer, Fürstenthümer, Grafschaften, Städte und Ritterschaften von der verschiedensten Gestalt, Größe und Interessen unter einerlei Form und Verfassung bringen könnte, ohne daß keines Rechte beschränkt, keines Land verkürzt, keines Gebiet verschnitten werden sollte. Durch Uebermacht und Bauernkrieg ist zwar alles umzuwälzen und umzugießen; aber wie viele Menschen werden dabei um Recht, Gut und Leben gebracht, und am Ende müßte man doch, mehr oder weniger, auf die alten Formen zurück kommen, um nur der Willkühr oder Gesetzlosigkeit Einhalt zu thun. Die teutschen Völker und Fürsten lieben solche Zerstörungen nicht; selbst die schrecklichsten Fürstenkriege um die Kaiserkrone, und Bauernkriege um Freiheit und Religion, konnten sie

nicht von ihren alten Gewohnheiten abbringen. Nach dem schweren Kampfe, welchen die Schweizer gegen offenbare Tyrannei für ihre Freiheit auszufechten hatten, schlossen sie also ihren Bund: »Dabei soll man sonderlich wissen, »daß wir eigentlich kundt und verdingt haben, daß eine »jede Stadt, jeglich Land, jeglich Dorf, jeglicher Hof, so »jemand zugehört, der in diesem Bündniß ist, bei ihren »Gerichten, bei ihren Freiheiten, bei ihren Handfestenen, »bei ihren Rechten und bei ihren guten Gewohnheiten »gänzlich bleiben, als sie es uns hergebracht und geführt »haben; so daß niemand den andern daran kränken noch »säumen soll.« [1] In diesem Geiste entwarfen auch der Kaiser Max und sein Erzkanzler die neue teutsche Staatsverfassung.

Ursprünglich war das teutsche Reich, wie wir dargethan haben, nach seinen verschiedenen Völkerstämmen in Herzogthümer, Gaugrafschaften und Hundreden abgetheilt. Erstere waren die von Franken, Schwaben, Baiern und Sachsen, zu ihnen kamen noch die teutschen Pflanzvölker in Oestreich, Böhmen, in der Steier- Windisch- und Brandenburgermark. Preußen gehörte dem teutschen Orden. Die Gauen wurden in diesen Herzogthümern nach Gebirgen, Flüssen und der Schneeschmelze gebildet; die Hundreden und Feldmarken nach Dörfern, Gemarkungen und Höfen. Von diesen alten teutschen Anstalten und Abtheilungen war jetzt nichts mehr zu finden, als Nahmen und Völkerstämme. Durch Belehnung, Erbschaft, Schenkung oder auch Gewalt waren sie in Kurfürstenthümer, Fürstenthümer, Erz- und Hochstifter, Abteien, Grafschaf-

1. Zürcher Bundbrief.

ten, Republiken, Städte, Ritterschaften und Ganerbschaften zerrissen, unter welchen kein Verband und keine Unterordnung bestehen wollte.

Indeß hatte sich durch die Kurfürsten- und Herzogthümer und unter den alten Volksstämmen noch ein Grundstück der alten Verfassung erhalten; und auf dieses baueten Max und sein Erzkanzler. Sie theilten nämlich das ganze Reichsgebiet, entweder nach den großen Fürstenthümern, oder nach den alten Volksstämmen, in Kreise ab, wovon ein jeder, der verschiedenen landschaftlichen und landeshoheitlichen Rechte unbeschadet, seine eigne Kreisverfassung, seine Kreisobersten, seine Kreisstände, seine Kreistäge,[1] seine Kreistruppen, seine Kreiskasse ꝛc. haben sollte. Sie waren der fränkische, der schwäbische, der bairische, der sächsische, der ober- und niederrheinische und der westphälische; dazu kamen noch die von den Pflanzvölkern, nämlich der östreichische, burgundische und obersächsische. Die Kurfürstenthümer am Rhein machten einen eigenen Kurkreis aus.

Diese Eintheilung war für die damaligen Verhältnisse vortrefflich, und ganz nach altteutschem Geiste. Die Kreise sollten nämlich die Herzogthümer, und die in denselben begriffenen Fürstenthümer und Herrschaften, die alten Gaugrafschaften ersetzen; allein eine Hauptsache übersahen Max und sein Erzkanzler, nämlich die zum Ganzen gehörige Unterordnung im Kriegswesen, in Polizei und Gerichtsbarkeit. In einem jeden Kreise war entweder ein mäch-

1. Der Reichstag war durch die drei Collegien der Kurfürsten, Fürsten und Städte ganz gut organisirt; nur hätte noch der Bauernstand durch die Reichsritterschaft repräsentirt werden sollen; daher der sogenannte Bundschuh. —

tiger Kurfürst, oder Herzog, oder Landgraf, welchem man die oberste Kriegsgewalt, und ein mächtiger Bischof, welchem man die oberste Richtergewalt im Kreise übertragen konnte; denn es ziemte sich, daß die weltlichen Fürsten sich mit Kriegs-, die geistlichen mit Friedens-Künsten befaßten. Die schwächern Kreisstände, waren es Fürsten, Grafen, Ritter oder Städte, würden sich wohl gefügt haben, weil ihre eigene Erhaltung in der Erhaltung der Kreise und des Reichs gegründet war. Diesem zu Folge konnten die Kurfürsten von Böhmen, von der Pfalz, von Sachsen und von Brandenburg, sodann die Erzherzoge von Oesterreich, die Herzoge von Baiern, von Würtemberg, von Braunschweig, von Jülich und Berg, von Burgund, und die Landgrafen von Hessen, füglich zu Kreisobersten eingesetzt werden, unter welchen dann die Fürsten, Grafen und Ritter der Kreise als Kreishauptleute gestanden hätten. Durch eine solche Unterordnung würden die Kreis- und Landtäge, Kreisgerichte, Kreiskontingente, Kreisbeiträge ꝛc. mehr Einheit und Kraft, und sowohl der Reichskrieg als Reichsfrieden unter dem gemeinschaftlichen Kaiser eine bessere Leitung erhalten haben.

Das zweite Stück der Reichsverfassung, welche Max mit seinem Erzkanzler entwarf, war die allgemeine Gerechtigkeits-Verwaltung. Jedem Stande war zwar die bereits erworbene Gerichtsbarkeit in seinem Lande gelassen; und es waren auch fast von jedem schon Stadt-, Hof- und Land-Gerichte angestellt, worin den Unterthanen Recht gesprochen wurde; allein für das ganze Reich fehlte noch ein allgemeines Reichsgericht, welches auch über die Fürsten selbst Recht sprechen sollte. Auch dieses wurde jetzt eingerichtet mit einem obersten Richter, mit Beisitzern,

Schreibern und Anwalden, welche der Kaiser, die Kurfürsten und Kreisstände zu ernennen hatten. Keiner konnte daher deren Urtheile verwerfen, wenn es nicht ging an Leib, Ehre, Leben und Erbe der Fürsten, wo nach dem alten Fürstenrechte jeder nur von seines Gleichen und dem Kaiser unmittelbar gerichtet, oder der Streit durch Austräge vermittelt wurde.

Auch diese Verfügung war vortrefflich, und fast nichts an ihr zu tadeln, als daß es ihr gegen Mächtige an Kraft fehlte. Diese hing aber nicht sowohl von der Einrichtung des Reichsgerichts selbst, als von der noch nicht aus dem Grunde vorgenommenen Gestaltung der Kreise ab. Wäre in diesen eine gewisse Unterordnung eingeführt und das Amt der Kreisherzoge und Kreisrichter gehörig bestimmt worden, so würde es auch den Sprüchen der Reichsgerichte nicht an Wirkung gefehlt haben. Sind doch oft mächtige Kurfürsten, Fürsten und Grafen, wie z. B. Ulrich von Würtemberg, Johann Friedrich von Sachsen, Philipp von Hessen, Philipp Christoph von Trier, und Friedrich von der Pfalz ꝛc. gebändigt und bestraft worden, warum sollte es nicht mit den übrigen möglich gewesen seyn; besonders in einer Zeit, wo die Fürsten durch Faustrecht und Bauernkriege von innen, und mächtige Feinde von außen, bedroht waren?

Das dritte Stück der Reichsverfassung betraf die Gestaltung des obersten Reichs-Regiments bei dem Hofe des Kaisers. Obwohl jeder Fürst und Stand seine Länder und Leute unmittelbar selbst regierte, so blieben doch noch viele Verwaltungs-Gegenstände übrig, welche nur dem Oberhaupte des Reichs allein zukommen konnten, z. B. die allgemeine Polizei, Handel und Münz, der oberste Lehenhof, die allgemeine Reichs-Vertheidigung und die

Einleitung der Friedensgeschäfte mit auswärtigen Mächten. Dazu hatten die Kaiser zwar schon lange ihre Reichs-Erzkanzler oder deren Stellvertreter, die Vizekanzler, Reichs-Referendarien, Schreiber und eine Reichskanzlei um sich; allein da sich das Ganze jetzt zu einer größeren Einheit bilden sollte, ließ sich Max auch noch seinen Hofrath zu einem Reichshofrath umgestalten, dessen Glieder, die Reichshofräthe, sowohl in Justiz- als Polizeisachen ihm vorzüglich rathen sollten. [1]

Diese Anlage war für jene Zeiten gut und ersprießlich; wenn sie aber für das ganze Reich auch in Zukunft wirksam seyn sollte, so mußten sowohl die Gewalt des Kaisers als die Geschäfte der Reichskanzlei und des Reichshofraths genauer bestimmt werden. Eines verlor daher mit dem andern seine Kraft und seinen Wirkungskreis, und es blieb am Ende nur noch Schatten und Form davon übrig.

Eben diese Unbestimmtheit hemmte hauptsächlich die Gewalt des Kaisers in Vertheidigung des Reichs, in Kriegs- und Friedens-Geschäften mit auswärtigen Mächten; und diese wußten sich selbige sehr zu Nutzen zu machen. Dem Kaiser war zwar, wie immer, so auch durch die neue Verfassung, die Führung des Krieges, die Einfoderung des Kontingents und der Beisteuern, die Bestimmung der Reichsfestungen und die Einleitung zum Frieden überlassen; allein alles dieses hing doch wieder mehr oder weniger von dem guten Willen der Kurfürsten und Stände ab. Maximilian konnte nicht einmal Beistand gegen die Mailänder und Schweizer erhalten, deren Län-

1. Der Reichshofrath sollte ursprünglich in Frankfurt seinen Sitz haben.

der doch offenbar noch zum Reiche gehörten, vielweniger gegen die Türken und Franzosen, welche das Reich bedrohten. Nur der glücklichen Erwerbung von Burgund, Böhmen und Ungarn hatten es seine und des Reichs Länder zu verdanken, wenn sie nicht damals schon von auswärtigen Feinden überschwemmt oder zerrissen wurden.

Da die Kaiser, als solche, zu der Zeit keine eigenen Domänen mehr hatten, so waren vier Verfügungen nothwendig, um das Reich im Falle eines Krieges gehörig zu schützen. Zuerst mußten seine Grenzen genauer bestimmt, zum zweiten dieselben von mächtigen Fürsten bewahret, drittens die Reichskrone bei einem mächtigen Hause gelassen, und viertens im Falle eines Krieges dem Kaiser auch alle Kriegsgewalt gestattet werden. Natur und eine gesunde Staatskunst bestimmen die Grenzen eines Reichs entweder nach Sprachen oder nach Meeren und Gebirgen; weil jene das natürliche Kennzeichen einer Nation, diese die natürlichen Bollwerke zur äußern Vertheidigung sind. Wenn man nun zu der Zeit die Sprache zur Grenzbestimmung hätte wählen wollen, so mußten Preußen, Dänemark, vielleicht auch Schweden, mit dem teutschen Reiche verbunden, dagegen Burgund, Mailand, Lothringen, das Lütticher und andere Länder davon getrennt werden. Man sah daher das Land, das zwischen den Alpen, dem Jura, den Vogesen, der Nord- und Ostsee, dem Riesen- und karpathischen Gebirge liegt, als ächt deutsches Gebiet, die übrigen Stücke aber als Lehen- oder welsche Länder an, für welche auch der Kaiser, wenigstens dem Titel nach, noch einen Erzkanzler in Gallien und Italien und einen Referendär in lateinischer Sprache hatte.

Diese natürlich festen Gränzen waren von folgenden mächtigen Fürsten bewahrt. Gegen Osten herrschten die

Kurfürsten von Brandenburg mit dem teutschen Orden in Preußen, und die Erzherzoge von Oestreich, als Könige von Böhmen und Ungarn. Gegen Süden dehnte sich das östreichische Gebiet bis in die Schweizeralpen fort. Hinter ihm standen die mächtigen Herzoge von Baiern und Würtemberg. Gegen Westen sah man Burgund, Elsaß und Lothringen als eine Vormauer an, welche die Oestreicher, oder die Herzoge von Lothringen beherrschten. Hinter ihnen lagen die vier rheinischen Kurfürstenthümer. Der Norden war durch Meer und die holländischen und hanseatischen Flotten gedeckt.

Aus dieser Lage der teutschen Reichsgrenze ergibt es sich schon, daß die teutschen Fürsten, wollten sie klug seyn, keinen andern zu ihrem Kaiser und gemeinschaftlichen Vertheidiger wählen konnten, als welcher die meisten und gefährlichsten Grenzländer besaß, und dieser war offenbar ein Oestreicher. Durch Böhmen, Ungarn, Oestreich, Tyrol, die vordern Länder, Elsaß und Burgund beherrschten die Erzherzoge fast auf drei Seiten die Reichsgrenze, und hatten auch von Haus aus schon Macht genug, sie zu schützen. Dagegen konnten sie den teutschen Ländern und Fürsten selbst nichts anhaben, weil sie durch deren Gebiet von einander getrennt, um das Reich zerstückelt und zerstreut umher lagen. Ueber dreihundert Jahre haben die Oestreicher also das Reich gegen innere und äußere Feinde, der teutschen Freiheit unbeschadet, vertheidigt, was würden sie erst ausgerichtet haben, wenn man ihnen als Kaiser zu gleicher Zeit auch die ganze Kriegsgewalt überlassen hätte? Die Kontingente und Kriegssteuern durften daher nicht Länder- sondern Kreisweis eingefordert und gebildet werden, und nur der Kurfürst oder Herzog eines jeden Kreises selbige unmittelbar unter

dem Kaiser in das Feld führen. Auf den Kreistägen konnte gleichwohl Kontingent und Steuer verhältnißmäßig vertheilt werden; auch konnten die Kreisfürsten und Kreisritter die Hauptleute der einzelnen Heerhaufen werden, aber die ganze Reichsarmee oder der Reichsheerbann durfte nur nach den Kreisen geordnet, und von dem Kaiser mit unbeschränkter Gewalt angeführt seyn. [1]

Diesen, von Maximilian versuchten Reichs-Anstalten, mußte man noch folgende drei Reichsgrundgesetze hinzufügen. Erstens mußte verordnet werden, daß, wenn künftig ein teutscher Reichsfürst, sey es durch Heirath, oder Verträge oder Wahl ein fremdes Königreich oder Fürstenthum erwerben, und selbiges annehmen würde, er seine teutschen Reichsländer an seinen nächsten Agnaten abtreten müße. Eben so dürfte zweitens kein zu Teutschland ursprünglich gehöriges Land, wenn es sich, wie die Schweiz oder Holland, eine andere Verfassung geben wollte, aus dem Kreis- und Reichsverband zu treten befugt seyn, und dürften Kaiser und Reich, nie seine Selbstständigkeit anerkennen. Drittens mußte nach dem Geiste des Kurvereins vom Jahr 1338 [2] mit dem Pabste ein neues Concordat abgeschlossen werden, worin die teutsche Kirchen- und Reichsfreiheit durch eine allgemeine Protestation gegen alle vorigen und künftigen Eingriffe in dieselbe gesichert und verwahrt worden wäre. Auf diese Weise konnte aller scheinrechtlichen Einmischung fremder Mächte in die teutschen Angelegenheiten vorgebeugt, und Teutschland wieder ein selbständiges, auf seine eigene Kraft und Verfassung gegründetes Reich werden.

1. Europäische Staatsrelationen. 1. Bd. 1. Hft. Rheinisches Archiv, 5 Jahrgang. 1tes und 2tes Heft.

2. Siehe zehntes Buch, Seite 35 u. f.

Nachdem Maximilian und sein Erzkanzler die gesetzliche Ordnung für das ganze Reich zu Worms entworfen hatten, eröffneten sie das Kammergericht den 31. Oktober in der kaiserlichen Wahlstadt zu Frankfurt am Main. Voraus schickten sie einige Gesandten und Doktoren nach dieser Stadt, um zu der hohen Stelle Anstalt und Ort ausfindig zu machen; aber diese fanden schon einige Hindernisse, indem man sie wegen der Auslagen für die Stühle, Bänke und Tische an die Juden verwies. Endlich aber kamen Max und der Erzkanzler selbst nach Frankfurt, und die feierliche Eröffnung nahm sogleich ihren Anfang. In dem sogenannten Braunfels, einem der Gesellschaft von Frauenstein gehörigen Hause auf dem Liebfrauenberg, sammelten sich die Fürsten, die Grafen, die Beisitzer, die Advokaten, Prokuratoren, Protonotarien und Notarien, endlich der Erzkanzler und Kaiser selbst. Nachdem dieser seinen Thron bestiegen, und jener eine dahin passende Rede gehalten hatte, wurden der Kammerrichter und die Beisitzer in Pflichten genommen. Hierauf ergriff der Kaiser Maximilian den Richterstab und übergab ihn in seinem Nahmen dem ersten Kammerrichter, dem Grafen Eitel Friedrich von Zollern.

Als ich im Jahre 1813 die ehemaligen Reichsarchive, welche mir von dem Herrn Fürsten Primas anvertraut waren, visitirte, fand ich diesen alten Richterstab noch in dem Kammerhause zu Wetzlar. Er ist von schlechtem rothen Holz gemacht und mit einem eben so einfachen Griffe von schwarzem Holze versehen. Ich nahm ihn nicht ohne Ehrfurcht in meine Hand und sagte zu den um mich stehenden Herren Kanzleidirektoren und Archivaren: »Dieser Stock, welchen »jetzt vielleicht ein Kellner in dem Wirthshause für zu »schlecht halten würde, um die Röcke damit auszuklopfen,

»hatte noch vor kurzem durch die alte Liebe zur Gerech»tigkeit eine so magische Kraft, daß er Fürsten bändigen »konnte, welche Könige waren, und über mehrere hundert »tausend Mann Soldaten zu gebieten hatten.« [1]

Dieses war die Verfassung des heiligen römischen Reichs teutscher Nation, welche Kaiser Maximilian aus den alten Stücken zu einem neuen Gebäude zusammen gefügt hatte. Es wurde dadurch mitten unter Bürger- und äußern Kriegen bis auf unsere Zeit erhalten; und selbst nach seiner Auflösung zeigte sich in dem rheinischen und teutschen Bunde, durch die Kontingente, den Bundestag und das Bundesgericht, noch sein, obwohl verwischtes, Bild. Ueberhaupt kann ich dem teutschen Volke die Regierung des biedern, tapfern, ritterlichen und mutterwitzigen Max nicht genug anrühmen, nicht sowohl als Muster und Ideal, sondern als Vorbild ächtteutscher Art und Kunst. Die alte Anarchie und das Faustrecht waren zu der Zeit durch Gesetze und Richterstühle gebändigt; die Kaiserkrone von einem biedern und verständigen Fürsten getragen; das Reich in ordentliche Kreise vertheilt und

1. Noch von Friedrich dem großen Könige von Preußen erzählt man folgende Anekdote: Als er wegen eines Rechtshandels in der Grafschaft Mark von dem Kammergerichte verdammt, und dem Fürst-Bischof von Münster die Exekution gegen ihn aufgetragen war, schickte dessen Minister, der Domherr von Fürstenberg, einen münsterischen Korporal nach Soest, um durch diesen sich seines Auftrags zu entledigen. Friedrich, den während des siebenjährigen Krieges das gesammte Europa nicht bändigen konnte, und der dreimalhunderttausend Mann sieggewöhnter Krieger zu Gebot hatte, nahm die Exekution dieses münsterischen Korporals an, und unterwarf sich dem Spruche des Reichskammergerichts. Und nun —

zu einem Ganzen verbunden; die Nationalmacht mit tüchtigen Truppen gestärkt und von tapfern Feldherren angeführt; die teutsche Nation von den auswärtigen Mächten geehrt und gefürchtet, und der teutsche Kaiser als der erste Fürst in der Christenheit angesehen. Die Reichs- und Hanseestädte in Norden, am Rhein, in Schwaben und den Niederlanden waren die Sitze des Kunstfleißes, des Gewerbes und der Reichthümer; die teutschen Fürsten eiferten mit einander in guten Gesetzen, Anstalten und Pracht; die Künste und Wissenschaften blühten auf hohen Schulen und an fürstlichen Höfen, und auf den Concilien von Basel und Constanz hatte man eine allmähliche, aber eben darum desto allgemeinere, Kirchenverbesserung versucht.

Dabei war alles nach teutscher Art und Kunst gestaltet und benannt. Verfassung, Gerichte, Kriegswesen, Geschichte, Dichtung, Bildnerei, Hofart, Fest und Gebrauch erschien in teutscher Gestalt und Sprache. Nicht allein Ritter und Edle, die Hutten, Sickingen, Frundsberg, auch die teutschen Fürsten selbst waren stolz, sich durch National-Tugenden auszuzeichnen. Da herrschten fast zusammen Berthold der Kluge und nach ihm Albert der Kunstfreund in Mainz, Johann der Gelehrte in Worms, Friedrich der Weise in Sachsen, Philipp der Gutmüthige in der Rheinpfalz, Georg der Reiche in Baiern, Philipp der Großmüthige in Hessen, Albert der Streitbare in Brandenburg, Eberhard der Bärtige in Würtemberg; und über ihnen der biedere Max im ganzen Reiche, welcher sich selbst den weisen König und die Gefährlichkeiten und Geschichte des löblichen, streitbaren und

hochberühmten Helden und Ritters Theuerdank als Muster vorgeschrieben hatte. [1]

Nach einer solchen Anlage hätten sich die Volkstugenden schön entfalten, die Verfassung verbessern und die Nationalkraft gegen außen bewähren müssen; allein zum Unglück erbten jetzt die mächtigsten Fürsten noch auswärtige Reiche, und die Volkslehrer entzweieten sich in religiösen Bekenntnissen. Dadurch wurde der Gemeingeist des Volks und der Fürsten von dem Innern und Heimischen, nach dem Aeußern und Fremden gewendet. Das Reich wurde bald in zwei, bald mehrere Parteien getheilt, welche mehr dem Italiener, Spanier, Franzosen und Türken hold waren, als sich selbst. Die weltlichen Fürsten wollten die geistlichen erdrücken, und beide den Kaiser selbst. Die teutschen Länder waren mit fremden Truppen und Landsknechten überschwemmt, welche das Volk beraubten und die Kriege unterhielten. An den Höfen führte man fremde Sitten und welsche Staatslist ein. Statt der alten rechtlichen Kanzler leiteten jetzt pfiffige Minister die Geschäfte; statt der Landwehr oder des Heerschildes sah man eine Armada und Bataillone, und statt des Kurvereins oder Hanseebündnisses eine von Außen geleitete Union oder eine Santa Ligua; fremde Sünden, Laster, Gesetze und Krankheiten traten an die Stelle der alten Frommheit, Ehrlichkeit, Biederkeit und Vaterlandsliebe; und wie sonst große Fürsten oder Minnesänger einen weisen König, oder einen Ehrenspiegel vor Augen hatten, so studirten sie jetzt

1. Max soll den weisen Kunig und den Theuerdank selbst geschrieben haben.

einen machiavellistischen Prinzen und einen Schandspiegel hergelaufener Gauckler.

Gegen diese Abartung und Unklugheit sind die teutschen Fürsten von den patriotischen Erzkanzlern des Reich frühe genug und zu rechter Zeit gewarnt worden. Wir haben schon Seite 356 die kräftigen und prophetischen Worte angeführt, womit der Erzkanzler und Kurfürst von Mainz, Berthold, auf dem Reichstage zu Worms seine Mitstände zur Einigkeit und einer gesetzlichen Verfassung bewog. Noch viel deutlicher ließ der patriotische Erzkanzler und Kurfürst von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, durch seinen Minister von Böneburg die Lage des Reichs schildern: »Die Angelegenheiten unseres Vaterlan»des sind heut zu Tage gerade die verwirrtesten, indem »die meisten teutschen Reichsstände ihre Augen nur nach »dem Auslande gerichtet haben. Wir Teutsche sind die »armseligsten Leute unter der Sonne. Wir verkaufen der »fremden Herrschbegierde unser Gut und Blut. Wir »könnten nach dem Beispiele unserer Väter, oder der »klugen Schweizer, ohne Eroberungssucht, aber auch ohne »Schwäche, ruhig und zugleich gefürchtet leben: aber so »sind wir die niederträchtigen Stützen auswärtiger Kriege »und am Ende noch gar der Stoff fremder Raub- und »Theilungssucht. Es geht uns wie jenen unbesorgten »Vögeln, welche den Vogelfänger von einem benachbarten »Baume ruhig die Netze legen sehen, worin sie gefangen »werden sollen. Alle mißbrauchen die Güte des Kaisers. »Auf dem Reichstage wird nichts abgethan, und obwohl »wir die Fehler schon lange kennen, wird ihnen doch »nicht abgeholfen; zuvor haben alle Stände den Reichstag »zu befördern gesucht, nun haben sie ihn, und wissen ihn »nicht zu benutzen. Es ist ein altes Sprüchwort: Die

»Teutschen schreien nur, aber handeln nicht. Sie versäu»men jede Gelegenheit sich zu helfen, auch wenn sie sich »ihnen von selbst anbietet. Die Rathschläge von Kur»mainz werden allezeit kräftig und geschickt seyn, das Va»terland zu erhalten. Wir zweifeln auch nicht an der »Beistimmung der übrigen mächtigen Stände, wovon »jetzt allein das Heil Teutschlands abhängt. Ich sehe auch »nicht, wie man von unserer Seite oligarchische Anmaßun»gen zu befürchten habe; denn unsere ganze Gewalt würde »mit den Gesetzen zusammen fallen, worauf sie einzig »gestützt ist. Solche Gewaltthaten hat man nur von »Mächtigen zu befürchten, welche Vermögen, Zuversicht »und selbst die öffentliche Meinung zu Anmaßungen reitzt. »Wir sind zufrieden mit den Vorzügen, welche uns das »Gesetz und die alte Sitte gegeben haben. Weiter zu »schreiten gelüstet uns nicht. Wenn aber der Kurfürst »von Mainz einmal sieht, daß ihn seine Mitstände ver»lassen, und entweder durch Schwachheit, oder Unbestän»digkeit, oder Ländergierde, ihn selbst dieses Bandes ent»ledigen, so wird er sie auf eine andere Art wieder auf »den rechten Weg zu führen wissen.«

Endlich ließ der letzte Kurfürst von Mainz, Friedrich Karl, als Erzkanzler, noch Folgendes durch seinen Staatsrath, Johann von Müller, schreiben:[1] »Das eiserne Ger»manien ist vor allen Reichen vorzüglich gelegen, durch »seine sechsmalhunderttausend harte, wohl disziplinirte »Krieger, das Gebäude der Universalmonarchie unwider»stehlich aufzuführen. Eben dasselbe, mit halb so viel »Heeresmacht, welche der andern Hälfte zum Gegenge»wicht sey, kann mitten in Europa, selber frei, glücklich

1. Darstellung des Fürstenbundes.

»und stark, die Mutter des Friedens, die Grundsäule »des allgemeinen Systems, die Schutzwehre der Freiheit »und Freundin der Völker seyn. Die Wage hängt. In »jener Schale liegt, was eure Väter, o Teutsche, an »dem Römer verachtet, und an seinem Cäsar gehaßt; in »dieser, das ehrwürdige Kleinod eurer biederen Voreltern: »die durch so mancher Helden Blut im Laufe achtzehn stürmischer Jahrhunderte gegründete, behauptete, befestigte, »germanische Freiheit und Reichsverfassung.« So ließ Friedrich Karl schreiben, als er das Reich von dem Kaiser gefährdet zu seyn glaubte; aber er stand auch mit seinen Truppen und seinem Landsturm unter den Fürsten der letzte bei dem Kaiser, und focht bis zu Ende für die Erhaltung des Reichs. Statt von der teutschen Nation dafür belohnt zu werden, mußte er zusehen, wie man ihn, als wenn Patriotismus in Teutschland Verbrechen wäre, durch einen Reichsdeputationsschluß seiner schönsten Provinzen beraubte. So starb er, fast des Lebens müde, unter den Trümmern seines Kurstaates und der alten Verfassung, als ein Opfer seiner Pflicht. [1]

Dieses sind die germanischen und ächtteutschen Staatsgrundsätze, welche ich in meinen größern Werken ausführlicher dargestellt und entwickelt habe. Ich kann das Studium jener, sowohl Ministern als Gelehrten nicht genug anrühmen. Es spricht sich darin vom Kleinsten bis zum Größten, vom Niedrigsten bis zum Höchsten, ein so natürlicher, konsequenter Geist von bürgerlicher und Weltordnung aus, daß man mit Montesquieu kühn behaupten kann: Die menschliche Vernunft habe für den gesellschaft-

1. Davon mehr in den folgenden Theilen.

lichen Verein noch nichts besseres erdenken können.[1] Hätte Napoleon, als ihm Sieg und Glück die Gewalt über Europa in die Hände gegeben hatte, diesen germanischen Geist mehr beherzigt, er würde sich nicht den Haß der Völker und seinen Sturz zugezogen haben,[2] oder hätten vielmehr die teutschen Fürsten diesen rechtlichen Geist ihrer Altvodern mehr geehrt, und sich nicht durch den gefährlichen Köder der frommen Stiftungen verführen lassen, sie würden das Unglück und die Demüthigung nicht über sich und ihre Nation herbei geführt haben, zu deren Abwerfung sie jetzt ihr Gut und Blut verschwenden mußten.[3]

Die kritisch-teutsche Philosophie hat seit einigen Jahren vieles wieder in der Vernunft bewährt gefunden, was unsere Väter weislich angeordnet, unsere muthwillig aufgeklärten Buben aber so lange zerstört haben, bis sie von den Bären gefressen wurden; und ich hoffe, daß eben diese Philosophie mit der Zeit noch an eben diesen Anordnungen unserer Väter das gesellschaftliche Ideal wieder

1. Et bientôt la liberté civile du peuple, les prérogatives de la noblesse et du clergé, la puissance des rois se trouvèrent dans un tel concert, que je ne crois pas, qu'il y ait eu sur la terre de gouvernement si bien tempéré, que le fut celui de chaque partie de l'Europe dans ce tems, qu'il y subsista. Et il est admirable, que la corruption du gouvernement d'un peuple conquérant ait formé la meilleure espèce de gouvernement, que les hommes aient pu imaginer. (Esprit des loix. Liv. XI. chap. VIII.)

2. Siehe Staatsrelationen Band VII. Seite 126. — Napoleons höchstes Interesse.

3. Die teutsche Nation und ihre Schicksale.

finden werde, was sie bisher in Plato's Republik und Harrington's Oceana vergeblich gesucht hatten.

Wir wollen nun die alte Zeit, wie einen ehrwürdigen Ruin im Morgennebel, verschwinden lassen, und sehen, was dann die neue Zeit hervorgebracht hat.

Nachdem also für das ganze Reich ein oberstes Gericht und eine höchste Verwaltung angeordnet und nach deren Muster in einem jeden rheinischen Lande eine ähnliche Anstalt eingerichtet war, dachte man darauf, daß sowohl das ganze Reich, als auch jeder einzelne Staat zu diesen neuen Anstalten tüchtige Räthe und Geschäftsleute haben möge. Dem zu folge wurden von den rheinischen Fürsten und Städten hohe Schulen oder Universitäten gestiftet, worin geistliche und weltliche Lehrer, erfahrne Rechtsgelehrte und geschickte Aerzte, gebildet werden sollten. Zu Basel, Freibnrg, Straßburg Heidelberg, Mainz, Trier und Cölln blühten längs dem Rheine hin Schulen, woraus die berühmtesten Gelehrten und Geschäftsleute Teutschlands hervorgegangen sind.

Auch die untern Volksschulen und sogenannten Gymnasien wurden entweder gegründet oder verbessert. In einem jeden beträchtlichen Dorfe mußte der Pfarrer mit seinem Küster, welcher jetzt zugleich Schulmeister war, Unterricht in der Religion, im Lesen, Schreiben, und Rechnen ertheilen. Die Stadtschulen wurden von den Stifts- und Pfarrkirchen unterhalten, sie standen daher ihren Einkünften und Zwecken gemäß, schon eine Stufe höher, als die Landschulen. Aber die hauptsächlichste Bildung sowohl in Charakter als zu ihren künftigen Bestimmungen erhielten die Kinder durch die Gewerbe ihrer Eltern und den durchaus konsequenten Geist der Zeit. Ich halte die Vielseitigkeit und den Widerspruch unserer jetzigen Volksbildung für

ein großes Gebrechen unserer Zeiten. Das Kind, was zu einem bestimmten Zwecke, sey er moralisch, oder bürgerlich oder gewerblich, gebildet werden soll, muß sowohl im Hause, als in der Schule und der Welt, die nämliche und eine durchaus konsequente Richtung erhalten. Wenn es nun, wie es jetzt so häufig der Fall ist, in seinem elterlichen Hause ganz andere Lehren und Beispiele findet, als in der Schule oder der großen Welt; so kommt es mit sich selbst in Widerspruch. Es trauet weder seinen Eltern, noch seinen Lehrern, noch seiner Obrigkeit mehr. Es wird ihre Worte entweder vergessen oder verachten, und sich am Ende vom Strudel der Sitten- und Charakterlosigkeit hinreißen lassen, ohne weder für sein Haus, noch für sein Amt, noch für die Welt zu taugen. Was kann auch aus einem Kinde werden, wenn es die religiösen Gebräuche und Lehren, welche ihm am Morgen in der Kirche als göttliche Anstalten zur Verehrung vorgestellt wurden, am Abend im Theater lächerlich machen hört; oder wenn es, nachdem man ihm in der Schule nach dem strengen kathegorischen Imperativ Sittsamkeit, Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Uneigennützigkeit eindemonstrirt hat, alsdann zu Haus oder in den Gesellschaften die auffallendsten Beispiele von Unverschämtheit, Fresserei, Betrug und Gewinnsucht sieht; oder wenn dem Knaben das schwere Handwerk seines Vaters, dem Mädchen die rauchige Küche seiner Mutter, entweder durch weichliche Romane ekelhaft, oder durch die Spöttereien auf seinen Stand verächtlich gemacht werden. Ganz anders gingen die Pädagogen zu Werk, welche gegen das fünfzehnte Jahrhundert Schulen und Universitäten gründeten. Für jede Klasse des Volks und ihrer eignen Bestimmung und Beschäftigung hatten sie die Schulen eingerichtet. Bei den

untern Stadt- und Landschulen galt ihnen die positive Religionslehre statt aller künstlichen Moral; Lesen, Schreiben und Rechnen, statt alles wissenschaftlichen Unterrichts.[1] Der gesunde Mutterverstand der Kinder sollte in der lebendigen Welt, ihr moralisches Gefühl durch Beispiel und Uebung gebildet werden. Daher wurde der Knabe aus der Schule gleich in die Werkstätte oder an den Pflug seines Vaters, das Mädchen an den Nähtisch oder in die Küche seiner Mutter gethan, um da Hand anzulegen und das durch Uebung zu erlernen, was eine geschraubte Wortlehre nicht ersetzen konnte. Auch zum bürgerlichen Leben wurde der junge Bauer oder Handwerker in den Raths- und Gerichtsstuben, bei der Landwehre oder durch Freischießen gebildet. Daher finden wir zu der Zeit sowohl in Städten als auf dem Lande Männer, geübt und erfinderisch in ihren Gewerben, weise oder klug in der Verwaltung, kühn und tapfer in den Schlachten, und selbst auf dem Blutgerüste noch für ihr undankbares Vaterland betend. Dahin stelle ich in Künsten und Erfindungen die von Eik, Guttenberg, Schöfer, Grünewald, Klapperbach[2] und Steinbach; in Staatsverwaltung die Reding, Waldmann, Kuchenbäcker, Staufacher und Arnold von Thurn; in Schlachten und sonstigen Nöthen die Tell, Niklas von der Flühe, Liebezeller und Michel Mort ꝛc. Lau-

1. Ich erinnere mich noch, daß ich Bauern-Weiber und Mädchen blos mit Strichen und Kreuzzeichen so geschwind rechnen sahe, als wären sie aus der pestalozzischen Schule gekommen.

2. Ein sehr geschickter Glocken- und Metallgießer von Mainz. Noch steht auf seinen kunstreichen Werken: Christian Klapperbach goß mich zu Menz.

ter Männer vom Bauern- und Handwerksstande, welche auch den schönsten Zeiten der griechischen oder römischen Republiken Ehre gemacht haben würden.

Die sogenannten Gymnasien, deren zu der Zeit fast in allen großen und kleinen Städten am Rheine errichtet wurden, erhielten durch die sogenannte Humaniora eine höhere Richtung. Grammatik, Arithmetik, Rhetorik, Poesie und Geschichte, alles verbunden mit dem Studium der griechischen und lateinischen Klassikern, waren die Gegenstände ihres Unterrichts. In diesen Schulen sind die Celtes, Hutten, Melanchthon und Erasmus gebildet worden, welche in Schreibart und Witz mit den Griechen und Römern wetteiferten. Freilich wurde durch diese klassischen Studien die teutsche Muttersprache versäumt; dagegen wurde auch, da alles, was gelehrt war, lateinisch schrieb, auf der einen Seite jene unzeitige Schmiererei verhütet, womit wir jetzt geplagt werden, auf der andern ein allgemeines Verkehr unter allen Gelehrten in Europa erhalten. Die Gymnasien waren nur die Vorbereitung zu den Universitäten. Letztere wurden endlich durch die Eintheilung in die vier Fakultäten, der Theologie, Jurisprudenz, Medizin und freien Künste als Vollendung der bürgerlichen Bildung angesehen.

Zu diesen besondern Lehranstalten legte man noch allgemeine Gesellschaften an, welche durch eine freie Untersuchung den Wissenschaften und Künsten neuen Betrieb geben sollten; und die geistlichen Fürsten am Rheine, Johann von Worms, Albert von Mainz, Johann I. von Trier, Hermann von Cölln, wurden ihre Beförderer und Beschützer. Unter diesen hat sich vorzüglich jene von Heidelberg ausgezeichnet, welche Philipp, Kurfürst von der Pfalz, auf Antrieb Johannes von Dahlberg,

Fürst-Bischofs zu Worms, gestiftet hatte. Dieser bediente sich dabei des berühmten Konrad Celtes, welcher schon ähnliche Versuche gemacht hatte, und so traten in Heidelberg zusammen folgende große und berühmte Männer teutscher Nation: Konrad Celtes, durch seine litterarischen Werke und Gedichte zugleich berühmt; Heinrich von Bünau, sächsischer Gesandter; Eitelwolf von Stein, Kur-Mainzischer Minister; Wilibald Pirkheimer, Nürnbergs edler Patrizier; der große Geschichtschreiber und Theosoph Johannes von Trithem; der berühmte Philolog Reuchlin; der Philosoph Cornelius Agrippa; der feine Mathematiker Johann Stab; der vielwissende Johann Vigilius oder Wächter, und andere gute Köpfe, als: Johann Werner, Martin Pollich, Johann Lateran, Heinrich Gröninger, Sebastinn Brand, Johann Toloph und der bescheidene Theodor von Pleuingen. Ihnen folgten bald Melanchthon, Hutten, Erasmus und andere fern leuchtende Gestirne.

Der Zweck dieses rheinischen Museums war: Cultur und Licht zu verbreiten, Künste und Wissenschaften zu befördern und den Gemeingeist zu erheben. Ihre Arbeiten waren eben so glänzend, als ihre Tagesordnung und Gestaltung zweckmäßig. Den heitern Morgen benutzten sie zum Studium der Philosophie, der Rechtsgelehrsamkeit, der Physik, der Staatskunst und Geschichte. Dazu diente ihnen das Ablesen der griechischen, lateinischen und hebräischen Classiker. Bei der Dämmerung des Abends, wo Einbildung und Gemüth die Gegenstände mit einem mystischen Schleier umweben, riefen sie die Musen und schönen Künste in ihre Versammlungen. Da wurden Gedichte vorgelesen, Musik aufgeführt, Gemälde aufgestellt,

ja sogar getanzt, und an diesen Versammlungen durfte auch das schöne Geschlecht Theil nehmen. Die Nacht zog ihren Geist von der Erde weg gegen den Sternhimmel, und in das Gebiet der Ewigkeit und Unermeßlichkeit. Sie gingen auf Thürme und Anhöhen, um den Lauf der Sterne zu beobachten. Wenn die Sinnlichkeit in Dunkel und Nacht zurück tritt, erhebt sich der Geist zum Himmel. Astronomie und Theosophie waren die nächtlichen Beschäftigungen dieses rheinischen Museums.

Neben den Gesellschaften, welche zum Betrieb der ernstern Wissenschaften gestiftet waren, erhoben sich auch am Rhein hinab die Schulen der Maler und Meistersänger. Es war freilich ein großer Nachtheil für die vaterländische Dichtkunst, daß jetzt die meisten Gelehrten und Dichter sich der lateinischen Sprache bedienten; [1] demohngeachtet finden wir sowohl in den Chroniken als Gesangbüchern dieser Zeit Stellen, welche den jetzigen teutschen Schriftstellern noch als Muster dienen könnten. Wir haben bereits bei der Geschichte Karls des Großen die Ursachen und Bestrebungen angegeben, wodurch die teutsche Sprache verbessert, aber auch wieder vernachläßiget wurde. Durch die Anarchie, welche nach dem Tode dieses großen Kaisers Teutschland verwüstete, litten alle Künste und Wissenschaften, und der gelehrte Unterricht war, außer den Klöstern, ganz aus der Uebung gekommen. Dagegen hielt sich aber das teutsche Volk desto fester an seiner Muttersprache, als worin es seine natürlichsten und nöthigsten Bedürfnisse, Gefühle und Verrichtungen ausdrücken konnte. Gegen das dreizehnte Jahrhundert vergaß man daher im gemeinen Gebrauche oder auch in Geschäften die lateinische Sprache, und bediente

1. Celtes, Hutten, Reuchlin, Erasmus 2c.

sich sowohl in Briefen als Urkunden der teutschen. Diese wurde durch den rheinischen Städtebund von neuem gebildet und geübt. Da die Verhandlungen dieser kleinen Republiken vom Volke ausgingen oder auf das Volk zurückwirken sollten, so mußten alle die guten Köpfe, welche auf dasselbe Einfluß haben wollten, sich in der Muttersprache üben. Die Pfarrer und Volkshäupter beflissen sich einer eindringenden Beredsamkeit auf Lehr- und Rathsstühlen; die Bürgermeister und Rathsherren eines deutlichen Ausdrucks in Gesetzen und Verordnungen, die Chronik- und Geschichtschreiber einer faßlichen Schreibart, und die Dichter eines schönen und lieblichen Reimens. Fürsten und Volk wollten sowohl bei dem Gottesdienste als bei Lustbarkeiten von ihren Thaten und Gefühlen singen hören. So bildeten sich endlich jene Minne- und Meistersänger-Zünfte, welche mehr zur Ründung und zum Wohlklange der teutschen Sprache beigetragen haben, als Karls des Großen und Ottfrieds vorübergehende Bestrebungen.[1]

Man kann die Regierung der schwäbischen oder Hohenstaufischen Kaiser als den Zeitpunkt ansehen, wo die Minnesänger in Teutschland hervorgegangen sind. Die

1. Selbst die Nahmen der Männer uud Weiber wurden jetzt wieder in teutscher Sprache gegeben. Da durch die Taufnahmen, von den vielen fremden Heiligen entnommen, die altteutschen Nahmen Adelbert, Bruno, Poppo, Adelheit, Mathilde rc. seltener geworden waren, so legte man sich Zunahmen bei, welche bei Adlichen von ihren Stammschlössern, als Herren von Dahlberg, Hoheneck, Schönborn, Hohenfels, Eberstein rc. oder bei Gemeinen von ihrer Beschäftigung oder ihrem Handwerke genommen wurden, als Vogt, Meyer, Amtmann, Schreiber, Keller, Bauer, Schmidt, Becker, Schlosser, Maurer rc. Bei den Weibern wurde zu diesen Nahmen noch die Sylbe in gesetzt, als Müllerin, Amtmännin.

Heldenthaten der Fürsten, die Verehrung des weiblichen Geschlechts, das Streben der Städte, aber vorzüglich die Kreuzzüge brachten eine Begeisterung in den Gemüthern der Ritter und des Volkes hervor, welche jener glich, der wir die Iliade und Odyssee zu verdanken haben. Die schwäbischen Kaiser, selbst Dichter oder Beschützer derselben, versammelten bei ihren Hoflagern eine Gesellschaft von Sängern, welche ihre oder ihrer Väter-Thaten in schönen Gedichten auf die Nachwelt bringen, und durch die Reitze der Minne die rauhen Sitten des Volkes bilden sollten. Walter von der Vogelweide, Ulrich von Thürheim, Reinmar der Alte, Rudolph von Hohenems, Konrad von Würzburg und Heinrich von Mainz besangen die Wunder der Heiligen, die Thaten der Helden und die Gewalt der Minne in niedlichen teutschen Reimen, und erfanden, um der Sprache mehr Wohllaut zu geben, eigene Singweisen.

Wie lieblich und zart die Minnelieder schon zu der Zeit aus dem Munde der Sänger flossen, kann man an folgendem sehen, welches dem Kaiser Heinrich VI. zugeschrieben wird.

Ich grüße mit Gesange die süßen,
Die ich vermeiden nicht will noch vermag,
Da ich sie von Munde recht möchte grüßen,
Ach! da ist leider so mannich Tag.
Wer nun dies Lied singe von ihr,
Der ich so unsänftlich entbihr,
Es sey Weib oder Mann, der hab' sie gegrüßet
von mir.

* * *

Mir sind die Reich' und die Land' unterthan,
Wenn ich bei der Minnlichen bin,
Doch wenn ich soll scheiden von dann,
Ist all mein Gewalt und mein Reichthum dahin.
Da taug ich weder dem Weib noch dem Manne
Und mir wäre besser zu Acht und zu Banne.

* * *

Seit ich sie nun so herzlichen minne,
Und ohne Wank z' allen Zeiten trage,
Beides im Herzen und auch im Sinne,
Unterweilen mit viel mannicher Klage.
Was giebt dafür die Minne zu Lohne?
Da bietet sie mir's so recht schone,
Eh' ich mich ihrer entzieh', entzieh' ich mich eher der Krone.

Unter den Minnesängern zeichnete sich vorzüglich Heinrich von Mainz aus, welcher in dieser Stadt auch eine eigene Meistersänger-Zunft stiftete, dergleichen bald in allen rheinischen und schwäbischen Städten nachgebildet wurden. »Um diese Zeit,« sagt Spangenberg, »hat gelebt Heinrich, ein künstlicher und zugleich auch »lieblicher Meistersänger, soll nach etlicher Meinung ein »Doctor Theologiae gewesen seyn. Hat alle seine Lie»der, die er gemacht, zu Lob und Ruhm des weiblichen »Geschlechtes gerichtet, daher er auch den Nahmen be»kommen, daß er Doctor Frauenlob genannt worden, »welcher Lieder man noch etliche hat, als eines, so sich »anfahet: Ich bin genannt der Frauenlob zu »dieser Zeit rc. rc. und ist gestellt wider einen, so der »Jungfrauen Stand dem ehelichen Stande vorgezogen hat. »Sonderlich hat er von der Jungfrau Maria, der Mut-

»ter des Herrn Christi, etliche Lieder zusammengesetzt, die »man unser Frauen Lied geheißen, wie Magister Al»bertus von Straßburg in seiner Chronik gedenket. Er »hat den Zogton erfunden. Anno 1317, ist er zu Menz, »da er sich sonst gehalten, gestorben, und an St. An»dreasabend daselbst in der Dhomkirch im Umgang bei »dem Wendelstein ehrlich begraben worden. Und haben »ihn etliche Matronen aus seiner Herberg oder Wohnung »zu Grabe getragen, mit vielen Tränen und Weinen, »und haben darnach alsbald so viel Weins in und auf »sein Grab nachgegossen, daß es ums Grab von Weine »geschwummen, wie sie ihm dann auch oftmals noch bei »seinem Leben den Wein verehret haben.«

Es wird nicht unzweckmäßig seyn, wenn ich dieser Stelle Spangenbergs folgende Reimen beifüge, welche sowohl die Art als die Entstehung der Meistersänger-Zünfte erklären mag.

In der Feilweiß Friedrich Fukners, Tuchscherers, Bürgers in Straßburg.

Ach die gantze heilig Schrift
Durchaus an vielen Orten,
Herrlich mit dem Gesang zutrifft,
Reichlich von Lehr und Worten,
Mancher sich heut
Verwundert weit,
Wo Gesang ist herkommen,
Aus mancher Statt
Sein Ursprung hat,
Und wer es hat besunnen.
Erstlich in dem Teutschland
Fing an das Meister-Singen,

Man zehlt neunhundert Jahr zu Hand,
Zweiundsechzig der Dingen,
Der Erste Otto [1]
Kaiser war so,
Und thät das Reich erhalten,
Leo der Acht,
Das Pabstthum thät verwalten. *
Da erweckt Gott durch Gnad sein Cron,
Zwölff Mann in hoher teutscher Sprach,
Doch keiner da thät wissen
Von den Anderen; machten hernach
Viel Thön löblich geflissen,
Schön zugericht,
Daß es weit thät erschallen.
Erstlich, wollt es
Auch des Pabstes
Anhang gar nicht gefallen. *

In der Preißweiß, Melchior Christoph, Bürgers und Beckers in Straßburg.

Verklagten die
Zwölff Mann für dem
Kaiser bequem,
Und als Ketzer sie schänden,
In den Ban sie erkennten.
Den Kaiser thäts bewegen, *
Der meint allhie,
Es wär auch ein
Neu Sect unrein,
Weil sich der Hauffe mehret;
Bestimmte Zeit ankehret,

1. Sollte Friedrich I. heißen.

Ein Tag den thät man legen, *
Gen Pavia auf die Schul teichlich,
Dahin sie sollen kommen gleichlich.
Die zwölff Mann all
Kamen zumal
Gen Pavia
Klüglich allda:
Der Erste hieß sanfftmüthig,
Heinrich Frauenlob gütig,
Zu Maintz saß er im Segen. *

In der zarten Buchstabenweiß, Martin Häschers, Schriftgießers in Straßburg.

Der Ander endlich
Hieß in dem Ring
Heinrich Mügling,
Die zween waren verständlich,
Doctores der Schrifft, ich euch sing. *
Nun der Dritte löblich
Hieß Klingsohr da.
Der Vierte ja
Hieß der Starck Pop nicht gröblich,
Zween Magistri, die dichteten Bar. *
Von den sieben freien Künsten gar.
Der Fünfft Herr Walter hieß,
War ein Landherr aus Böhmen gewiß,
Von der Vogelweid war
Schön. Der Sechste künftig,
Derselb war ein
Ritter kühn und vernünftig,
Der ein Landsaß, Wolfgang Röhn. *

In der geschwinden Pflugweiß, Paulus Fischers, eines Kürschners in Straßburg.

Der Siebend hieß und war von Adel,
Ludwig Marner, der Kunst ohne Tadel,
Schämt sich derselben gar nicht.
Der Acht zu Maintz saß, war ein Schmid,
Hieß mit Nahmen Barthel Regenbogen,
Hat die Kunst lieb, war ihr gewogen. *
Der Neunt war von Zwickau bürtig,
In Meißenland, hieß Römer würdig,
Macht löblich Thön und schöne Bar.
Der Zehend auch von Würzburg war,
Hier Conrad Geiger holdselig,
Diese Kunst lag ihn an gefällig. *
Der Eilfft mit Nahmen hieß der Cantzler,
In der Steyermark darin saß er,
Ein Fischer seines Handwerks füglich,
Dicht schöne Bar und Lieder täglich.
Der Zwölfft, der Alte Steffan hieß,
War viel Jahr ein Seiler gewiß,
Welcher viel Thön componirt,
Auch sein Gesang lüstig schön ziert. *

In der hohen fröhlichen Lobeweiß, Herrn Hans Berchlers, Gastgebers zum Geist in Straßburg.

Die zwölff Mann gen Pavia kamen
Auf des Kaisers Gebot,
Waren mancherlei Art und Stammen,
Hocherleuchtet von Gott;
Trieben kein Spott,
Aus der Kunst hie mit Nahmen. *

Es kam auch bald gen Paris mächtig
Kaiserliche Majestät,
Viel Doctores, Magister prächtig,
Darzu auch sein Rath
Versammeln that
Viel Gelehrten bedächtig. *
Deßgleichen des Pabstes Legaten,
Von Rom hinzugethan,
Zu diesem Hader traten,
Sollten verwalten schon
Von Pabst die Sach fleissiglich,
Die Zwölff wurden verhört von allen
Punkten, Zahl, Maß und Wort,
Auf die Schul mußten sie
Man that ihnen an den Orth,
Fleißig hinfort,
Aufmercken mit Gefallen. *

In der harten Felderweiß, Veit Fischers, Schlossers in Straßburg.

Der Kaiser und die Herren sein,
Lobten gleich die zwölff Meister,
Sagten ihn' Ehr, Lob und Preiß fein,
Weil sie kein Rotten-Geister,
Und kein neu Secten brachten auf Erd.
Als nun Pabst Leo vernam wehrt, *
Daß solch Meisterlieder und Thön
Gott nicht waren zuwider,
Erlaubt ers einem jeden schön
In der Welt hoch und nieder;
Sunderlich die Teutschen er vermahnt,
Weil Gott die Kunst ihnen macht bekannt,

Sollten sie die ausbreiten sehr,
Und ihm singen Lob, Preiß und Ehr.
So lang hat Gott erhalten,
Solches schönes Meister-Gesang,
Wol über die sechshundert
Und etlich Jahr mit gutem Klang,
Mancher sich drob verwundert,
Daß die Kunst ist so alt fürwahr,
Man thut von Tag zu Tag sich gar
Drin sterken und fortwalten.

In der stumpfen Schoßweis, Hans Möllers, Schlossers in Straßburg.

Nach solcher Zeit bekannt,
Fanden sich in Teutschland
Zwölff Meister klug,
Mit Fug,
Sassen im Reich
Zu Nürnberg hört eben.
Von welchen Hans Sachs schon,
Gedicht im neuen Thon;
Darinnen bewehrt.
Erklärt,
Ihr Nahmen gleich
Und ihr Stand darneben.
Darin sie damals waren fein.
Sie übten sich der Kunst rein
Gemein,
Thäten löblich Thön machen,
Dichten viel schöne Bar,
Ihnen angelegen war

Meister-Gesang,
Mit Klang,
Ganz inniglich
In allen feinen Sachen.

Mit den Liedern verbesserte sich auch der Gesang. Es ist gewiß, daß die weltliche von der geistlichen oder Kirchenmusik hervorgegangen ist; denn obwohl man selbst unter wilden Völkern schon eine Art von Liedern und Singweisen antrifft, so wurde doch jederzeit die Musik durch die Religion gebildet. Im mittleren Zeitalter bestand der Kirchengesang in dem sogenannten Choral, welcher nach den Vorschriften der heiligen Kirchenväter Ambrosius und Gregorius meistens auf lateinische Lieder und die Psalmen gesetzt war. Er wurde deswegen auch der ambrosianische oder gregorianische Gesang genannt. Wir haben noch von dem alten Choral, welcher schon zu Karls des Großen Zeiten in den Kirchen eingeführt gewesen seyn soll, einige Stücke übrig. Von den meisten zu der Zeit üblichen Singweisen kann man den Ursprung nicht mit Gewißheit angeben; sie theilten sich in erhabene, freudige, traurige und lieblich-kindliche Arten ab. Unter die ersteren zähle ich das Te Deum laudamus; unter die zweite das Venite exultemus Domino etc.; unter die dritte das Miserere und Stabat mater; unter die vierte endlich: Veni pater pauperum und das Salutis humanae sator. Die sogenannte Passion oder Passio D. N. I. C. ist eine Art von Melodrama.[1]

1. Ich werde davon im Anhange die Noten angeben.

Nach diesem Choral wurden auch die weltlichen Volkslieder gebildet; einige der letztern nahmen bei ernsthaften oder traurigen Gegenständen sogar eine geistliche Weise an; wie z. B. das Lied: Ich steh auf einem hohen Berg, und seh hinab in das Thal rc. Lustiger geht schon das Lied: Post tausend guter Jahr; Ein Jäger möcht ich seyn rc. und der Jagdgesang: Hajo! Hajo! die Jäger seyn do rc. Sehr kindlich ist das Christlied: Ein Kindelein so liebelich ist uns geboren heute rc. Einwiegend ist jenes: Heyo Popeyo, und Schlaf, Kindlein schlaf, dein' Mutter hüt die Schaf rc. Toll und fast rasend sind die Fastnachtslieder: Heut ist Fastnacht, habele, habele, hane rc.[1] und: Da droben steht ein Wirthshaus rc. Bald führten die Minnesänger für jede Gattung von Gesang auch ein verschiedenes Silbenmaß ein; z. B. die Zog-Frosch-Lobeweise rc. und so unterstützten Dicht- und Tonkunst einander wechselseitig.

Die bildenden Künste hatten in Teutschland eine vorzüglich eigene Art angenommen. Da der Künstler in unserm Vaterlande wenige Gestaltung von den Griechen und Römern fand, und auch das wenige, was von diesen alten Völkern noch übrig war, fast ganz zertrümmert lag, so blieb ihm kein anderes Vorbild, als die Natur und das Ideal, was Liebe und die christliche Religion in seinem Herzen gebildet hatte. Er nahm daher zu seinen gemeinen oder häuslichen Gebäuden die Hütte des Feldes, und zu seinen öffentlichen oder kirchlichen die heiligen Hayne seiner ehemaligen Wälder zum Muster. Nach ersterem finden wir das bürgerliche Haus mit vier Wänden, viereckigen oder runden Fenstern, und dem zugespitzten

1. Ave Appollonia.

Dache gestaltet; die Burg thürmte sich zackig, wie die Felsenmassen, woran sie erbauet wurde, in die Höhe, und die Kirche oder der Dom glich einem versteinerten heiligen Haine. Die Originalität in teutschen Gebäuden am Rheine verlor sich aber, als viele Baumeister mit den Werken Italiens und Frankreichs bekannt wurden. Gegen das sechszehnte und siebenzehnte Jahrhundert nahmen daher Häuser, Schlösser und Kirchen eine Form an, welche man ein Mittelding von gothischer Größe und italienischem Gleichmaße nennen kann. Die Schlösser von Heidelberg und Aschaffenburg, die sogenannte Kanzlei zu Mainz und die Schloßkirche daselbst sind noch Beispiele davon. [1]

Die Mahler und Bildhauer blieben der Natur treuer. Sie holten ihre Gestalten von den Geistlichen ihrer Kirchen, von den Ceremonien ihrer Feste, aus den Rüstkammern der Ritter, aus den Gesellschaften ihrer Weiber, und drückten denselben die Frömmigkeit, Einfalt, Lieblichkeit und den Ernst auf, den sie in ihren eigenen Gemüthsbewegungen fanden. Zu der Zeit hatten sich am Rhein berühmte Künstler hervorgethan. Holbein in Basel, Grünewald in Mainz und Aschaffenburg, Lukas von Leiden, Uffenbach in Frankfurt, und vielleicht der in der Limburger Chronik genannte Künstler in Cölln ꝛc. waren für Teutschland das was Primaticio, Mantegna, da Vinci und Perugino für Italien gewesen sind; selbst Albert Dürer, obwohl er ein Nürnberger war, hielt sich öfters am Rheine auf, und mahlte für rheinische Fürsten und Städte. [2]

1. Letztere sind jetzt abgebrochen.

2. Von ihm sind noch viele Bilder in Mainz, Frankfurt und Aschaffenburg.

Aus diesen oberrheinischen Schulen ist endlich die niederrheinische oder sogenannte niederländische hervorgegangen. Sie hat an wahrer kräftiger Darstellung der Natur, an lebhaftem Colorit, an Kühnheit der Erfindung, und an Reichthum der Zusammenstellung die der andern Völker übertroffen. In dem Landschafts-, Blumen- und Thiersache hat diese Schule alles geleistet, was man nur durch Farben hervorbringen kann; und wenn auch die Geschichts- und mythischen Bilder eines Jordans, Rubens, Rembrands und van Dyks in schönen Formen und idealischem Ausdruck den italienischen nicht beikommen, so spricht daraus doch eine Wahrheit, eine Kühnheit und eine Biederkeit, die jeden, der sie besieht, hinreißt. Einige Bilder von Rubens und van Dyk erhoben sich schon zu jenen Idealen, welche wir an den italienischen Schulen bewundern. Ich wollte daher behaupten, daß wenn diese niederrheinische Schule auf dem Wege der oberrheinischen fortgegangen, und mit dem Ausdruck zugleich die Richtigkeit der Zeichnung, die Schönheit der Formen und die Lebendigkeit des Farbenspiels verbunden hätte, sie zu jenem Ideale gekommen wäre, wovon wir schon die ersten Spuren in den Bildern Albrecht Dürers, Grünewalds, Holbeins, Metsys, Hemelinks und van Dyks antreffen. Von vielen vortrefflichen Bildern dieser Zeit kennen wir nicht einmal die Meister mehr; ein deutlicher Beweis, daß sie, wie jener Baumeister des Doms von Cölln, mehr der Kunst als der Belohnung bedacht waren.

Mit dem Betrieb der Künste und Wissenschaften ging der Betrieb des Handels in gleichem Schritte. Bisher haben die rheinischen und schwäbischen Städte vermittelst des Rheins und der Donau die Waaren von Osten nach

Westen, von Süden nach Norden gebracht. Basel, Freiburg, Straßburg, Mainz, Frankfurt und Cölln waren die Niederlagen, von welchen aus die Gegenden umher weit und breit mit allen Bedürfnissen des menschlichen Lebens versehen wurden.[1] Jetzt aber wurden ganz neue Welttheile entdeckt und die Schiffahrt durch die Erfindung des Kompasses über alle Meere verbreitet. Da blieb freilich der Rhein noch der große Kanal, welcher den Süden an den Norden bindet; aber das Verkehr darauf erhielt durch die bei seiner Quelle und seinem Ausflusse entstandenen Handelsstaaten[2] ein neues Leben und eine Verbreitung in alle Welttheile. Um dieses große Verkehr auch im Einzelnen zu befördern, haben die rheinischen Kurfürsten mehrere Zusammenkünfte zu Rense, zu Lahnstein und zu Coblenz gehalten, wobei sie auf die Verbesserung des Münzwesens bedacht waren, und die schlechten Münzen der kleinern Herren am Rhein außer Lauf zu bringen suchten. Die alten Teutschen kannten nämlich kein anderes Geld als Vieh, womit sie auch bei den Richtersprüchen und Weisthümern Wehr und Frieden bezahlen mußten. Unter der fränkischen Monarchie richtete man sich noch nach den römischen Münzsorten. Man münzte nach Pfunden und dem Gewichte an Gold oder Silber. Als die Fürsten und Städte mit der Landeshoheit auch das Münzrecht erhalten hatten, wurden die Münzen fast willkührlich und selten geschlagen. Es ist daher schwer, von diesen Zeiten her noch ein Gepräge in den häufigen Münzsammlungen am Rheine zu finden. Erst nachdem durch die luxemburgische Partei die rheinischen Kurfürsten ein großes

1. Siehe das Ende des ersten Theils.

2. In Italien, der Schweiz und den Niederlanden.

Gewicht im Reiche erhalten hatten, kamen heilsame Verordnungen über das Münzwesen zu Stande. So finden wir in den Urkundensammlungen bei Würdwein und Hontheim [1] sowohl Verträge unter diesen Kurfürsten, als auch von den Kaisern selbst ergangene Verordnungen, worin die schlechten Münzen der kleinen Fürsten geahndet, ordentliche Münzmeister und Wardeine angesetzt, und die verschiedenen Münzsorten, als Thaler, Gulden, Goldgulden, Turnosen, Weispfennige und Heller nach dem Gold und Silbergewichte geprüft und geschätzt wurden. [2]

Die Ausbreitung und Beförderung, welche durch solche Anstalten und Entdeckungen der Handel und der Verkehr auf dem Rheine erhalten hatte, brachte auch einen neuen Betrieb unter den Gewerben in den rheinischen Städten hervor. Nicht nur daß man in Freiburg, Straßburg, Mainz und Cölln die Arbeiten in Stein, Metall, Wollen und Leinen verbesserte; die sinnreichen Handwerker und Künstler dieser Städte kamen auch auf ganz neue Erfindungen. Zu Basel verfertigte man das Schreibpapier, von Eyck erfand am Niederrhein die Oehlmalerei, Martin Schön betrieb die Kupferstecherkunst am Oberrhein. Endlich erfand Guttenberg, ein Bürger von Mainz, die Buchdruckerkunst, welche in der Geschichte des menschlichen Geistes eine neue Epoche machte. Es ist über die Entdeckung dieses neuen Baumes der Wissenschaft des Guten und des Bösen, so viel gesagt und

1. Tom. II. Diplom. II. Prodrom. hist. trevirensis Tom. II. pag 1178.

2. Siehe hierüber das pragmatische Werk: Aphorismen aus dem Fache der Münzgesetzgebung und des Münzwesens.

geschrieben worden, daß ich es für unnöthig halte, meine eigene Ansichten darüber nachzutragen. Ich will daher das, was zwei meiner Freunde, der selige Heinse und der Herr Pfarrer Dahl, gründlich davon gesagt haben, hier einrücken.

Henchin, sagt letzterer, oder Johann Gensfleisch, genannt Guttenberg, war es, dem diese Ehre von der Vorsicht beschieden war. Ein Mainzer Edler von Geburt, noch edler aber durch Geist und Herz; erfahren in vielen mechanischen Künsten, besonders in der Goldschmiedekunst und Alchimie, dürstete sein Geist nach Erfindungen. Schon waren deren manche vorhanden, die seine Ideen erweckten, neue in ihm entwickelten, und ein dunkles Vorgefühl der neuen erhabenen Erfindung ihm gaben. Steine, so sagt man, begann er zu schleifen, in welche er Formen von Wachs abdrückte, mit Buchstaben und Sprüchen durchwebt. Bilder in Holz geschnitzt, mit Schriften vermischt, eine frühere Erfindung der Teutschen; Buchstaben in Blech geschnitten, Patronen genannt, womit man ohne Feder und Dinte gar mancherlei Schriften schreiben, und solche nach Willkühr auch verändern konnte. Dies alles und noch mehrere andere künstliche Werke flößten den Gedanken ihm ein, einzelne Buchstaben in Holz zu schneiden, sie nach Willkühr und Nothdurft zu reihen, auf Pergament und Papier mit Farbe abzudrucken, und dieses zu verdoppeln, ja vielfach auf gleiche Manier zu vermehren. Unsäglich war freilich die Mühe, welche die Ausführung ihm kostete; doch auch unaussprechlich die Freude, die seinem Gelingen entsprang. Fort und immer fort strebt nun sein Geist zum glücklichen Ziele.

Dies alles geschah zu Mainz noch vor 1430, wo sein Vater starb, und sogar noch vor 1434, in welchem Jahre

er sich nach Straßburg begab. Hier nun setzte er seine Erfindungen fort. Schon waren im Jahre 1435 dieselben viel weiter gediehen, denn Presse und Druckzeug waren fertig; die erste typographische Erfindungsperiode vollendet. Straßburg ehrte auch Guttenbergs adeliche Abkunft, Kunst und Verdienste; wiewohl noch nicht mit dem größten Verdienste desselben bekannt. Was Mainz die Alten, die Edelgebornen des Volkes, einst nannte, das waren in Straßburg die Konstaffler; und Guttenberg, aus dem Stamme der Alten in Mainz, ward Konstaffler zu Straßburg. Hier blieb er nun bis 1444 durch volle zehn Jahre. Sein Geheimniß war indeß nicht gänzlich unbekannt geblieben; gegen eine Summe Geldes vertraute er dasselbe mehreren Personen, und nahm sie zu Gehülfen und Verbündeten an. Rascher ging es nun vorwärts; mehrere Versuche stellte man an; statt der zerbrechlichen hölzernen Buchstaben wurden diese nun in Blei geschnitten, auch Presse und Farbe verbessert. Doch fehlte immer noch vieles zur Vollendung der Kunst. Man vermochte noch nicht, den Buchstaben in Reihe und Gliedern die Haltung zu geben; nur durch Drath wurden dieselben zusammen gehalten.

Das Mühsame und Kostspielige, das stets die Arbeit erschwerte und verleidete; der Eheprozeß Guttenbergs mit Enchen zu der Isernen Thüre, und dann ein neuer Prozeß mit dem Bruder eines seiner Vertrauten und Gehülfen; dies alles und vielleicht noch mehrere Ursachen brachten bei Guttenberg den Entschluß zur Reise, in die fröhliche Heimath nach Mainz zurück zu kehren. Allein gar mißmuthig, arm und verlassen kam Guttenberg ums Jahr 1445 daselbst an, von Lorenz Beildecke, seinem treuen Diener begleitet. Der Hof zum Jungen in Mainz, den

er zwei Jahre vorher schon gemiethet, ward seine nunmehrige Wohnung und Werkstatt von Neuem. [1] Die schon in Straßburg erneuerten verbesserten Versuche, mit hölzernen und bleiernen beweglichen Buchstaben zu drucken, wurden in Mainz nun fortgesetzt. Es kommen kleine Probeschriften zum Vorschein, größere folgen. Ein großes und vollständiges Werk nun zu drucken, war Guttenbergs Absicht. Dazu wählte er die Bücher der heiligen Schrift. Doch allzukostspielig für Guttenbergs verarmte Kasse fand er die Ausführung. Fremder Beistand und Hülfe waren ihm nöthig. Er fand sie bei Fusten, einem reichen Bürger in Mainz. Fust gab Vorschuß und Beistand, doch nicht ohne harte Bedingung. [2] Rasch griffen jetzt beide zum Werke; bald war die Bibel vollendet, ums Jahr 1450. Der starke Absatz derselben, denn für Handschrift verkauften sie solche, versprach nun den Künstlern reichen Gewinn, und für Guttenberg eine frohere Aussicht für künftige Zeiten. Allein kaum sah er die Sonne seines Glückes von ferne ihm leuchten, als nun trübe Wolken den Horizont verfinsterten. Zu einer Zeit, wo Guttenberg des Geldes am meisten zur Fortsetzung der Arbeit bedürftig war, forderte Fust den geleisteten Vorschuß zurück; und Guttenberg, der Zahlung nicht mächtig, mußte mit Druckzeug und Presse bezahlen.

1. Gedachter Hof zum Jungen, auf dem Barfüßerplatze, wurde von dieser Zeit an das Druckhaus genannt. Es war ein sehr großes altadeliches Gebäude, welches ein ganzes Quadrat einnahm.

2. Fust hatte dem Guttenberg 1550 Gulden zu 6 Prozent vorgeschossen, sich das Druckerwerkzeug als Pfandschaft verschreiben lassen, und die Hälfte des Profits vorbehalten! ! —

Verzweifelt war nun Guttenbergs Lage. Ohne Druckzeug und Presse, ohne Geld und Kredit, was sollte er anfangen, der edle Erfinder der edelsten Kunst? In diesem martervollen Zustande erschien ihm, gleich einem Engel des Himmels, ein tröstender und errettender Freund. Doktor Humery, so hieß der edle Mann, gab Guttenbergen neues Druckzeug und Presse, verschaffte ihm auch die Mittel von Neuem zu drucken, und Guttenberg druckte nun allein, doch still und bescheiden. Niemals gibt er als Erfinder sich an; keinem Druckwerk ertheilte er seinen Nahmen. Ein edler Charakter fürwahr, ganz des edlen Guttenbergs würdig. Kurfürst Adolph von Mainz, der zweite dieses Nahmens, entdeckte doch endlich Guttenbergs Kunst und Verdienste; er zog ihn aus dem Dunkel hervor; gab dem Dienstmann adelichen Hofdienst und Kleidung, nebst Futter und Mahl, und herkömmliche Freiheit. [1] Guttenberg druckte nun ferner nicht mehr; doch gab er sein Druckzeug seinem Gehülfen, Heinrich Bechtermünze, um damit auch ferner für sich zu drucken; und Bechtermünze druckte mit Guttenbergs Presse und Zeug zu Eltvill, auch wohl in Guttenbergs Wohnung zu Mainz, mehrere nützliche Werke.

Guttenberg genoß nicht gar lange des fürstlichen Mahles; denn schon ums Jahre 1468 war er den Weg alles Fleisches gegangen. [1] Die Kirche des heiligen Fran-

1. Guttenberg druckte noch 1459 und kam 1465 in Mainzische Hofdienste.

1. Dieses ist aus einer Urkunde klar, welche Köhler geliefert hat.

ziskus in Mainz erhielt die traurigen Reste von Guttenberg; aber kein für die Nachwelt belehrender Grabstein deckte die Gruft;[1] die Bescheidenheit, die auch im Leben ihn so rühmlich bezeichnete, ging mit ihm zu Grabe, und macht hier alles Lob für den Edlen verstummen, für den großen Erfinder, gewiß einer Pyramide von Marmor schon längstens höchst würdig. Doch lebt sein Nahme, gleich nicht in Gold auf karariſchem Marmor, oft nur zu Mausoläen der Tyrannen bestimmt, so lebt doch sein Andenken stets heilig in den Herzen aller Mainzer, ja in den Herzen aller Teutschen und aller für Kunst und Edelsinn fühlbaren Menschen.

So viel zur nöthigen Voraussetzung für die Erfindungsgeschichte der Buchdruckerkunst; jetzt aber zur Geschichte Peter Schöffers, des Miterfinders der Kunst.

Johannes Fust, Bürger und Goldschmidt in Mainz, reich schon an Gütern und Geld, doch reicher noch an habsüchtigen Plänen, sah in der Erfindung Guttenbergs

1. Eine Grabschrift, welche Adam Gelthuß zum Jungenabend (ein Verwandter Guttenbergs) dem Andenken desselben verfertigte, lautet wörtlich also: D. O. M. S. Joanni Gensfleisch artis impressoriae repertori de omni natione et lingua optime merito in nominis sui memoriam immortalem Adam Gelthus posuit. Ossa ejus in Ecclesia divi Francisci foeliciter cubant. — Letzteres beweist deutlich, daß das Denkmal nicht in der Franziskanerkirche (der vormaligen Minoriten- nachherigen Jesuitenkirche), sondern entweder in einer andern Kirche oder gar nur auf dem Papier aufgestellt gewesen, welch letzteres mir ziemlich wahrscheinlich ist, weil man bis jetzt dieses Denkmal in Mainz nicht hat entdecken können.

einen schönen Erwerbzweig für sich, den er auch ganz sich zuzueignen beschloß. Druckzeug und Presse hatte er, wie wir gehört, von Guttenberg erhalten; selbst damit zu drucken, war freilich seine Absicht, doch fehlte ihm hierzu die völlige Kenntniß und ein verständiger Gehülfe. Beides fand er bei Peter Schöffer, seinem Hauslehrer und Gehülfen in der Goldschmiede- und Gießkunst; beide scheinen sich auch mit letzterer, als ganz zweckdienlich zum Gusse der Lettern, beschäftigt zu haben. [1]

Peter Schöffer, geboren zu Gernsheim, war ein feiner, gehaltvoller Kopf, der eine feine Handschrift geschrieben, und sich, um Manuscripte zu kopiren, als Schönschreiber, Clericus, eine Zeitlang zu Paris aufhielt. [2] Schon damals mit Fusten bekannt, als dieser von Guttenberg das Geheimniß gewonnen, Bücher zu drucken, sah Schöffer der neuen Erfindungskunst aufmerksam zu. Bald hatte er die Vortheile gelernt, nach Guttenbergs Anleitung zu drucken. Kaum war also Fusten das Druckzeug eigen geworden, als dieser nun mit Schöffer zu drucken anfing. Doch Schöffers erfinderischer Geist blieb auf halbem Wege nicht stehen; gar bald sah er ein, daß vieles noch zur Vollendung der großen Erfindung zu thun sey. Das Ausschneiden der Lettern in Blei schien ihm zu mühsam, und wegen der Masse zu kostspielig; er

1. Gewiß nicht ohne Bedeutung kamen die Brustbilder Fusts und Schöffers auf eine unter Kurfürst Daniel gegossene Kanone, womit Napoleon in neuerer Zeit der Stadt Mainz ein Geschenk gemacht hat.

2. Von der Schreibkunst P. Schöffers siehe man die Kupfertafel bei Schöpflin, Nro. 7.

sann also dem glücklichern Gedanken nach, zum Ausguß der Lettern Patrizen zu schneiden und Matrizen zu schlagen. O welch eine Freude für Fust, der nun den Gewinn durch Ersparung der Masse und Zeit, und durch schönere Form der zierlich gegossenen Lettern verdoppelt sieht! Wie sollte er nun Schöffern für dieses große Verdienst nach Würde belohnen? Sey es, daß Fust an Schöffer die Neigung zur Tochter, Schöffers Elevin, gewahrte, genug, Fust glaubte jetzt, Schöffern nicht besser belohnen zu können, als durch die Hand seiner Tochter Christine. Zum Weibe gab er sie ihm, und so ward Schöffer Fustens glücklicher Tochtermann.

Mit dieser Periode erhebt sich nun auch die zweite der Erfindung des Druckes von Büchern, diejenige nämlich, wo mit beweglichen gegossenen Buchstaben Fust und Schöffer zu drucken anfingen. Es geschah ums Jahr 1456. [1] Allein die schönste der Erfindungen war noch immer nicht vollendet. Die großen Anfangsbuchstaben fehlten zum Drucke; sie wurden mit Mühe in die Bücher gemahlt, und Haltbarkeit fehlte der Schwärze. Doch auch diese erfand Schöffer sehr bald, und schnitzte selbst die großen und schönen Initialbuchstaben in Holz, welche mit den übrigen metallenen Buchstaben nun abgedruckt wurden. Abermals eine wichtige zeitersparende Kunst!

1. Bernhard hält (in seiner Ansicht, S. 9.) die Litterae Indulgent. Nicolai V de anno 1454. — Fischer aber (in der III. Lief. S. 23.) einen Donat, den er bereits in der I. Lief. S. 53. beschrieben aber irrig dem Guttenberg zugeschrieben hatte, für das erste Druckdenkmal, mit beweglichen gegossenen Lettern von Fust und Schöffer gedruckt.

So erscheint dann endlich der Psalter im Jahre 1457, gedruckt mit Fust und Schöffers Nahmen, Druckort und Wappen: das schönste typographische Werk, in vier Jahrhunderten noch von keinem andern übertroffen; ein Kunst- und Prachtwerk in der That, der schönste Beweis der durch Schöffer vollendeten Kunst.[1] Nicht viel Exemplare wurden gedruckt; die Auflage vielmehr nach zwei Jahren wiederholt. Eine neue Auflage der Bibel folgte dem Psalter, von Fust und Schöffer 1462 gestaltet. Aus List und mit Absicht waren die Nahmen der Drucker, so wie Druckort und Jahr nicht überall bemerkt. Unbekannt noch mit den Künsten des Druckes, kaufte man solche als Manuscripte sehr theuer, und zwar selbst in Paris um sechszig und mehrere Goldgulden. Bald schöpften die Mönche Verdacht; eine vollkommen ähnliche Schrift in einer Menge verkaufter Exemplare, die nicht hundert Schreiber in ihrem ganzen Leben hätten verfertigen können, mußte natürlich die Aufmerksamkeit und mit ihr alsbald auch den Neid der Mönche erwecken, welche zeither durch Abschreiben der Bücher sich manchen schönen Gulden verdienten, und denen daher eine neue ihnen verderbliche Kunst unmöglich gefällig seyn konnte. Sie setzten sich daher dem Verkaufe der Bücher nach allen Kräften entgegen, und gewiß würden sie auch durch ihre bekannte allgewaltige Kraft Fusten und Schöffern den Handel völlig gelegt haben, wäre nicht gerade um die nämliche

1. Von diesem schönen Werke lese man nähere Nachricht bei Fischer I. Lief. S. 40, bei Zapf, Würdtwein, Gerken, Denis, Mercier, Heinecke, Schellhorn, Schöpflin rc.

Zeit durch unglücklichen Zufall das Geheimniß der teufli-schen Kunst, wie die Mönche sie nannten, auswärts bekannt und überall verbreitet worden.

Bekannt ist die traurige Fehde der beiden Kurfürsten von Mainz, Adolph und Diether; bekannt die Ueberrumpelung und Einnahme der Stadt Mainz durch Adolph im Jahre 1462, und leider nur zu sehr bekannt die schreckliche Mißhandlung theils treuer, theils irregeleiteter Bürger. Des Meineids beschuldigt, des Hochverrathes angeklagt, als Missethäter gebrandmarkt, ihres Vermögens und ihrer Ehre beraubt, verließen gar viele Bewohner von Mainz diese unglückliche Stadt, und zerstreuten sich in die halbe Welt; sie lösten so das gesellschaftliche Band, welches sie als treue Bürger und Landsleute bisher so innig zusammen geknüpft hatte. Damit ward denn auch das geheimnißvolle Band der ersten typographischen Gesellschaft zerrissen.

Der Eid, welcher bis jetzt die Glieder der Gesellschaft an das Geheimniß und an die Stadt Mainz gefesselt hatte, ward durch Feuer und Schwerdt, durch die Grausamkeit der Sieger, und durch Nothdurft selbst völlig gelöst, und bald war es in ganz Teutschland, so wie in Italien und Frankreich kein Geheimniß und nichts seltenes mehr, gedruckte Bücher in Menge zu sehen. Ganz ungestört konnte nun Fust seine Bibeln und sonstige Bücher in Paris theuer oder wohlfeil verkaufen; allein zu seinem Unglück ließ er mit seinen Büchern auch sein Leben in Paris. Eine schreckliche Pest, welche im Jahre 1466 mit Wuth sich verbreitete, raffte auch ihn im Monat Julius mit weg. Sein Nahme kommt von dieser Zeit in Druckschriften nicht weiter mehr vor. Im Jahre 1467 folgt

bereits schon ein Buch mit Schöffers Unterschrift allein. [1] Nach Fustens, des Schwiegervaters Tod, druckte Peter Schöffer für sich und allein, manch schönes und nützliches Werk [2] in seinem eigenen Hause zu Mainz, das Druckhaus genannt. [3] Durch Fusts ererbtes Vermögen, und mehr noch durch Fleiß und Verdienst, denn mit Büchern handelte er im In- und Auslande, ward Schöffer ein reicher, ansehnlicher Bürger in Mainz, und wahrscheinlich auch später noch Assessor des weltlichen Gerichts daselbst. [4] Mitunter machte er auch Reisen ins Ausland, um daselbst mit Büchern zu handeln. So war er im Jahre 1471

1. Das erste von Peter Schöffer allein gedruckte Buch ist: Thome de Aquino secunda secunde, in Fol. Max.

2. Man hat bereits bis 70 Werke aufgefunden, welche durch Peter Schöffers Presse gedruckt worden; doch ist es mit den letztern, welche kurz vor oder nach 1500 vorkommen, noch zweifelhaft, ob sie von ihm oder seinem gleichgenannten Tochtermann herrühren, wie wir noch hören werden.

3. Dieses ist nicht jenes Druckhaus, wovon Trithem. in Ann. Hirs. T. II. p. 422. edit. S. Gall. spricht, und wovon auch ich oben schon geredet habe; sondern es ist dieses das Wohnhaus Peter Schöffers, welches derselbe im Jahr 1477 von der Wittwe Conrads zum Korbe erkauft, und darin seine Druckerei eingerichtet hatte. Dieses Haus wurde in der Folge aber von Schöffers Erben wieder verkauft, nachdem vorher schon die Druckerei in das Haus zum Humbracht verlegt worden war, welches P. Schöffer durch Kauf ebenfalls an sich gebracht hatte. Letzteres Haus ist der heutige Dreikönigshof in der Schustergasse zu Mainz, wie schon der berühmte P. Dürr in einer noch ungedruckten Dissertation de Curia ad S. S. tres Reges erwiesen hat.

4. S. Guden. Cod. dipl. T. II, p. 492,

mit seinem Verbündeten, Konrad Helle, einem Schweizer von Geburt, [1] zu Paris, wo sie unter andern die überaus prächtige im Jahre 1470 veranstaltete Ausgabe der Briefe des Hieronymus nicht allein theuer verkauften, sondern auch große Ehre und Verdienst sich erwarben. [2]

Daß Geld und Gut, Ansehen und Würde, den Menschen nicht immer glücklich oder zufrieden machen, dies zeigt sich bei Schöffer zur Genüge. Schon nach Fustens, seines Schwiegervaters, Tode, scheint ihm der Aufenthalt zu Mainz nicht mehr so angenehm gewesen zu seyn, als vorher; denn schon damals fing er an sich nach dem Orte zurück zu sehnen, wo er geboren war; schon damals reifte in ihm der Gedanke, wie ich wahrscheinlich vermuthe, in der schönen Gegend seiner Vaterstadt am Rheine den Winter seines Lebens in Ruhe zu vollenden; in der Heimath seiner Väter zu sterben, und seine Ruhestätte in der Nähe seiner geliebten Eltern zu erhalten. Im Jahre 1467, und also gleich nach Fustens Tod, kaufte er in

1. In den Miscellen für die neueste Weltkunde, Nro. 57. des Jahrs 1810, wird ausdrücklich bewiesen, daß Konrad Helie ein Schweizer, und auch wirklich Buchdrucker in der Schweiz gewesen sey. Ein gewisser gelehrter Diplomatiker in Mainz glaubt, daß dieser Helie ebenfalls eine Tochter Fustens zur Frau gehabt habe. Wirklich gibt der in dem Kloster zu S. Victor zu Paris im Jahr 1471 gestiftete Jahrstag (wovon uns Maittaire Nachricht ertheilt) nicht undeutlich solches zu verstehen.

2. Die Abtei S. Victor zu Paris bezeugte den Buchdruckern, von welchen sie das schöne Werk: Epistolae S. Hieronymi, erhalten hatte, nebst der Bezahlung von zwölf Goldscudi noch die Ehre, daß sie ein ewiges Jahrgedächtniß für die Familie von Fust, Schöffer und Helie stiftete.

Gernsheim Güter, welche er späterhin mit Haus und Hof vermehrte. [1]

Christine, Schöffers vertrauliche Gattin, war aber schon frühe den Weg alles Fleisches gewandelt, und hatte den trostlosen Wittwer mit fünf Kindern verlassen. Schöffer beweinte lange die gesellige Freundin, und nur seine fünf Kinder, größtentheils noch klein an Verstand und an Jahren, bewegten ihn zur zweiten Eheverbindung. Sie geschah im Jahre 1487 mit einer Wittwe von Gernsheim. [2]

Aus dem Güterankaufe Peter Schöffers zu Gernsheim, der bis 1500 fortgeht, dann aber gänzlich aufhört, ist leicht zu schließen, daß um diese Zeit der ehrsame Schöffer Todes verblichen, welches auch mit den Meinungen der Gelehrten übereinstimmt; nur daß diese zu Mainz ihn sterben ließen, ich ihm aber aus vorangezeigten Gründen seine Ruhestätte zu Gernsheim gebe. Ist Guttenberg wohl eines Denkmals würdig, woran nicht zu zweifeln, so ist es Schöffer nicht minder; denn er ist Vollender der Kunst, die Guttenberg sinnreich erfand. Die Stadt Gernsheim wäre zur Aufstellung dieses Denkmals am

1. Schon Würdtwein hat in seiner Biblioth. Mog. p. 57 in nota, die nämliche Bemerkung gemacht. Des Peter Schöffers Haus befand sich vermöge des Indicialbuches, hinter der Herren von Erbach Hof, worin dermalen die Arweilerische Tabaksfabrik ist, wo dasselbe auch noch heut zu Tage ziemlich verlässig zu finden ist.

2. Der desfallsige Ehekontrakt findet sich im Indicialbuche und ist vom Jahre 1489 datirt. Aus demselben ist ersichtlich, daß Peter Schöffer schon einige Jahre vorher besagte Wittwe geheirathet hatte: sie hieß Kätchen, und brachte ihm zwei Kinder zu, Wendelin und Elschen. Peter Schöffers Kinder aus erster Ehe werden benennt: Kunz, Henchen, Margret, Appel und Barbe.

besten geeignet; doch wie lange wird wohl der majestätische Rhein seine Silberfluthen an die Ufer dieser Stadt anschlagen, ehe solches geschieht? Ich begnüge mich daher, zum Lobe Peter Schöffers die Verse von Arnold von Bürgel hier beizufügen:

»Et levi ligno sculpunt hi grammata prima, [1]
»Quae poterat variis quisque referre modis.
»Sed quia non poterat propria de classe character
»Tolli, nec variis usibus aptus erat,
»Illis succurrit *Petrus* cognomine *Schoeffer*.
»Quo vix caelando promptior alter erat.
»Ille sagax animi praeclara toreumata finxit,
»Quae sanxit *matris* nomine posteritas.
»Et primus vocum fundebat in aere figuras,
»Innumeris cogi quae potuere modis.« —

So weit Dahl. In der von dem höchstseligen Kurfürsten von Mainz, Friedrich Karl, hinterlassenen Hofbibliothek zu Aschaffenburg befindet sich ein Werkchen, worüber Heinse in dem dazu verfertigten Catalogue raisonné mit seiner ihm eigenen Laune also spricht:

Historia seu providentia Mariae Virginis ex Cantico Canticorum iconice exhibita. [2]

Ein Werkchen in sechszehn Blättern, jedes nur auf einer Seite mit Holzschnitten bedruckt, wovon deswegen vierzehn zusammengeleimt sind, so, daß nur neun bleiben. Sie sind voll kleiner Figuren, meistens in Gruppen, um welche Sprüche aus dem hohen Liede herumgehen, die sie

1. Scil. Guttenberg et Fust.
2. Heinse nennt es also. Der Titel ist nicht am Werk.

erklären, und auf Maria, die Mutter Gottes, hindeuten sollen. Unser Exemplar ist in seiner Ausgabe einzig ganz. Wenn es auf Seltenheit ankäme, so wäre es ein Schatz, und hätte seines Gleichen nicht. [1] Doch hat das Büchelchen nicht wegen der Seltenheit allein seinen Werth, sondern es lassen sich noch allerlei interessante Betrachtungen dabei anstellen.

Gerhard Meermann, Syndicus von Rotterdam, ein berühmter niederländischer Gelehrter, hat einen starken, schön lateinisch geschriebenen, und schön gedruckten Quartanten, unter dem Nahmen: Origines typographicae, mit bewunderniswürdigem Fleiß und großen Kosten ausgearbeitet, und unserm Kaiser Franz, dem Gemahl der Maria Theresia dedicirt, um zu beweisen, daß ein Bürger der Stadt Harlem, mit Nahmen Laurenz, genannt der Küster, mehrere Jahre vor Guttenbergen, schon im Jahr 1428, die Buchdruckerkunst zwar noch im Rohen, mit hölzernen Lettern, erfunden und ausgeübt, und daß Guttenberg sie nur mit in Metall gegossenen Stäbchen, die hernach zu Lettern ausgegraben wurden, verbessert, und endlich Schöffer mit sogleich in ihrer Form in Matrizen, wie er sie nannte, gegossenen zur Vollkommenheit gebracht habe.

Unter die Bücher, die Laurenz Küster herausgegeben habe, rechnet nun Meermann auch unser Werk. Man sehe Seite 228 seines Buches. Man hat davon zweierlei Ausgaben. Von der einen sind noch drei Exemplare vorhanden. Das eine befindet sich in der Bibliothek des Erzherzogs Ferdinand von Mailand, das andere in der Bodlejanischen, und das dritte in der des Crevenna. Diese

1. Der Kurfürst hat 500 Dukaten dafür gegeben.

drei sind sich völlig gleich. Von der zweiten Ausgabe werden allein neun Blätter auf dem Stadthause zu Harlem wie ein Heiligthum aufbewahrt. Alle Blätter beider Exemplare sind nur auf einer Seite bedruckt.

Die neun Blätter oder Seiten auf dem Stadthause zu Harlem weichen in verschiedenem von denselben Seiten der drei andern Exemplare ab. 1. Ist der Druck darin blaß, in jenen schwarz. 2. Sind die Figuren und Lettern besser. 3. In dem Blatte, welches anfängt, Ecce dilecto meo, sind sechszehn Bäume, in den andern nur neun und ein halber. 4. In dem, welches anfängt, Iudicavi, quem diligit, ist ein Widder mit drei Schäfchen, in den andern ein Widder mit nur zweien. 5. In dem andern, welches anfängt, Tota pulchra es amica mea, sind oben 17 ½ Rosen und unten 17 Rosen, in den andern oben 14 Rosen und unten 16. 6. Sind in dem Harlemer Exemplare die Druckfehler nicht, die in den andern stehen. 7. Im ersten Blatte, welches anfängt: Osculetur me osculo oris sui, quia meliora sunt ubera tua vino, steht in den andern viro. 8. In dem, welches anfängt: Dilecte mi, egrediavi in agrum, steht für Facicul (fasciculus) Faricul. Noch steht in dem Harlemer Exemplar, welches das wichtigste, auf dem ersten Blatte in den Holzschnitt selbst genau und gerade mit denselben Lettern eingedruckt: Dit is die Voersienicheit van Marie der Moeder Godes. En is geheten in Latin Canti, welches bei den andern fehlt. Meermann hält wegen dieser Abweichungen das Harlemer Exemplar für die Original-Ausgabe und die andere für eine nachgemachte; und schreibt jenes seinem Buchdruckerkunst-Erfinder Laurenz zu.

Herr von Heinecke hält aber gerade eben dieser Abweichung wegen das Harlemer Exemplar für das nachgemachte Werk, und die andere für Original. Seine Gründe sind: 1. Die ältesten Ausgaben haben überhaupt keine Titel. 2. Schwärzer oder blässer beweist nichts; so ist's noch jetzt. 3. Die mehreren Bäume, Schafe, Rosen sind Vermehrungen, und zeigen eher eine zweite Ausgabe an; so wie die Verbesserung der Druckfehler. Hierzu kömmt noch, daß Crevenna bei seinem Exemplar in zwei Blättern das Zeichen des Ochsenkopfs mit dem aufrechten Stabe, an dessen Ende ein Stern steht, gefunden hat, welches Papier allein, wie Marchand behauptet, den ersten Mainzer Druckern eigen ist; (wenigstens findet man es erst lange nachher verändert, auch bei den Straßburgern und Baslern,) auch schreibt er in seiner Histoire de l'Imprimerie, Seite 14, dieses Werk ohne Anstand den ersten Versuchen der Mainzer zu.

Unser Exemplar ist genau so, wie Meermann das Harlemer beschreibt, und nach dem Herrn von Heinecke die zweite Ausgabe. Also einzig, so viel bis jetzt bekannt, da es vollständig ist. Schade, daß die Blätter zusammengeleimt sind, und man das Zeichen im Papier nicht sehen kann. In unserm Exemplar fehlt aber die holländische Ueberschrift auf dem ersten Blatte. Wahrscheinlich hat diese nachher ein Harlemer für seine Familie hineingedruckt, damit sie wissen möge, was die Figuren bedeuten sollen. Sie lautet auch schon an und für sich mehr wie Anmerkung, als Titel. Von dem Urheber selbst wäre der Titel natürlich lateinisch, wie das andere.

Der Herr von Heinecke drückt sich über den ganzen dicken schönen Quartanten Meermanns, und dessen viele

Mühe und Kosten, mit dem bittersten Hohn und Spott aus, indem er in seiner Idée générale d'une collection complette d'Estampes, avec une Disertation sur l'origine de la Gravure et sur les prémiers livres d'images, Seite 291 sagt:

»Um alle diese Geschichten der Holländer wohl zu verstehen, muß man wissen, daß die Stadt Harlem bis auf das Jahr 1560 nicht wußte, daß ihr Küster Laurenz Buchdrucker war, und noch weniger wußte, daß er die Buchdruckerkunst erfunden habe, und die Kunst in Holz zu schneiden. Es gab Holzschnitte und Bücher ohne Jahrzahl und Nahmen, die sich niemand mit Gewißheit zueignen konnte, und die Holländer vernachläßigten nicht, diese der Stadt Harlem und deren Küster zuzueignen. Und weil sie seit den 130 Jahren, da sie waren erfunden und gedruckt worden, noch kein Exemplar von allen diesen Büchern besaßen, so ereignete sich in dem Jahr 1654 eine sehr günstige Gelegenheit, daß sie einen Haufen davon in einer Bücherversteigerung zu Haag erstehen konnte. Der Magistrat von Harlem ersteigerte sie also sammt der Kiste, worin sie sich befanden; und diese Kiste war nun auch noch von ihrem Küster erfunden und verfertigt.«

So viel ich weiß, hat dieser Kapitalsarkasmus von einem so grundgelehrten Manne, der ganzen holländischen Erfindung so ziemlich ein Ende gemacht, und es hat sich weiter kein Mensch mehr darum bekümmert, da sie gar zu beschwerlich, langweilig und höchst unangenehm zu untersuchen ist. Während ich aber Berufswegen in den holländischen Sümpfen mich herumtreibe, habe ich doch ein altes, kleines Nest entdeckt, das von Natur sehr fest zu seyn scheint, worin ein Kommandant wie Elliot sich noch

lange halten könnte, wenn kein Verräther einen unbekannten Weg dahin entdeckte.

Wenn die Holländer weiter nichts wollen, als: sie hätten eben die Sache zuerst in Anregung gebracht, so wird man sie schwerlich daraus vertreiben. Und weiter will ja Meermann nichts, seiner eigenen Vernunft überlassen, und nicht von einem Philosophen schimpflichen National-Vorurtheil befangen. Sein erster Gedanke war: Num salva ratione supponi posset eo loco ars nata, ubi statim evecta ad tantum perfectionis culmen est? Man kann ihm freilich antworten: es kommt auf den Mann an, der eine Sache zuerst angreift; und ihm den Homer mit seiner Iliade vorführen, den Aeschylos mit seinen Schauspielen u. s. w. Aber nun zieht er sich in sein altes, kleines, festes Nest zurück, das ist: die cöllnische Chronik vom Jahr 1499, die Johann Karlhof gedruckt und herausgegeben hat, und fängt an, mit glühenden Kugeln herauszufeuern.

»Ulrich Zell, gebürtig von Hanau, lernte die Buchdruckerei bei den Mainzern Fust und Schöffer, begab sich dann nach Cölln am Rhein, und pflanzte hier die erste Buchdruckerei fort. Dieser erzählte mir aus seinem Munde, fährt nun der Chronikschreiber fort, daß Guttenberg, Fust und Schöffer die Buchdruckerkunst so hoch empor gebracht hätten, als sie jetzt ausgeübt wurde, aber **so is doch die eyrste Vurbyldung von den in Holant uyff den Donaten, die daeselffst vur der tzyt gedruckt syn. Ind von ind uyff den is genommen dat begynne der vursz** (ersten) **Kunst.** Diese Karthaune läßt sich so gerade zu nicht wegbringen.« Darauf schicken die Holländer noch ein glattzüngiges Manifest unter das Perückenheer der Belagerer, nämlich etwa.

»Wie viel große Dinge sind nicht in der Welt geschehen durch den elendesten ersten Druck oder Stoß. Die Gährung war in allen Gemüthern, sich gemeinschaftlicher, gemächlicher, als durch unendlich langweilige geschriebene Buchstaben mitzutheilen. Die Geisterwelt war kein kleines Athen mehr. Irgendwo brach es aus. Nicht gerade beim Spundloch, oder wo man fein ordentlich den Hahn hinsteckt, zu Rom, Paris oder London, Mainz, Straßburg, sondern in einem Winkel, wo die Frösche quacken — zu Harlem in Holland. Das ist so das Spiel, die Laune der Natur! Sie bringt alle ihre schönsten Werke im Verborgenen hervor, wo kein kluger, vernünftiger, gescheidter Mensch, kein Professor und Rector magnificus daran denkt. Ja wahrhaftig, sie ist manchmal so tölpisch, wie ein Bauer, wie ein Laurenz, der Küster, im blauen Rock mit schwarzer Weste und Hosen und einem Federmesser in der Hand, der auf einem Spaziergange des Sonntags Nachmittags durch ein anmuthiges Wäldchen aus einem Buchenast das A B C für seine Jungen ausschneidet, und so ins Gras gelagert, aus honettem Zeitvertreib die Buchdruckerkunst erfindet.«

»Nun kamen die Mainzer mit ihrem Verstand, ihrer Feinheit im Mechanischen, und brachten bald das rohe Produkt zur Vortrefflichkeit. Ein Guttenberg mit seinem anhaltenden Enthusiasmus, seiner Feinheit; und ein Schöffer mit seiner Gewandtheit, hätten die netten, gegossenen, beweglichen Lettern des Tags ein Dutzendmal immer von neuem erfinden können; es brauchte dazu keinen Baskerville, Bodoni und Didot.«

»Wie die Begebenheiten genau entstanden und aufeinander gefolgt sind, können wir schlechterdings, Hochzuverehrende Herren, nicht mehr wissen, geschweige noch

den müßigen Neugierigen vollkommen sinnlich darstellen. Die Erfinder hielten es schon damals geheim mit Eidschwüren. Wer sich darauf einläßt, kann leicht lächerlich gemacht werden. Uebrigens muß der gelehrte Herr von Heinecke das schöne Werk unsers Gerhardt Meermann nicht der gehörigen Aufmersamkeit gewürdigt haben. Da ist der Spiegel menschlicher Bedürfnisse, die ars moriendi: die Mariae virginis, da sind die Donate u. s. f.«

»Ob die Werke gerade unserm Küster Laurenz gehören, können wir nicht mit Dreiangeln und Quadraten beweisen, aber es ist doch höchst wahrscheinlich nach allen Deduktionen unseres Vorfechters, und eben durch die **Cronica van der hilliger Stadt van Coellen.**«

Wenn die Holländer bei einer solchen Sprache geblieben wären, so würden sie nicht so viele und große Widersacher gehabt haben. So aber ist gleichsam die Carte blanche, die ihnen Ulrich Zell verliehen, so voll augenscheinlich alberner Mährchen und grober boshafter Lügen nach und nach geschmiert worden, daß jeder rechtliche Mann gegen die Käsekrämer, selbst unser ehrlicher Leibnitz, sich empört hat. Noch Meermann erzählt getreulich nach, und macht den Herrn von Gänsfleisch, den er für den ältern Bruder Guttenbergs ausgibt, zum Buchdruckerjungen bei seinem Küster und zum abentheuerlichsten Spitzbuben und Räuber, als ob Guttenberg nicht selbst die hölzernen Buchstaben zu gleicher Zeit hätte erfinden, und Ulrich Zell, oder der Cöllner Chronikschreiber, irren können.

Jetzt bleibt auch nichts übrig, wenn die Mainzer die Erfindung der Buchdruckerkunst schlechterdings mit Haut und Haar ganz allein in den neuern Zeiten haben wollen,

als dem Ulrich Zell oder Cöllner Chronikschreiber die Glaubwürdigkeit zu benehmen. Und ich sehe nicht ein, daß ihnen dieses jetzt viel mehr Ehre bringen werde, besonders da noch die Donate da sind. Denn der Gedanken der Möglichkeit und selbst Ausführung derselben, müssen wir schon dem König Agesilaus lassen, der, um seine Armee aufzumuntern, auf die Leber eines Opferthieres das Wort NIKH, Sieg, recht schön und leserlich druckte, das er natürlich mit frischer Farbe verkehrt in der Hand hatte, und der also doch im Grunde immer der erste Buchdrucker bleibt, bei dem, besonders da er ein Spartaner und berühmter Held ist, Guttenberg allemal im Kampfe einen schweren Stand haben würde.

Die Mainzer brauchen zu keinen solchen Armseligkeiten ihre Zuflucht zu nehmen. Wie viele prächtige Werke mit Unterschrift, Wappen, Jahr und Tag sprechen nicht den Ursprung der Buchdruckerkunst bei ihnen von selbst aus? Sume superbiam quaesitam meritis! vernünftig übersetzt: wenn du stolz seyn willst, so mußt du wenigstens etwas gethan haben, und etwas Wichtiges. Dann darf man es: und muß man es sogar, nach der strengen Moral, wie summus Aristoteles gründlich erhärtet. Mainzer haben nicht allein die Buchdruckerkunst erfunden, und das Licht in die Welt verbreitet, sondern sie haben auch gleich anfangs dieselbige fast bis zur Vollkommenheit gebracht; denn an Schönheit und Nettigkeit des Drucks dürfen sich mit größter Ehre Guttenberg, und sein Hauptmann Schöffer, auch als praktische Künstler, mit Baskerville, Bodoni und den Didots in eine Reihe stellen. Und was ist Ausübung gegen göttliche Erfindung? Es ist, als ob einer Haydn mit dem Hornvirtuosen Stich einan-

der gleich stellen wollte, der aus Grimm über seinen Schneidersnahmen denselben Punto übersetzt hat, als ob er dadurch auf einmal etwas bessers wäre.

Uebrigens gesteht noch Meermann, daß der Wechselbalg des holländischen Gemächtes zuverlässig bald erstickt seyn würde, wenn der Mainzer Aeskulapius mit seiner göttlichen Kunst nicht zu Hülfe gekommen wäre. Und so wollen wir nun den peloponesischen Krieg dahin gestellt seyn lassen, aber doch großmüthig das kleine Monstrum noch neben unsere herrliche Mainzer Werke stellen, als ein Denkmal desselben, sey es ächt oder unächt.

So weit der geniale Heinse. Was nun mein Urtheil über die Erfindung dieser eben so nützlichen als gefährlichen Kunst betrifft, so muß ich aufrichtig gestehen, daß es mir, obwohl ich ein geborner Mainzer bin, sehr gleichgültig ist, ob sie zu Harlem, oder zu Straßburg, oder zu Mainz zuerst getrieben wurde. Man hielt sie schon bei ihrer Entstehung für eine Erfindung des Teufels, und aller Wahrscheinlichkeit nach ist der eben so gehalt- als poesiereiche Volksroman, der Doctor Faust, durch sie veranlaßt worden, dessen tiefen Sinn schon Lessing, Göthe und Klinger dargestellt haben.[1] Der Ruhm meiner Vaterstadt ist durch andere große Männer und Begebenheiten, welche aus ihr hervorgegangen sind, in der Geschichte so fest gegründet, daß es ihr eben so gleich-

1. Der Abt Trithemius führt zwar in seinen Schriften einen Johann Faust als einen geschickten Alchimisten und einen Naturkundigen an, welcher zu seiner Zeit viel Aufsehen gemacht habe; allein ich halte immerhin den Johann Faust von Mainz für den Gegenstand des Romans, denn er wurde selbst in Paris für einen Schwarzkünstler gehalten. Vielleicht hat die Schwarzkunst selbst von der Druckerei ihren Nahmen.

gültig seyn kann, ob einer ihrer Bürger, Guttenberg, die Buchstaben zuerst beweglich gemacht, oder einer ihrer Mönche, Berthold Schwarz, wie Münster behauptet, die Höllen- und Pulvermaschinen erfunden habe.[1]

Indeß haben beide Erfindungen, sie mögen, woher sie wollen, gekommen seyn, nicht zu berechnende Folgen auf das politische und religiöse System der Christenheit gehabt. Die Erfindung der Buchdruckerei brachte die Schriften der Gelehrten und Staatsleute, welche zuvor nur bei Höfen und Universitäten bekannt und bewahrt waren, nun auch unter die Völker und Gemeine. Dadurch entstand eine neue und allgemeine Gährung in den Köpfen und Gemüthern der Menschen. Die Liebe zu den Künsten und Wissenschaften vermischte sich mit der Liebe zur Freiheit und Gesetzlichkeit. Bischöfe und Fürsten, Gelehrte und Ungelehrte, Städte und Zünfte forderten eine allgemeine Reformation in der Kirche, wie in dem Reiche, unter den Häuptern wie unter den Gliedern. Wir haben bereits die Reichsreform angeführt, welche der Kaiser Maximilian und sein Erzkanzler der Kurfürst von Mainz in

1. Der selige Schunk hat in seinen Beiträgen zur Mainzer Geschichte folgende Urkunde angeführt, welche des Münsterus Angabe ziemlich bestätigte. Sie heißt: Archiepiscopus Mogunt. (Henricus III.) sibi Lud. nro in Ehrenfels Thelon. mand. quatenus absque omni mora Ignis sagittarium videlicet Furschüzen tecum in Ehrenfels commorantem ad nos Aschaffenburgum cum omnibus apparamentis transmittere non obmittas, et dicas sibi, si aliquem in sua arte similem sciat, quod illum una secum adducat. Dat. Asch. ipsa btorum Symonis et Judae Apostolorum — et necessaria secum ad artem suam nostro nomine emat et procuret. Dat. ut sup. Anno Dni. MCCCXLIIII

Teutschland nicht ohne heilsamen Erfolg begonnen haben; eine gleiche Verbesserung der Reichsverfassungen ging jetzt auch unter den übrigen christlichen Nationen vor. Italien war zwar, wie Teutschland, in mehrere Fürstenthümer und Republiken vertheilt, allein die Nation erkannte sich doch, durch den Ruhm ihrer Künste und die Freiheit ihrer Verfassung belebt, als ein Ganzes gegen auswärtige Völker.[1] Wie das Kaiserthum der teutschen Nation Einheit und Stolz gab, so das Pabstthum der italienischen. Beiden Nationen schmeichelte es, jener, das Oberhaupt der weltlichen, dieser, das Oberhaupt der geistlichen Gewalt an ihrer Spitze zu haben. Die einzelnen Königreiche in Spanien waren, ihrer Freiheiten und ständischen Verfassungen ohnbeschadet, durch die Verehelichung Ferdinands von Arragonien mit Isabellen von Castilien wieder zu einer ganzen Nation zusammen geschmolzen; und obwohl beide Regenten die Einheit der Monarchie fest zu gründen suchten, so stand noch immer der Justiza da, welcher dem Könige sagen konnte: »Wir, die »wir einzeln so viel wie du, zusammen, mehr sind, als »du, wir haben dich zu unserm Herrn angesetzt, auf daß »du unsere Rechte und Freiheiten beschützen sollst, wo »nicht, nicht.« In Frankreich hatte der listige König Ludwig XI. die Feudalanarchie niedergedrückt, darob erhielt die Monarchie jene Einheit und Festigkeit, welche nur durch die Parlamente und Generalstände beschränkt werden konnte. In England galt noch die Magna Charta mit Ober- und Unterhaus und den geschwornen Gerichten. Die Parteien der weißen und rothen Rose hatten sich in Heinrich VII. vereinigt. Irland wurde

1. Besonders gegen die Teutschen, Franzosen und Saracenen.

mit England verbunden, und bald sollten die drei britischen Königreiche, wie jetzt, durch das Haus Stuart unter einem Scepter vereinigt werden. Eine gleiche Vereinigung galt jetzt durch die calmarische Union auch den drei nordischen Reichen von Schweden, Dänemark und Norwegen. Jedes behielt seine eigene Verfassung und Regierung mit Ständen und Gesetzen; nur gegen die künftige Macht ihrer Nachbarn sollten sie als scandinavische Halbinsel, mit gemeinschaftlichen Waffen fechten. Unter den slavischen Reichen hatte Jagello Polen und Lithauen vereinigt, und Casimir gab dem Ganzen eine bessere Verfassung. Ungarn beherrschten nach Stephans und Belas Gesetzen Johann der Huniade und Andreas Corvinus, bis es, mit Böhmen, als eine Vormauer der ganzen Christenheit unter die Oestreicher kam. Selbst das bisher unter den christlichen Nationen fast unbekannte Rußland riß sich durch seinen Basilowitz zugleich aus der Sclaverei der Mogoln und der Barbarei.

Nach diesen wichtigen Staatsreformen in den einzelnen christlichen Reichen wollte man auch eine Reform des christlichen Kaiserthums und der christlichen Kirche vornehmen. Der von den Kurfürsten gewählte teutsche König wurde zwar noch, wie zuvor, von allen christlichen Nationen als das weltliche, so wie der von den Cardinälen gewählte römische Bischof, als das geistliche Oberhaupt der ganzen Christenheit angesehen. Allein beide höchste Oberhäupter standen unter den Gesetzen der Kirche und des Reichs, und konnten, wenn sie darin Eingriffe wagen wollten, jener von den Kurfürsten, dieser von den Bischöfen abgesetzt werden. Daher sahen wir seit den kräftigen Hohenstaufen das Reich, seit der Flucht der Päbste nach Avignon die Kirche, durch Schismen und

zwiespaltige Wahlen zerrissen. Dadurch wurden die Sitten der Geistlichen und der Fürsten so ausgelassen, daß nothwendig ein allgemeiner Aufstand des Volkes zu befürchten war, wenn dem Uebel nicht durch kluge Maaßregeln gesteuert wurde. Diese gefährliche Lage der Dinge beherzigend, beredete der Kaiser Sigismund im Jahre 1411 zu Lodi den Pabst Johannes XXIII., daß er zur Verbesserung der Kirche und zum Wohle des heiligen römischen Reichs, ein allgemeines Concilium berufen möge. Dieses wurde sonach auch am 5. November des Jahres 1414 zu Constanz, einer rheinischen Stadt am Bodensee, eröffnet. Darauf erschienen von den weltlichen Fürsten mit zahlreichem Gefolge, Sigismund, als Kaiser vom Occident und Schirmvogt der allgemeinen Kirche, und ordnete für die Sicherheit und Bequemlichkeit der Kirchenväter und der Gesandten der christlichen Nationen, Wohnung und Wache an. Er kam zugleich als König von Ungarn und Böhmen, und folglich als Oberhaupt dreier christlichen Völker. Mit ihm erschien auch Emanuel Paleologus, als Kaiser vom Orient, in Absicht die lateinische und griechische Kirche wieder zu vereinigen. Beiden hohen Häuptern folgte ein großer Theil der Kurfürsten und die Gesandten von allen christlichen Königen und Nationen; sie waren von mehreren hundert Fürsten, Grafen, Rittern und Herren begleitet. Dann kam der Pabst Johannes XXIII. in eigener Person [1] mit neunundzwanzig Cardinälen. Auf dem Concilium selbst versammelten sich die Patriarchen, Primaten, Erzbischöfe, Bischöfe und die Doctoren von allen christlichen Kirchen und hohen Schulen. Nicht allein

1. Die Gegenpäbste Gregorius XII. und Benedict XIII. schickten Gesandte.

die größten Theologen waren mit Wort und Lehre da, sondern auch noch eine Menge Juristen, Mediziner und Lehrer der freien Künste. Von dem zahlreichen Gefolge dieser hohen Häupter der Christenheit will ich nicht reden. Es diente dem hohen Zwecke der Versammlung mehr zur Last als Beförderung. [1]

Nachdem nun im Nahmen einer jeden christlichen Kirche oder Nation die Beschwerden gegen Mißbräuche angeführt, ihre Wünsche geäußert waren, begann man das große Werk einer allgemeinen Kirchenreformation an Haupt und Gliedern. Weil ich mir vorgenommen habe, diesem wichtigen Theile der Geschichte, besonders in so weit sie auf die Rheingegenden Einfluß hatte, das ganze folgende Buch zu weihen, darum habe ich in diesem Buche nur eine kurze Schilderung der Verfassung und des Zustandes des heiligen römisch-teutschen Reichs und der allgemein-christlichen Kirche vorausgeschickt. Ich bitte daher meine Leser, sich dessen hier zu erinnern oder es noch einmal zu lesen, was ich in dem zweiten Buche dieser Geschichte über die Gründung, Verfassung und Verbindung dieser zwei ungeheuern Körper gesagt habe. Seit dem Siege Klodwigs über die Allemannen, 496, wo sich das Teutschthum eigentlich mit dem Christenthum vermischte, bis zur Regierung Karls V. und Luthers Erscheinung, 1500, also über tausend Jahre, gingen beide mit oder gegen einander unter den christlichen Völkern fort. Und nun, nach einem so großen Zeitlauf, nach so vielen Zerrüttungen und Stürmen, finden

1. Ueberhaupt zählte man 29 Cardinäle, 20 Erzbischöfe, 22 Bischöfe, 124 Aebte, 19 weltliche Fürsten, 83 Grafen und 530 Doctoren.

wir sie, sowohl in ihren Theilen, als im Ganzen, unerschüttert, ja einer gänzlichen Verbesserung nahe. Noch stehen die christlichen Nationen nach eigenen Sprachen und Sitten in ihren Grundzügen unverkennbar, von ihren alten natürlichen Grenzen umschränkt, wie zu den Zeiten Karls des Großen; noch sind sie durch Kaiserthum und Pabstthum zu einer allgemeinen christlichen Republik, zu einer allgemeinen christlichen Kirche verbunden. Denn sie waren auf die festesten Stützen der bürgerlichen Gesellschaft, auf der einen Seite in dem Himmel durch die Religion, auf der andern in die Erde, durch die Nationalgüter, befestigt. Auch nachdem sie gegen das fünfzehnte Jahrhundert zuerst durch eifrige Reformatoren in ihren Lastern offen angegriffen, und gegen das siebenzehnte durch eitle Grübler in ihren Grundfesten heimlich untergraben wurden, hielten sie noch die Stürme von drei ganzen Jahrhunderten aus, ehe sie in unsern Tagen zusammen stürzten.

Hierauf sahen wir neue Menschen auftreten, welche nicht nur Religionen und Staaten, sondern sogar Gott und die ganze Natur a priori konstruiren wollten; und da ihre nach einem mathematisch ausgemessenen Zifferblatt aus der Luft gegriffene Staats- und Kirchenuhr a posteriori nicht gehen wollte, hingen sie ihr das schreckliche Gewicht der Gewalt und Guillotine an, und das ganze System der religiösen, moralischen und politischen Ordnung lag zu Boden. Selbst der Mensch, dem Gott Glück, Verstand und Kräfte gab, um auf die Grundpfeiler des alten ein neues Gebäude zu errichten, ging vorüber, wie eine glänzende Lufterscheinung, welche eine Zeitlang erleuchtet oder schreckt, aber nach einigen Minu-

ten wieder in das Dunkel verschwindet, woher sie gekommen war.

Und nun, nachdem man das alte große Gebäude, seiner Festigkeit wegen, so lange bestritten, untergraben, verlacht, eben so schief beurtheilt, als verbessert hatte, nachdem durch glückliche Ereignisse der Status quo hergestellt, oder ein neues, dem Zeitgeiste angemessenes Gebäude, von Staatsleuten und Gelehrten versprochen, geweissagt und versucht wurde, sieht man zerrissene Nationen, mißvergnügte Völker, papierne Verfassungen, drückende und zugleich aufrührische Prätorianer, Stände, die keine Füße haben, und folglich nicht stehen können, alte und neue Religionen oder Moralitäten und einen Gott, mit dem die Natur erst im siebenten Monat moralisch schwanger seyn soll. Von allen diesen hier nur flüchtig angegebenen Ereignissen sollen die künftigen Theile dieser Geschichte gründlich und beurkundet Rechenschaft geben. Da nun in dem folgenden Zeitalter die menschliche Vernunft frei gegeben wurde, um das wichtige Problem aufzulösen:

Quid virtus et quid sapientia possit?

so wird es der gütige Leser nicht überflüßig finden, wenn ich dem folgenden Theile einige meiner Bemerkungen über Religion, Philosophie und Gesetzgebung vorausgehen lasse, damit er die Begebenheiten desto leichter darnach beurtheilen könne.



Im Verlage der Hermannschen Buchhandlung in Frankfurt am Main erschien zur Ostermesse 1816:

Bundes-Akte, Teutsche. Authenthischer Abdruck. Mit Bewilligung der kaiserl. östreichischen Gesandtschaft am teutschen Bundestage. gr. 4. geh. 12 gr.

Cohen, S. M., Handbuch der gesammten Arithmetik, oder die ganze bürgerliche und kaufmännische Rechenkunst, mit allen dazu nöthigen Rechnungsarten, Regeln, Beispielen, Auflösungen und Erklärungen. 4. Bändchen. Neue Ausgabe. gr. 8. geb. 3 Rthlr.

Fievée, über Staatsverfassung und Staatsverwaltung. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Dr. Ch. F. Schlosser, 1s Bändchen. gr. 8. 1 Rthlr. 4 gr.

Flügel, G. Th., Aufgaben zum Gebrauch bei mündlicher Unterweisung in der Rechenkunst. 2r Theil, in welchem Exempel nach der allerkürzesten Art zu rechnen enthalten sind. Siebente Auflage. 8. geb. 10 gr.

Frontonis, M. Cornelii, opera inedita cum epistulis item ineditis Antonini Pii, M. Aurelii, L. Veri et Appiani nec non aliorum veterum fragmentis, invenit et commentario praevio notisque illustravit Angelus Majus. 2 Tomi c. Tab. aen. 8maj. geheftet 2 Rthlr. 12 gr.

Poppe, Dr. J. H. M., Teutschland auf der höchst möglichen Stufe seines Kunstfleißes und seiner Industrie überhaupt. Vorschläge, Wünsche und Hoffnungen zur Vermehrung des teutschen Wohlstandes 8. geh. 9 gr.

Sammlung der neuesten Uebersetzungen der griechischen prosaischen Schriftsteller. 2r Theil. S. Xenophon.

— desselben Werks. 11r Theil. S. Aristoteles.

Strack, Dr. Friedr., Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische für die mittlern Klassen lateinischer Schulen 8. 10 kr.

Summachi, Q. Aurelii, octo orationum ineditarum partes, invenit notisque declaravit Angelus Maius. Accedunt additamenta quaedam, c. Tab. 8maj. geh. 14 gr.

Xenophons Feldzug des jüngern Cyrus, übersetzt von Friedrich Grillo. Zweite Ausgabe. Durchaus umgearb. von Georg Christ. Braun, 8. 20 gr.



